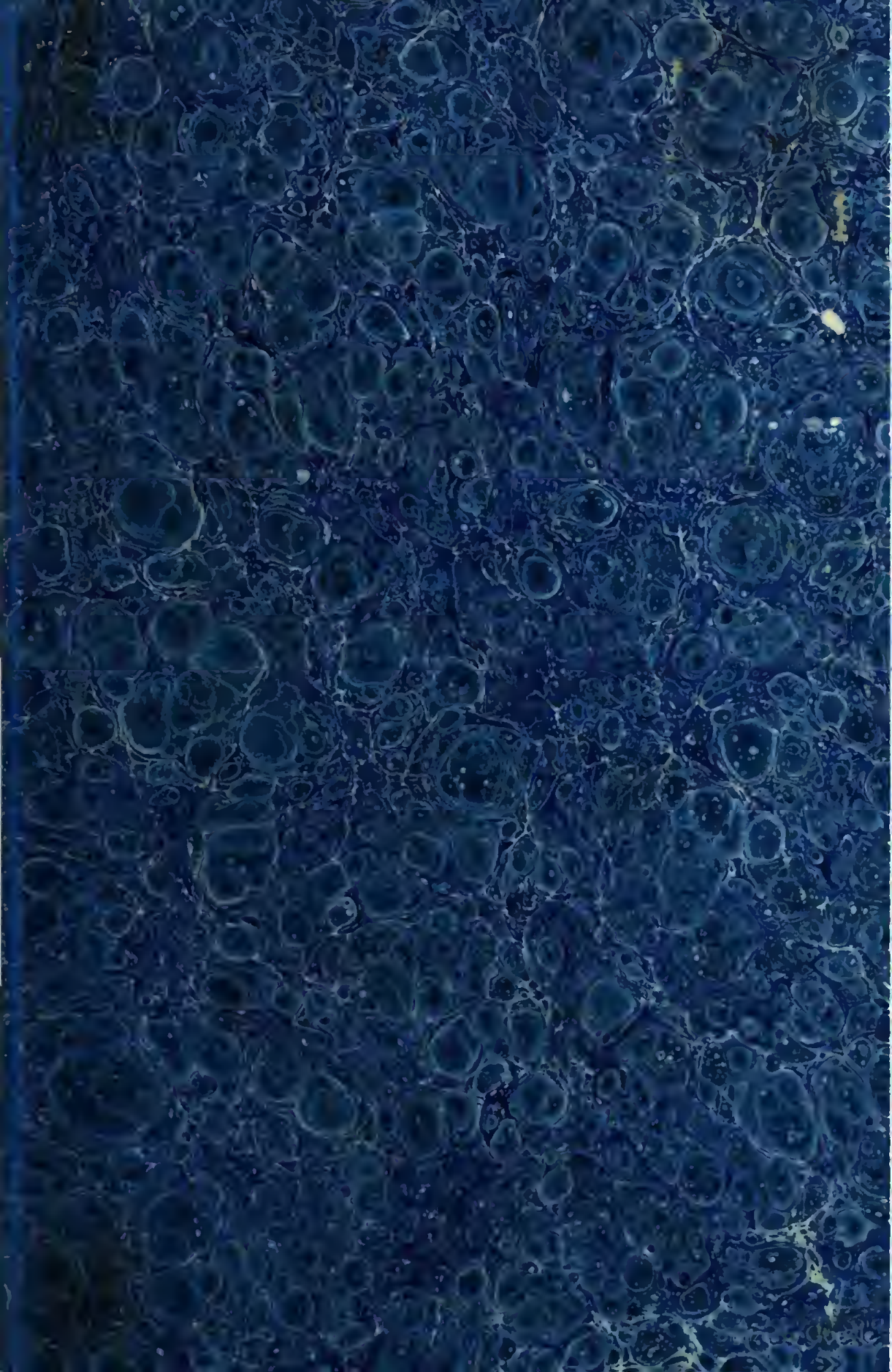
BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
1
19 -E
15
ROMA



XXIII.79

Digitized by Google

Schiller's

sämmtliche Werke.

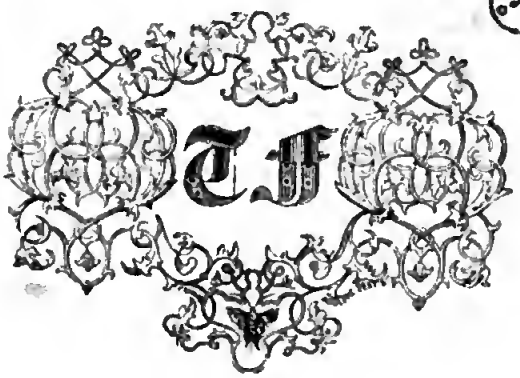
Paris, gedruckt bei Felix Locquin, 16, rue Notre-Dame-des-Victoires.

Schiller's

sämmtliche Werke.

Mit Portrait und Fac-Simile.

Zweiter Band.



Paris,
TÉTOT FRÈRES,
53, PASSAGE DES PANORAMAS.

1836.

Nachrichten von Schiller's Leben.

Für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden als ihr Verfasser. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schiller's vertrautesten Freunden, und wurde von mehreren Personen, die mit dem Verewigten in genauester Verbindung gewesen waren, durch schätzbare Beiträge unterstützt. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schiller's eigene Aeußerungen, oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet. Zu bemerken ist, daß sie im Jahr 1812 verfaßt worden sind.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung verhandener Fähigkeiten; aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem Baierischen Husaren-Regiment nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege sich als Unteroffizier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Kommando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluß des Aachner Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahr 1757 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem Würtembergischen Hülfs-Korps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Kriegs einen Theil der Oestereichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Korps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schiller's Vater erhielt sich durch Mäßigung und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesung einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1759 stand er bei einem andern Würtembergischen Korps in Hessen und in Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in früheren Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten, und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du Weſen aller Weſen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört. Dank dir, gütigſtes Weſen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achteſt! —"

Schiller's Mutter wird von zuverläſſigen Perſonen als eine anſpruchsloſe, aber verſtändige und gutmüthige Hausfrau beſchrieben. Gatten und Kinder liebte ſie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte ſie ihrem Sohne ſehr werth. Zum Leſen hatte ſie wenig Zeit, aber Uz und Gellert waren ihr lieb, beſonders als geiſtliche Dichter.— Von ſolchen Aeltern wurde Johann Chriſtoph Friedrich Schiller am 10 November 1759 zu Marbach, einem Würtembergiſchen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man ſich aus ſeinen früheſten Jahren erinnert, waren Beweiſe von Weichheit des Herzens, Religioſität und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit. Den erſten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moſer in Lorch, einem Würtembergiſchen Grenzdorfe, wo Schiller's Aeltern von 1765 an drei Jahre lang ſich aufhielten. Der Sohn dieſes Geiſtlichen, ein nachheriger Prediger, war Schiller's erſter Jugendfreund, und dies erweckte bei ihm wahrſcheinlicher Weiſe die nachherige Neigung zum geiſtlichen Stande.

Die Schiller'ſche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort ſah der neunjährige Knabe zum Erſtenmal ein Theater, und zwar ein ſo glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Carl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig; es eröffnete ſich ihm eine neue Welt, auf die ſich alle ſeine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerſpielen beſchäftigten ihn ſchon damals, aber ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande verminderte ſich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er ſeinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf dieſe Zeit erinnert ſich ein damaliger Mitſchüler ſeiner Munterkeit, ſeiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch ſeiner edlen Denkart und ſeines Fleißes. Die guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerkſam, der damals eine neue Erziehungsanſtalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen ſeiner Offiziere Zöglinge dafür ausſuchte.

Die Aufnahme in dieſes Inſtitut, die militäriſche Pflanzſchule auf dem Luſtſchloſſe Solitude und nachherige Carlsſchule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürſten, deren Ablehnung für Schiller's Vater allerdings bedenklich ſeyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieſer dem Herzoge freimüthig die Abſicht, ſeinen Sohn ſeinem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanſtalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schiller's Familie; ihm ſelbſt koſtete es viel Ueberwindung, ſeine Neigung den Verhältniſſen ſeines Vaters aufzuopfern, aber endlich entſchied er ſich für das juriſtiſche Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Inſtitut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling ſeine eigene Charakter-Schilderung aufſetzen mußte, wagte Schiller das Geſtändniß:

„daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte."

Auch ergriff er im Jahre 1773 eine Gelegenheit, wenigſtens das juriſtiſche Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bei dem Inſtitute eine neue Lehr-Anſtalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Zöglinge die Wahl, von dieſer Anſtalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte dieſe Aufforderung.

Auf der Carlsſchule war es, wo ſeine früheſten Gedichte entſtanden. Ein Verſuch, das Eigenthümliche dieſer Produkte aus damaligen äußern Urſachen vollſtändig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines ſolchen Geiſtes beſtimmte, blieb natürlicher Weiſe vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umſtände verdienen in dieſer Rückſicht bemerkt zu werden.

Deutſche Dichter zu leſen gab es auf der Carlsſchule, ſo wie auf den meiſten damaligen Unterrichts-Anſtalten in Deutſchland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländiſchen Literatur; aber deſto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopſtack, Uz, Leſſing, Gaethe und von Gerſtenberg waren die Freunde ſeiner Jugend.

Auf dem deutſchen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die beſten Kopfe empörten ſich gegen den Deſpotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darſtellung der Leidenſchaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantaſie und der Sprache ſollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, ſollte er als ein Weſen aus einer hohern Welt erſcheinen, unbekümmert, ob er früher oder ſpäter bei ſeinen Zeitgenoſſen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, ſondern allein durch ſich ſelbſt ſollte die deutſche Dichtkunſt ſich aus ihrem Innern entwickeln. Beiſpiele einer ſolchen Denkart mußten einen Jüngling von Schiller's Anlagen mächtig ergreifen. Daher beſonders ſeine Begeiſterung für Goethe's Götz von Berlichingen und Gerſtenbergs Ugolino. Später wurde er auf Shakſpeare aufmerkſam gemacht, und dies geſchah durch ſeinen damaligen Lehrer, den jetzigen Prälaten Abel in Schönthal, der überhaupt ſich um ihn mehrere Verdienſte erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als

daß er ihn einmal auf der Feſtung Hohenaſperg, aus Theilnehmung an ſeinem Schickſale, beſuchte.

Ein epiſches Gedicht, Moſes, gehört zu Schiller's früheſten Verſuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entſtand ſein erſtes Trauerſpiel: Cosmus von Medicis, im Stoffe ähnlich mit Leiſewitzens Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieſes Stücks ſind ſpäter in die Räuber aufgenommen worden; aber außerdem hat ſich von Schiller's Produkten aus dem Zeitraume von 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die ſich im ſchwäbiſchen Magazin finden. Schiller beſchäftigte ſich damals aus eigenem Antriebe nicht bloß mit Leſung der Dichter, auch Plutarchs Biographien, Herders und Garvens Schriften waren für ihn beſonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelüberſetzung die deutſche Sprache ſtudirte.

Medicin trieb er mit Ernſt, und um ihr zwei Jahre ausſchließend zu widmen, entſagte er während dieſer Zeit allen poetiſchen Arbeiten. Er ſchrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: Philoſophie der Phyſiologie. Dieſe Schrift wurde nachher lateiniſch von ihm ausgearbeitet, und ſeinen Vorgeſetzten im Manuſkripte vorgelegt, erſchien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Curſus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeſchrift: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Der Erfolg davon war eine baldige Anſtellung als Regiments-Medicus bei dem Regimente Augé, und ſeine Zeitgenoſſen behaupten, daß er ſich als praktiſcher Arzt durch Geiſt und Kühnheit, aber nicht im gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein ſtrenges Gelübde von der Poeſie entfernte, kehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die Räuber und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebſt den Produkten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entſtanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entſcheidendſten ſeines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigene Koſten veranſtalten. Deſto erfreulicher war ihm der erſte Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn ſchon im Jahre 1781 der Hof-Kammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieſes Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatiſche Produkte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Direktor des Mannheimer Theaters ſelbſt, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiderte, iſt noch vorhanden, und es ergibt ſich daraus, wie ſtreng er ſich ſelbſt beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch dieſe Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in weſentlichen Punkten, ſelbſt gegen einen Mann, den er hochſchätzte, die Rechte ſeines Werks vertheidigte.

Die ſchriftlichen Verhandlungen endigten ſich zu beiderſeitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Bei dieſer und der zweiten Aufführung im Mai eben dieſes Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reiſe nach Mannheim hatte heimlich geſchehen müſſen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arreſt war die Strafe.

Zu eben dieſer Zeit wurde Schillern durch einen andern Umſtand ſein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch ſich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beſchwerde, und der Herzog verbot Schillern, außer dem mediciniſchen Fache irgend etwas drucken zu laſſen. Dies war für ihn eine deſto drückendere Beſchränkung, je günſtigere Ausſichten ſich ihm durch den glücklichen Erfolg ſeines erſten Trauerſpiels eröffneten. Auch hatte er ſich mit dem Profeſſor Abel und dem Bibliothekar Peterſen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitſchrift unter dem Titel: Würtembergiſches Repertorium der Literatur, herauszugeben, zu deren erſten Stücken er einige Aufſätze, als: über das gegenwärtige deutſche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte, und verſchiedene Recenſionen, vorzüglich eine ſehr ſtrenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indeſſen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen; wozu aber Schiller ſich nicht entſchließen konnte.

In ſpätern Jahren erzählte er ſelbſt, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht ſeine Beſchäftigung mit Poeſie überhaupt, ſondern ſeine beſondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielſeitig gebildeter Fürſt achtete der Herzog jede Gattung von Kunſt, und hätte gern geſehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carlsſchule hervorgegangen wäre. Aber in Schiller's Produkten fand er häufige Verſtoße gegen den beſſern Geſchmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu ſich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle ſeine poetiſchen Produkte zeigen ſollte. Dies einzugehen, war Schillern unmöglich, und ſeine Weigerung wurde natürlicher Weiſe nicht wohl aufgenommen. Es ſcheint jedoch, daß bei dem Herzoge auch nachher noch ein gewiſſes Intereſſe für Schillern übrig blieb. Wenigſtens wurden keine ſtrengen Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er ſpäter ſich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieſer Schritt hatte für ſeinen Vater keine nachtheiligen Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reiſe in ſein Vaterland und zu ſeinen Aeltern wagen, ohne daß dieſe Zuſammenkunft auf irgend eine Art geſtört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo

die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Iffl ands Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reiz er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthatten mehrmalige dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen; seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunkt im Oktober 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beinahe ein Jahr in der Nähe von Meiningen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren: die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes Werk — Kabale und Liebe und die ersten Ideen zum Don Karlos. Im September 1783 verließ er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schiller's Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem Würtembergischen Repertorium, und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gut e stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hasste er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee, Shakspeare's Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Karlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahres 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Produkte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bei Leipzig, in einem fröhlichen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schiller's Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Karlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schil-

ler war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medizin und Geschichte, und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zu Don Karlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas mit enthält.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publikums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schiller's Empfängtichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt."

Ein solches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Karlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meinungen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften, und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt." —

Die Gegend bei Rudolstadt hatte Schillern so sehr angezogen, daß er sich entschloß, den Sommer des Jahres 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volksstädt, nicht weit von Rudolstadt, um das Landleben zu genießen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt, und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet."

Während dieses Aufenthalts in Rudolstadt traf sich's, daß Schiller zum ersten Male Goethen sah. Seine Erwartung war auf's Höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethe's Werken, theils durch Alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erschien in einer zahlreichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italienische Reise, von der er eben zurückgekommen war; aber diese Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewußtseyn eines rastlosen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber saß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen," schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe

rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Und die Zeit lehrte ſchon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigſtens keine Gelegenheit verſäumte, ſich für Schillern, den er zu ſchätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Profeſſor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schiller's Werk über den Abfall der Niederlande erſchienen, und verſprach viel von ihm für den Vortrag der Geſchichte. Goethe und der jetzige Geheim-Rath von Voigt bewirkten daher ſeine Anſtellung als Profeſſor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünſcht, aber zugleich überraſchend, da er zu einem ſolchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit ſeiner Abreiſe von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er ſeine Profeſſur in Jena antrat, beſchäftigte ihn hauptſächlich ſein hiſtoriſches Werk. Er ſchrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubſt kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich ſo viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine ſpätere Aeußerung über den hiſtoriſchen Styl war folgende:

„Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmucks nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neuern haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht beikommt. Das letztr iſt überhaupt nur für unreiſe Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Grenze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtille ſtehen. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung wichtig iſt.“

Eine ſo begeiſternde Anſicht der Geſchichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunſt nicht untreu. Seine poetiſchen Produkte in dieſem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortſchritte, ſowohl in Anſehung der Form als des Inhalts, zeigten ſich ſehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künſtlern. Auch beſchäftigten ihn Plane zu künftigen poetiſchen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epiſchen Gedicht den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrichs des Zweiten zu wählen. Es finden ſich hierüber in Schiller's Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie für ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo nahen Modernität dieſes Sujets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande, würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſeyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das iſt's, was mich an dieſe Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte Duft unſerer Philoſophien, unſere Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer ſchönen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen Cultur u. ſ. w. anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollrn allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt Du wohl ſchwerlich — Kein anderes, als ottave rime. Alle andern, das jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! Wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchö-

ner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade."

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern sehr anziehend. Von Rudolstadt aus schrieb er:

„Ich lese jetzt fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

In dieser Zeit übersetzte er auch Iphigenia in Aulis und einen Theil der Phönizierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis entstanden später, und wurden großentheils durch Schiller's damalige Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahre 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beide wollten dasselbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaße, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

„Mein nächstes Stück," schreibt er, „das schwerlich in den nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs Aeußerste embarassirt, weil die Komposition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle," schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie auf's Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andere Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt."

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Tränmer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft, und zu strenge sondert."

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schiller's Briefen hervorging, wurde in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehre günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreiten, und als der Besitz einer geliebten Gattin einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoires, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der Thalia, sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei

noch Zeit zu Recenſionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er ſchon ſeit 1787 Beiträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göſchen zu einer Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs für einen hiſtoriſchen Almanach aufgefordert, und ein deutſcher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachſen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, ſo viel es die Verhältniſſe erlaubten, beigetragen worden, um Schillern ein gewiſſes Einkommen zu verſchaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der verſtorbene Fürſt Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte, *) eröffnete Schillern die günſtigſten Ausſichten. Für die Gründung ſeines häuslichen Glücks ſchien er nichts weiter zu bedürfen; ſein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es lebt ſich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als ſo verlaſſen und allein — auch im Sommer. Jetzt erſt genieße ich die ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. — Was für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin — Meinem künftigen Schickſale ſehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück.“

Aber eine ſo glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag geſtört. Eine heftige Bruſtkrankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmſte fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorleſungen wären ihm äußerſt ſchädlich geweſen, und alle andern anſtrengenden Arbeiten mußten ausgeſetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigſtens auf einige Jahre in eine ſorgenfreie Lage zu verſetzen, und hierzu fehlte es in Deutſchland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für dieſen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erſchien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu ſeiner Wiederherſtellung angeboten, und dies geſchah mit einer Feinheit und Delikateſſe, die den Empfänger, wie er ſchreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten ſelbſt. Dänemark war es, woher einſt auch Klopſtock die Mittel einer unabhängigen Exiſtenz erhielt, um ſeinen Meſſias zu endigen. Geſegnet ſey eine ſo edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichſten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft ſeines Geiſtes, der ſich vom Drucke der äußern Verhältniſſe frei fühlte, ſiegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeiſternde Arbeit oder ein ernſtes Studium beſchäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch ſchöne Tage zu erleben, genoß ſie mit heiterer Seele, und von dieſer Stimmung erntete ſeine Nation die Früchte in ſeinen trefflichſten Werken.

Während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meiſten dortigen Gelehrten im beſten Vernehmen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundſchaftlichen Verhältniſſen, aber in der genaueſten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantiſche Philoſophie aufmerkſam gemacht wurde, und daß ſie ihn anzog. Was er vorzüglich ſtudirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dies führte ihn zu philoſophiſchen Unterſuchungen, deren Reſultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verſchiedenen Aufſätzen der Thalia, und hauptſächlich ſpäter in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen bekannt machte.

Aus der Periode dieſer theoretiſchen Studien findet ſich von ihm folgende ſchriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Ariſtoteles Poetik geleſen, und ſie hat mich nicht nur nicht niedergeſchlagen und eingeengt, ſondern wahrhaft geſtärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzoſen den Ariſtoteles nehmen und an ſeinen Forderungen vorbeizukommen ſuchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und ſteifen Geſetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er bringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lax,

*) Eben dieſer Fürſt erfreute Schillern in der Folge durch fortgeſetzte ſchriftliche Beweiſe des wärmſten Antheils an ſeinen Schickſalen.

als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheuere Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen."

In den Jahren von 1790 bis mit 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

„Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größern Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1794 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehort als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Krieg unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre."

Aus eben dieser Zeit ist auch die erste Idee zum Wallenstein. Als schon im Jahre 1792 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schried Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken."

Aber es sollten noch sieben Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beinahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahre 1794 findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bang, denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine frühern Produkte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Me-

moire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Ausserdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthst du mir an, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn."

In der Mitte des Jahrs 1795 schrieb Schiller:

„Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir „geworden."

Er unternahm die Reise nach Schwaben, lebte vom August an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute sich des Wiedersehens seiner Aeltern, Schwestern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dies bestimmte Schillern, seine Reise fortzusetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er eben diesen Herzog, der kurz nachher starb, mit einem innigen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem schon lange entworfnen, aber nun reif gewordnen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladung zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm v. Humboldt*), der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte, und mit Schillern dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schonen, und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für beide den Werth ihres Lebens erhohte. Ueber die Veranlassung dieses Ereignisses finden sich folgende Stellen in Schiller's Briefen:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunternng betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel." —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen, und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf."

„Wir haben eine Korresponbenz mit einander über gemischte Materien beschlossen **), die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeitet, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Korrespondenz wirklich interessant werden."

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bei Schillern eine neue Periode der poetischen Frucht-

*) Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. von W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1830.

**) Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1829—30

barkeit. So ſehr ihn auch die neue Zeitſchrift beſchäftigte, ſo entſtanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Muſenalmanach aufgenommen wurden, deſſen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Produkte dieſes Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines ſeiner gelungenſten Werke.

„Mir däucht," ſchrieb er darüber, „das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte meines Produkts dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit dieſem."

Ueber die Ideale findet ſich folgende Aeußerung von ihm:

„Dieß Gedicht iſt mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu individuell wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art, von einem Ueberfluſſe getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlechte nach, nicht Anſpruch."

„Das Reich der Schatten," ſchreibt er ferner, „iſt, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt ſo poetiſch ausgeführet worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem Sinne ein Maximum geweſen. Und das will ich verſuchen, ſobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie an — das Ideal der Schönheit objektiv zu individualiſiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poeſie in die naive und die ſentimentaliſche. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die ſentimentaliſche hat ihrer drei: Satire, Elegie, Idylle. In der ſentimentaliſchen Dichtkunſt (und aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen Effekt hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regel; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben."

„Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das direkte Gegentheil davon wäre. Die Komödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit: der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Komödie iſt dasjenige in der Satire, was das Produkt quaesitionis in der Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Komödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben."

„Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu ſehen. — Mir ſchwindelt, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebrancht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz ſchwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erſt lehren, ob etwas Feſtes, Plaſtiſches daraus werden kann."

Das Trauerſpiel war indeſſen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geſchichte der türkiſchen Belagerung von Maltha hatte er einen Stoff ſich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von dieſem Stücke — den Rittern von Maltha — findet

ſich der Plan in Schiller's Nachlaſſe, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeſchoben, da er ſich im Mai 1796 für den Wallenſtein entſchied.

„Ich ſehe mich," ſchrieb er damals, „auf einem ſehr guten Wege, den ich nur fortſetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies iſt ſchon viel und auf alle Fälle ſehr viel mehr, als ich in dieſem Fache ſonſt von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denſelben Reichthum im Einzelnen mit eben ſo vielem Aufwande von Kunſt zu verſtecken, als ich ſonſt angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu laſſen. Wenn ich es auch anders wollte, ſo erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenſtein iſt ein Charakter, der — als ächt realiſtiſch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen intereſſiren kann. — Er hat nichts Edles, er erſcheint in keinem einzelnen Lebensakte groß, er hat wenig Würde und dergl. — Ich hoffe aber nichtsdeſtoweniger auf rein realiſtiſchem Wege einen dramatiſch-großen Charakter in ihm aufzuſtellen, der ein ächtes Lebensprincip hat. Vordem habe ich, wie ein Poſa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch ſchöne Idealität zu erſetzen geſucht; hier im Wallenſtein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die ſentimentaliſche nämlich) entſchädigen."

„Die Aufgabe wird dadurch ſchwer, aber auch intereſſanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealiſche Charakter entbehren kann. Unglücklicherweiſe aber hat Wallenſtein den Erfolg gegen ſich. Seine Unternehmung iſt moraliſch ſchlecht, und ſie verunglückt phyſiſch. Er iſt im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um ſeinen Zweck. Er kann ſich nicht, wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht."

Daß Sie mich auf dieſem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt und er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Produkte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höhern idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Acht Monate ſpäter ſchrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückſelige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat ſo viel Zweck und Form, als der Wallenſtein jetzt ſchon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen könnte. — Es iſt mir faſt alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich faſt nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden."

Du wirſt, dieſer Schilderung nach, fürchten, daß mir die Luſt an dem Geſchäfte vergangen ſey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbeſorgt; meine Luſt iſt nicht im Geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige und innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Kriſe mit meinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch iſt ſie ſchon ſtark im Anzuge, denn ich traktire mein Geſchäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenſtand iſt ſo ſehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann: er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeiſtert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung feſſelt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Charakter, bloß mit der reinen Liebe des Künſtlers, und ich verſpreche dir, daß ſie dadurch um nichts ſchlechter ausfallen ſollen. Aber zu dieſem bloß objektiven Verfahren war und iſt mir das weitläufige und freudloſe Studium der Quellen ſo unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zuſammenhange der Begebenheiten ſchöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menſchen und Unternehmungen aus dieſer Klaſſe hätte bekannt machen können. Ich ſuche abſichtlich in den Geſchichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung

ſtreng zu beſtimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich ſicher, daß mich das Hiſtoriſche nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beſeelen muß ſie diejenige Kraft, die ich allenfalls ſchon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieſes Geſchäft von Anfang an möglich geweſen wäre."

Seit der Zeit, da dieſes geſchrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenſtein endigte. Es entſtanden aber immittelſt mehrere kleinere Gedichte, und unter dieſen die Xenien. Die Geſchichte dieſes Produkts kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schillern eine neue und ſchönere Jugend. Hohe Begeiſterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falſchen Geſchmack überhaupt, und gegen jede Beſchränkung der Wiſſenſchaft und Kunſt, heranſchender Uebermuth im Gefuhl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrſchende Stimmung. Daher ſeine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller ſelbſt auf folgende Art beſchreibt:

„Die Einheit kann bei einem ſolchen Produkt bloß in einer gewiſſen Grenzenloſigkeit, und alle Meſſung überſchreitenden Fülle geſucht werden, und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen ſey, muß das Einzelne ein Minimum ſeyn. Kurz, die Sache beſteht in einem gewiſſen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodiſtichon iſt. Das meiſte iſt wilde Satire, beſonders auf Schriftſteller und ſchriftſtelleriſche Produkte, untermiſcht mit einzelnen poetiſchen und philoſophiſchen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 ſolcher Monodiſtichen werden, aber der Plan iſt, auf 1000 zu ſteigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, ſo wird der Vorrath, mit Rückſicht auf eine gewiſſe Einheit, ſortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von ſeiner Manier etwas aufzuopfern ſuchen, um ſich dem andern mehr anzunähern."

Dieſer Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 ſchrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaktion der Xenien gemacht hatte, fond ſich, daß noch eine erſtaunliche Menge neuer Monodiſtichen nöthig ſey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen ſollte. Weil aber etliche Hundert neue Einfälle, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, einem nicht ſo leicht zu Gebote ſtehen, auch die Vollendung des „Meiſters" Goethen eine ſtarke Diverſion macht, ſo ſind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, ſondern zerſtückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernſthaften philoſophiſchen und poetiſchen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Gonzen vorn im Almanach angebracht. Die ſatiriſchen folgen unter dem Namen Xenien nach."

Es mag ſeyn, daß bei dieſem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer ſtrengen Auswahl nach dem erſten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel ſeiner Produkte — denn hierüber war Niemand ſcharfſichtiger als er ſelbſt, wie ſich aus obigen Stellen ſeiner Briefe ergibt, und jeden ſeiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — ſondern weil ihn die Kälte und Geringſchätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er ſich begeiſtert hatte, von mehrern Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beiſtand der erſten Schriftſteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen ſehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Anſichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menſchliches begegnen, aber der eigentliche Geiſt, in dem die Xenien geſchrieben ſind, ſpricht ſich für den unbefangenen Leſer im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethe veranlaßte im Jahr 1797 Schiller's erſte Balladen. Beide Dichter theilten ſich in die Stoffe, die ſie gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten. Von dieſer Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in ſpätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte ſeitner von ihm erſchienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er ſich ganz den dramatiſchen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Muſenalmanachs auf. Die Horen hatten ſchon früher geendigt. Goethe's Propyläen indeſſen, für die ſich Schiller ſehr lebhaft intereſſirte, ſollten Beiträge von ihm erhalten.

In eben dieſe Zeit trifft auch eine Veränderung ſeines Wohnorts. Um die Anſchauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bei Jena leben, den er ſich dort gekauft hatte. Aber ſpäterhin wurde Weimar ſein beſtändiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bei dieſer Gelegenheit auf eine ſehr edle Art unterſtützt, ſo wie ihn überhaupt dieſer Fürſt bei jedem Anlaſſe durch die deutlichſten Beweiſe ſeines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Profeſſor nach Tübingen erhielt, die Zuſicherung einer Verdoppelung ſeines Gehaltes, auf den Fall, daß er durch Krankheit an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre 1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen,

die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigner Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Gaethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andere erhebliche Vortheile. Zu seiner Aufheiterung diente besonders ein damals errichteter fröhlicher Klubb, für den er, so wie Gaethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andre von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst.“ —

„Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird, nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Produkt gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freitich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden kann.—“

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann Dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lektüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus in's volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht. —“

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.“

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799, Maria Stuart 1800, die Jungfrau von Orleans 1801, die Braut von Messina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben diesem Jahre feierte er die Ankunft der Russischen Großfürstin, die sich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künste. Alle diese Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakspeare's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Plane, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat.

Digitized by Google

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„Zwar glaube ich mich," schrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Nach der Uebersetzung der Phädra hatte er ein neues dramatisches Gedicht begonnen, wovon die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bei diesem Werke, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben am 9. Mai 1805.

Er hinterließ eine Witwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste aber lebt in Meiningen als Gattin des dasigen Hofraths Reinwald, und die zweite ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Möckmühl, im Königreiche Würtemberg, verheirathet.

Schiller's Gesichtszüge sind am treusten und geistvollsten in einer kolossalen Büste von Dannecker in Stuttgart dargestellt worden. (Wegen dieses allgemein anerkannten Urtheils ist ein Stahlstich derselben dem Werke beigegeben worden). Eine früher verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller, während seines letzten Aufenthaltes in Schwaben, gesessen hatte, lag dabei zum Grunde, und dieses Werk in einem großern Style, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, auszuführen, beschloß der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethe's Worte über Schillern mögen diesen Aufsatz beschließen:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöh'ter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme!
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Prosaische Schriften.

Erste Periode.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.

[Aus dem würtemberg. Repertorium der Literatur. 1782.]

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelengröße zu beklatschen, und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieser Epoche. — Schade, daß dies nur auf der Bühne ist. Die Egyptier bestellten für jedes Glied einen eigenen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewichte seiner Aerzte zu Grunde — Wir hatten jeder Leidenschaft ihren eignen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich däucht' es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermährchen: Beschreiet den Geist nicht! ist die ewige Bedingung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresko zurückwerfen, wo alle verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses alles in kleinen Formen oder Flächen aufgefaßt, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldne Oraket mündlich zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reineren Begriffe von Glückseligkeit und Elend um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, sagte ich — und was sollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was sollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartüffes ihre Masken, so viele Falstaffe ihre Horner; und doch deutet einer dem andern ein Eselsohr, und beklatscht den witzigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemalde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflösen — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinnenweben eines hysterischen Nervensystems reißen; — Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt, und das beklommene Herz in ungewissen Schlägen wiegt. — Alles dieses, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel scheint in der Flut zu liegen, — Ihr stürzt euch wonnetrunken hinein, und — tappt in kalt Wasser. Wenn der teuflische Macbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinschauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch, welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gift büßet? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig sich so tragisch übereilte? Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachläßig schön dahin sinkt, so voll Delikatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet, und eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Koulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machinisten ermuntern, die Garrikischen Künste in ihre hölzernen Helden zu verpflanzen, so würde doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten, und sich mehr auf dem ersten versammeln. Eine abgefeimte italienische Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glücklichtes Spiel nach Au-

lis gezaubert hatte, weiß mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wieder zu zerstören, Iphigenia und Aulis sind weggehaucht, die Sympathie stirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerin. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechts aus seiner Meisterin kennen? Die hohe Elisabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät als einen Zweifel an ihrer Schönheit vergeben. — Sollte eine Aetriee philosophischer denken? Sollte diese — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm außerhalb den Koulissen, als hinter denselben bedacht seyn? Ich zweifle gewaltig. So lange die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, so lange die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit einem Wort, so lange die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüste spielen muß — ich will weniger sagen — so lang das Schauspielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das große Heer unsrer süßen Müßigganger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Taten zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet; so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu seyn. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Maden im Drama, die zwei äußersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten, und seine Gemüthsbewegungen sorgfältig, wie eine Pariserin ihre Grimassen vor dem Spiegel, durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. — Ihr Kothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (dach auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blöße auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantasie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer, und trommelt von ihr die schändlichsten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen und schneidet die Speisen des Geists diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquisin zu schonen; wir Deutsche muthen uns wie die starkherzigen Britten kühnere Dosen zu, unsere Helden gleichen einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszusaugen, und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blödigkeit, um die großen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem großen majestätischen Pallaste. Es ist ein ungeheures Gebaude, unser Insektendick verweilt auf diesem Flügel, und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Saulen gewahr, die ihren Kamerädinnen symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen, und dringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt-, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt seyn will.

Bei der getreuesten Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Drama mißlinget. Man trete auf die Bühne selbst, und gebe Acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer, aber nothwendig. Einmal muß er sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des Letzteen reflektiren, und die Natur mäßigen. Zehnmal finde ich das Erste dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Aeteurs nicht Beides ausreichen kann — mochte er immerhin gegen dieses, zum Vortheil jenes verstoßen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnell und ewig bestimmte Succession, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag, und bin ich des Affektes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, daß es mir vielmehr schwer, ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des Letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermaßen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen Beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der Letztere bei einer anscheinenden volligen Abwesenheit des Bewußtseyns, in der Gradesruhe der äußern Sinne auf seinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwagen, die die größte Geistesgegenwart des Wachenden auffordern würde; — kann die Gewohnheit seine Tritte so wunderbar sichern; kann — wenn wir doch um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsre Zuflucht nehmen müssen — kann eine Sinnesdämmerung, eine superficielle und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper, der sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleitet, in diesem Fall so zügellos über seine Linien schweifen, daß er ihren Ton mißstimmte? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Extravagation (und das kann sie nicht, wenn sie ächt ist, und das fall sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiß ich gewiß, daß auch die Organe

sich in kein Monstrum verirren. Sollte dann bei der größten Abwesenheit der Perception, deren Illusion den Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben so leicht an dem Ueberspannten und Unanständigen vorbei die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtseyn seiner gegenwärtigen Lage sorgfältig und ängstlich unterhält, und das künstliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Geberden hangen, daß eben so viel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen. — Ich war einst zugegen, als dieser unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung schleuderte, — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuschauer auf gaher Dachspitze schwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine, aber der steilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erschrockene Spieler stand steif und albern — die natürliche Geazie der Stellung entartete in eine Beugung — als ob er sich eben ein Kleid wollte anmessen lassen. — Die Sympathie der Zuschauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jede Gattung von Leidenschaft eine oparte Leibesbewegung einstudirt, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekt vorspringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achsel, und das Anstemmen des Ellenbogens selten. — Der Zorn sitzt in einer geballten Faust, und im Knirschen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlicherweise durch einen Stoß mit dem Fuße charakterisiren gesehen; — die Traurigkeit der Theateeheldinnen retirirt sich hinter ein weißgewaschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzesten wegkommt, wirft sich auf dem nöchsten dem besten Block seine Bürde, und dem Publikum einen — Stümper vom Halse. Die Spieler starker tragischer Rollen — und dies sind gewöhnlich die Basissten, die Matadore der Bühne, pflegen ihre Empfindungen murrkopfisch herzuzinken, und ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affekt, den sie wie einen Missethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die sanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation ist immer die Klippe, woran unsere mehrsten Schauspieler scheitern, und Deklamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illusion. Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unserm Herzen — Musik hat den rauhen Eraberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Materkraft vergebens erschöpft hatten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schließen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verstopfen.*)

*) Es ist noch die Frage, ob eine Nelle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler gewinne? Bei dem Letzten wenigstens geht die Empfindung so bald, als bei einem accurirten Praktikus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit, verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Kolletterie mit den Grimassen der Leidenschaft.

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechtee der Bühne auf dem Papiere erdebt, ein gorstiger Bruch zurück bleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon im heiligen Kleide kommen, aber die Beflekkung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn die und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal vertröumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhartet, und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälschtes Gemüth fangt neue belebende Wärme vor dem Schauplotz — beim rohen Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit noch nach.

Der Spaziergang unter den Linden.

(Aus dem wirtembergischen Repertorium 1782.)

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geraufch der geschaftigen Welt zurückgezogen hotten, hier in aller philosophischen Muße die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Warme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst au einem lieblichen Maientage spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgenden Gespeaches:

Edwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freube so anzuckeln?

Wollmar. Wenn mon eine Spinne daein findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt sich jetzt die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demonten in ihrem Hoar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion, eben so parfümirt, und eben so bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur den Abtrog von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder, und flutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Junger Mensch, weißt du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht jetzo spazierest? Dachtest du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist,

Digitized by Google

daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerſtobene Kraft des Arminius in die Naſe blaſen, daß du in der erfriſchenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unſrer großen Heinriche koſteſt? — Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehiſchen Brunſt in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerſtreut. Sie ſcheinen, das luſtig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komiſche Seenen. Wie? wenn unſre Körper nach eben den Geſetzen wanderten, wie man von unſern Geiſtern behauptet? Wenn ſie nach dem Tod der Maſchine eben das Amt fortſetzen müßten, das ſie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geiſter der Abgeſchiedenen die Beſchäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quæ cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Aſche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele ſchlagen? Wie? wenn ſie die Urne von Tibulls Aſche wäre, der zärtlich wie ſie ſang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atom Anakreons? Wer kann es wiſſen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibſel der Wucherer im hundertjährigen Roſt an die verſcharrten Münzen gefeſſelt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt ſind, zu Lettern geſchmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Preſſe zu ächzen, und den Unſinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Sehen Sie Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittre Galle ſchöpfen, ſchöpft meine Laune luſtige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernſt wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Laſſen Sie mich fortfahren. Die gute Sache ſcheut die Beſichtigung nicht.

Edwin. Wollmar beſichtige, wenn er glücklicher iſt.

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichſte Wunde. Die Weisheit wäre alſo eine waſchhafte Mäklerin, die in jedem Hauſe ſchmarutzen geht, und geſchmeidig in jede Laune plandert, bei dem Unglücklichen die Gnade ſelbſt verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verſchwätzt dieſen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann ſeine Teufel vergöttern. Wenn unſre Launen die Modelle unſrer Philoſophieen ſind, — ſagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegoſſen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weiſe ſeyn, wenn Sie erſt finſter werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weiſe zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit iſt die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückſeligkeit, ſagen Sie, iſt der Preis. Tauſend und abermal tauſend Segel fliegen ausgeſpannt, die glückliche Inſel zu ſuchen im geſtadloſen Meere, und dieſes goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch, du Weiſer, wie viel ſind ihrer, die es finden? Ich ſehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfniſſes herumgewirbelt, ewig von dieſem Ufer ſtoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, und wieder davon zu ſtoßen. Sie tummelt ſich in den Vorhöfen ihrer Beſtimmung, kreuzt furchtſam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Takelwerk zu flicken, und ſteuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es ſind diejenigen, die heute ſich abmüden, auf daß ſie ſich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe ſie ab, und die Summe iſt um die Hälfte geſchmolzen. Wieder Andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloſes Grab. — Es ſind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daſeyns verſchwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne ſie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und ſchüchtern ſegelt es ohne Kompaß, im Geleit der betrüglichen Sterne, auf dem furchtbaren Ocean fort; ſchon ſtimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küſte, Land ruft der Steuermann, und ſiehe! ein elendes Brettchen berſtet, das lecke Schiff verſinkt hart am Geſtade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Ohnmächtig kämpft ſich der geſchickteſte Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätheriſchen Zone irrt er einſam umher, und ſucht thränenden Auges ſeine nordiſche Heimath. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Syſteme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen ſich auf den Harniſch der Männer, und dieſe weinen, daß ſie nimmermehr Kinder ſind. Der Strom unſers Wiſſens ſchlängelt ſich rückwärts zu ſeiner Mündung, der Abend iſt dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen ſich Aurora und Heſperus, und der Weiſe, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, ſinkt abwärts, und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf, antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Töpfer iſt ſchon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie.

Edwin. Ich ſage, wenn ſie auch die Inſel verfehlt, ſo iſt doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den maleriſchen Landſchaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum in der wogenden Wüſte einem dreifachen Tode um den Rachen zu ſchwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram iſt beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und ſoll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Roſe nicht erlangen kann? Oder ſoll ich dieſen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinſtern kann? Ich ſchöpfe Heiterkeit unter der wolkenloſe Bläue, die mir hernach ſeine ſtürmiſche Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil ſie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe ſie weg, wenn ſie welk iſt, und pflücke ihre junge Schweſter, die ſchon reizend aus der Knospe bricht. —

Wollmar. Umſonſt! Vergebens. Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, ſproſſen ſchon tauſend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tauſend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten ſich tauſend ſterbende

Insekten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammniß empor. Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfen Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedruckt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht gewesen? Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit seyn — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmor, an dieser Linde küßte mich meine Juliette zum erstenmal.

Wollmar (heftig davon gehend). Junger Mensch! Unter dieser Linde habe ich meine Laura verloren.

Eine grosmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

(Aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur.)

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Glut, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert für's praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsere Existenz in der wirklichen untergrabt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte—den Menschen—lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. — Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön, und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegentheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefuhl fur die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschließend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allezeit fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jungern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin — und thu' ein Gleiches.“

Er verließ gählings Deutschland, und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt, und fern von der mildern Sonne in raubere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Aerzte zweifelten für sein Leben, nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß der im Himmel — Mehr kann ich nicht.“

Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da:

„Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du! — In Gottes Namen, so sey sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht! — Nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia.“

Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden stürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke

hier auf der neuen Erde denk' ich deiner, und unserer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie ware es mit mir gewesen — Bruder —! Bruder —! Schwer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutete noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du bist. Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird."

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglückseligste Geheimniß ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, auf's Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gedieh zum glücklichen glanzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

(Vorgelesen bei einer öffentlichen Sitzung der Churfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahr 1784.)

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsre Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte und den wechselweisen Uebergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nur der ästhetische Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk seyn muß, unter zwo Wirkungen die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sey — daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur Thaten sind ihnen unterthan — diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschen Herz einräumen, wird sie, oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer götelichen,) Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflosung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit undestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fangt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird

uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppe des Pallastes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes und lachendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung auf! — Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der schon den tödtlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: „Laß uns Freunde seyn, Cinna! —“ Wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Veste, wo Weib und Kind hülflos zurückbleiben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefurchtete unüberwindliche Schicksal!

Eben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hülflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Tochter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wuthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm stromt: „Ich gab euch Alles!“ — Wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zärtesten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehenmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniß von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuern Extreme von Lastern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei einem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen seyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsere Feigheit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Gesetz und Gewissen schützen uns oft für Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen seinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unserer Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abharlung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer besserte, daß der Selbstmörder Werther noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spleisucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht seyn wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben, oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns List und Kabale umstrickten. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, daß die sterbende Sara nicht einen Wollüstling

ſchreckt, daß alle Gemälde geſtraſter Verführung ſeine Glut nicht erkälten, und daß ſelbſt die verſchlagene Spielerin dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt — glücklich genug, daß die argloſe Unſchuld jetzt ſeine Schlingen kennt, daß die Bühne ſie lehrte, ſeinen Schwüren mißtrauen, und vor ſeiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menſchen und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erſtern müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängniſſe uns nicht ganz ohne Faſſung finden, wenn unſer Muth, unſere Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen übten, und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wie der verlaſſenen Ariadne durch das widerhallende Naxos, ſteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entſetzliche Blutgerüſte, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſere Seele in leiſen Ahnungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königin. — Jetzt, da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauern, Mariane das Gift trinkt, wer von uns will der erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an, der herrſchende Geiſt unſerer Zeit zu werden; ihre Strahlen ſind bis in die Gerichtsſäle, und noch weiter — in das Herz unſerer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit; was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot, ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die größere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch konn der weiſe Geſetzgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter ſtrömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, gelauterte Grundſätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beſchämten, und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſerem Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey — ehe noch Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haſſes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemälde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo preisgegeben, keine dem Wohne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläſſigter Erziehung in rührenden erſchütternden Gemälden an ihm vorüberführen, hier könnten unſere Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhaupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut würden, und beſtäche ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter

Digitized by Google

es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden, und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest an einander? — Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts Anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne — ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — daß sie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern auserlesenern Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen, und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müßiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so großmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum Erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch *eine* allwebende Sympathie verdrüdert, in *Ein* Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und seine Brust gibt jetzt nur *Einer* Empfindung Raum — es ist diese: ein *Mensch* zu seyn.

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geschichte.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wieviel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges, und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer bürgerlichen Sphare, und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände!

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich Manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem Letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneider, und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er dafür büßet, Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muß sich mit einem armseligen Verdienste um unsere Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren großen Endzweck erreichen, so muß sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen — Entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten, und das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publikums, dem es zukommt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzen-Gerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden, wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von Außen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behalt sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprufte aufrecht-

ſtehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Fluchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtatt findet, kein angeſteckтes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hatte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung fur den Korper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruche des Leſers nicht vorgreifen. Unſere Geluldigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb duech des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit, und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer ...ſchen Landſtadt (deren Namen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen muß) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er fur einen loſen Buben bekannt. Erwachſene Mädchen führten Klagen uber ſeine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten ſeinem erfinderiſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Korper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Naſe und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zuruckſcheuchte. und dem Wiz ſeiner Kameraden eine reichliche Nahrung dardot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, ſetzte er ſich vor, zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wahlte, mißhandelte ihn; er hatte Urſache zu fürchten, daß ſeine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheuerungen verſchloſſen blieb, öffnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken; aber ihn ſelbſt drückte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Außenſeite geltend zu machen, verſchlang noch das Wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Spekulation aufzuhelfen, zu ſtolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauern zu vertauſchen, und ſeiner angebeteten Freiheit zu entſagen, ſah er nur einen Ausweg vor ſich — den Tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu ſtehlen. Seine Vaterſtadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag ſeines Raubes wanderte treulich in die Hände ſeiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerburſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil, den die Freigebigkeit ſeines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelſucht forſchte er nach den Quellen dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshauſe — ſein lauerndes Ange, von Eiferſucht und Neid geſchärft, entdeckte ihm bald, wohur dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edikt gegen die Wildſchutzen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthauſe verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gange ſeines Feindes zu beſchleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zum beleidigten Stolze. Roth und Eiferſucht ſturmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Eiferſucht halten ihn feſt. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum Zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen. Er erſcheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmuth gebeugt, und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will fur den Taglehn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zartling die Achſel; der derbe Knochenbau ſeines handfeſten Mitbewerbers ſticht ihn bei dieſem fühlloſen Gonner aus. Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äußerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum Drittenmal Wilddied, und zum Drittenmal trifft ihn das Unglück, ſeinem wachſamen Feinde in die Hände zu fallen.

Dee doppelte Rückfall hat ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemüthsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, des Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Feſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Feſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man hore ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beiſtand, und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Feſtung,“ ſagt er, „als ein Verirrter, und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Feſtung gebracht war, ſperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhohnte mich, wenn ich von Gott ſprach und ſetzte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und

Entsetzen hörte, aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf niederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk, und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und lycannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedauerung, und diese mu te ich mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Martyrer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zweifache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlocher meines Thurmes pfiff, und die Schwalde, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von Weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit Einemmale aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; Jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an, und warf mir den Groschen in's Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich nach von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halblaut zu mir selbst, und doch meidet er mich wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliotendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!" schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sey Dank, daß du wieder kommst!" Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündete die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnte schnell, was hier geschehen seyn mochte, einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!" rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, soviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen: ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

Mein Erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden besorgte ich nicht

mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamme einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine todtliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare furchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen, wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

Mein Gewehr fiel mit dem Schusse. . . . . Mörder. . . . stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich horte deutlich, daß ich Mörder sagte. Als ich naher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ sagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft, und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an, seltsam zu werden.

Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofur ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Execution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt sey. Auf mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Bose zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefugt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durch's Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an die Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Borse noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößeren — Trotz, glaube ich war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Halfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten seyn.

Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte, und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfahig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzahlen weiß.

In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief in's Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht fuhrte — als plotzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und

der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging in's Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?" sagte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen," war meine Antwort, „wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst!"

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?"

„Was hast du hier zu fragen?" versetzte ich trotzig.

Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „du sprichst brutal, wie ein Bettler," sagte er endlich.

„Das mag seyn, ich bin's noch gestern gewesen."

Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören," rief er, „du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten."

„Für etwas Schlechteres also" — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund, was jagst du denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?"

Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben ist kurz," sagte ich langsam, „und die Hölle währt ewig."

Er sah mich stier an. „Ich will verdammt seyn," sagte er endlich, „oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift."

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!"

„Topp! Kamerad!" schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kraft aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand, grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustand, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

Der Mann hatte sich auf's Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan!" sagte ich. „Wir müssen bekannter werden."

Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„Treibst du das Handwerk schon lange?"

Er sah mich fest an. „Was willst du damit sagen?"

„War das schon oft blutig?" Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist du?" sagte er schrecklich, und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger."

Der Mensch sah mich steif an, und nahm seine Pfeife wieder.

„Du bist nicht hier zu Hause?" sagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L...., wenn du von mir gehört hast."

Der Mann sprang auf, wie ein Besessener. „Der Wildschütze Wolf?" schrie er hastig.

„Der Nämliche."

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!" rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet."

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?"

„Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen."

Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aeckern und Feldern füttert, haben sie dich Jahrelang im Zuchthause und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?"

„Konnt' ich's ändern?"

„Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde?"

Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth," sagte er, „jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!"

„Wo willst du mich hinführen?"

„Frage nicht lange. Folge!" Er schleppte mich mit Gewalt fort.

Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterdückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche

des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder kame. Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu, du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen. Damit ging er.

Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an, vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?" und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethurmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, daß ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hutten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden," sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis, „unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!"

„Sonnenwirth!" schrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf, und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich. Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war, wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort, und nothigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und Alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechtes, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig seyn. Sie sprach sehr frech, und ihre Geberden sagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig, und fiel weniger in's Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarethe kam meiner Blodigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth," fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du siehst, wie wir untereinander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag, wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden?"

Ein fröhliches „Ja!" antwortete aus allen Kehlen.

Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich bruderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mich wenig. „Ich bleibe bei euch, Kameraden," rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande, „ich bleibe bei euch," rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war ein erklärter Eigenthümer einer H***, und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herunter sank, mußte sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem über die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nachtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben der wunderſüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehulfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Distrikt, in welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals so wenig als jetzt zu den aufgeklärtesten Deutschlands, man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefahrlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stunde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hin-

tergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlicher Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und, wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihn, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturme seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergoß jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Beestand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fuhlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet seyn. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blattern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung um einen Pardon erlosch gänzlich, er faßte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich seines Zügels versicherte. Wolf war auf Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er ohnlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustoßen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinem Auge mehr als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm noch dem Amthause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit, und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern.

Der Paß ſagte ihm, daß der Beſitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und ſchickte einen Sekretair mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthauſe; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtchens ſchaarenweiſe um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Ober-Amtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei ſeines Paſſes verrathen, und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er gibt ſeinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles, und Alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand druckt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht. Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durch's Gedränge bahnen. „Dieſer Schuß — rufe er — ſoll dem Tollkühnen, der mich halten will“ — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und faßt den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und druckt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthauſe zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet.“

„Wer ſind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreiſt, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier, zu Hauſe gefunden.“

„Ihre ſchnelle Flucht macht Sie ſehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu ſeyn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Piſtole war nicht geladen.“ Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimlich Waffen bei ſich?“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll.“

“Ihre Antwoeten beweiſen ſehr viel für Ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Ausſage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Ober-Amtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie Ihnen geben, ſobald Sie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen darauf überriegte der Ober-Amtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſeyn; die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts, und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie geſtern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich ſo faſſen.“

„Unſere Geſetze ſind ſtreng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen Sie. Ich wünſchte, Sie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben ſo lange in feſter Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Grenze gepeitſcht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelſtunde mit Ihnen allein ſeyn?“

Die Geſchwornen ſahen ſich zweideutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr geſtriges Betragen, Herr Ober-Amtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geſtändniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann ſind.“

„Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Ich ſehe, daß Sie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lange in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden.“

„Mein Herr — Wozu ſoll das?“

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht? — Schreiben Sie es Ihrem Fürſten, wie Sie mich fanden, und daß ich

ſelbſt aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“

Spiel des Schicksals.

Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militardienſte bei ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdienſten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G*** war raſch, unternehmend; der Fürſt, der es auch war, liebte ſolche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fulle von Wiſſenſchaft wußte G*** ſeinen Umgang zu beſeelen, jeden Zirkel, in den er ſich miſchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was ſich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürſt verſtand ſich darauf, Tugenden zu ſchätzen, die er in einem hohen Grade ſelbſt beſaß. Alles, was er unternahm, ſeine Spielereien ſelbſt, hatten einen Anſtrich von Große; Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und kein Fehlſchlag konnte ſeine Beharrlichkeit beſiegen. Den Werth dieſer Eigenſchaften erhohte eine empfehlende Geſtalt, das volle Bild blühender Geſundheit und herkuliſcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiſtes beſeelt; im Blick, Gang und Weſen eine anerſchaffene natürliche Majeſtat, durch eine edle Beſcheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiſte ſeines jungen Geſellſchafters bezaubert, ſo riß dieſe verführeriſche Außenſeite ſeine Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und Charaktere ſtifteten in Kurzem ein Verhaltniß zwiſchen Beiden, das alle Starke von der Freundſchaft, und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaß. G*** flog von einer Beforderung zur andern: aber dieſe äußerlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was ee dem Fürſten in der That war, zurückzubleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer deſſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, ſah er ſich auf einer Hohe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchließen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schooße müßiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Große begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürſt nach dem Ringe des Vergnugens flog, vergrub ſich der junge Gunſtling unter Akten und Buchern, und widmete ſich mit laſttragendem Fleiß den Geſchaften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemachtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belang war, durch ſeine Hände ging. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Große emporgeſtiegen, um ihrer mit Maßigung zu genießen. Die Hohe, worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeiz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verließ ihn, ſobald das letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthvolle Unterwürfigkeit, welche von den Erſten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Anſehen und Gluksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, welche, von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe Härte in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Gluckes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groß die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr ee auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maaß hielt er bei ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes, huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſohnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein Piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G*** ſelbſt, als eine unſchadliche und ihm ergebene Kreatur, in dieſen Poſten eingeſchoben hatte, um ihn bei den Vergnugungen ſeines Herrn den Platz ausfullen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüſſig zu werden anfing, und den er lieber mit emer gründlichern Beſchaftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das er, ſobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich deſſelben, durch Furcht ſowohl, als durch Dankbarkeit, verſichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber, ohne dieſen Fehler mit Richelieu's Geiſte vebeſſern zu kennen, hatte er es mit einem verſchlagenern Feinde zu thun, als der franzoſiche Miniſter zu bekampfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fuhlen zu laſſen, daß man ſeiner nun entubrigt ſey, war Martinengo vielmehr auf's Sorgfaltigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten, und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schopfer ſeines Glücks anzuſchließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchaffte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht,

Digitized by Google

und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zur Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmahte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blößen; so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewohnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Letztern entging: aber G*** war seines eignen Werthes zu gewiß, um sich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwartig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hatte, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthater beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückeinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniß endlich so lastig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G***s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich seyn müsse. Was G*** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniß zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdachtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so außer allen Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung herunter sinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Große und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten von Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gotte hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht

lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden, der andere, beide Achselbänder, nebst den Aufschlägen der Uniform, abzulösen, und Kordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgerichte nachempfindet. Tausend Andere an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer bis an's äußere Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Eskorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohns, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß, seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranfahrt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Ladung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung — stille hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer scheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunter fallen. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum Erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Orte der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseyns macht, vollendet das Maaß seines Elends. Er kennt diesen Ort — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monden vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hierher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen, und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter auf's Aeußerste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Offizier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wuthende Selbstverachtung, und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedere Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe

nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, sa machte er sich in eigener Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hülflos verschmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewußtseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schan in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuch erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraume von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elende; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tag an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Marbgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschopfes glich. Ein blasses todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus seinem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlassigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — sa fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem Allen hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch mehr außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermal mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlichern Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und Andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfangt seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, blaß aus mündlichen Ueberlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können; und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum van zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, weil seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Liebling seiner Jugend. Um, wa moglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm nnd täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Gesichte, das ihm sa wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Uebertheilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wahl thun! G*** kannte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreut.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnung wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

erwarten, daß er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hätte ſchätzen lernen müſſen; aber er behandelte ſie hart und launiſch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

Der Geiſterſeher.

Aus den Papieren des Grafen von O***.

Erſtes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich ſcheinen wird, und von der ich großentheils ſelbſt Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewiſſen politiſchen Vorfalle unterrichtet ſind, wird ſie — wenn anders dieſe Blätter ſie nach am Leben finden — einen willkommenen Aufſchluß darüber geben; und auch ohne dieſen Schluſſel wird ſie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, vielleicht wichtig ſeyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erſtaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande iſt; man wird über die Mittel erſtaunen, die ſie aufzubieten vermag, um ſich dieſes Zwecks zu verſichern. Reine, ſtrenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn dieſe Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr und nie werde ich ihr Schickſal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreiſe nach Kurland, im Jahre 17** um die Karnavalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen Kriegsdienſten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen, und der Prinz nur nach Wechſel erwartete, um nach ** zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, ſo lange unſer Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigne Wohnung im Mahren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Inkognita, weil er ſich ſelbſt leben wollte, und ſeine geringe Apanage ihm auch nicht verſtattet hätte, die Hoheit ſeines Ranges zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren, nebſt einigen treuen Bedienten, ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu ſeinem fünfundbreißigſten Jahre hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchte in ſeiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren ſtill, aber hartnäckig bis zum Uebermaaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuſchvollen Gewühle von Menſchen ging er einſam. In ſeine eigene Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wußte, wie ſchlecht er beobachtete, ſo verbat er ſich jedes Urtheil, und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſeyn. Dabei war er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal überzeugt war, und beſaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen, und für ein anderes zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine wahrſcheinliche Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den ſeinigen Niemand zum Geſetze auf; die geräuſchloſe Ruhe eines zwangloſen Privatlebens begrenzte alle ſeine Wünſche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachläſſige Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen laſſen. Alle Kenntniſſe, die er nachher ſchöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens Schwärmer dafür geweſen war. Maçon iſt er, ſo viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgeſondert auf dem Platze St. Markus ſpazieren gingen — es fing an, ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verlaren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beſchleunigten unſere Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſeres Weges irre zu machen — umſonſt, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?“ ſagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich.“ — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. „Laſſen Sie uns hier niederſitzen und deutſch ſprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir ſetzten uns auf eine ſteinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen ſollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und ſagte mir laut auf franzöſiſch, indem er aufſtund: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies erdichtete er nur, um die Maske von unſerer Seite zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte ſie in eben dieſer Sprache nachdrücklich und langſam. „Wünſchen Sie ſich Glück, Prinz (indem er ihn bei ſeinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr iſt er

gestorben.“ Damit stand sie auf und ging. Wir sahen uns bestürzt an. „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Lassen Sie uns ihr nachgehen,“ sagte ich, und eine Erklarung fordern.“ Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — Die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthof zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schien einen gewaltigen Kampf zu kampfen, wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. „Es ist doch lacherlich,“ sagte er, „daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Warten so erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wa es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnißvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieser Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blieben bis elf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und jedesmal mit demselben schlechten Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkührlich, aber aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriffe, ihn zu erreichen, als der Baron von F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf ihn zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gesiegelt,“ setzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu lesen. „Mein Cousin ist gestorben,“ rief er. „Wann?“ stürzte ich ihm heftig in's Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag, Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, so stand der Armenier unter uns. „Sie sind hier erkannt, gnadigster Herr,“ sagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von F. vergaß, Ihnen zu sagen, daß Ihre Wechsel angekommen sind.“ Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hatel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündet hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Assemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Elf kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er in's Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte. „Graf,“ sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philasaphieen träumen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete ich, „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen.“ (Der Verstorbene war der Erbprinz.)

„Erinnern Sie mich nicht daran,“ sagte er, „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hatte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieser Armenier nicht bloß errathen hat“ — —

„Wie ist das moglich, Prinz?“ fiel ich ein.—

„So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Monchskutte abtreten.“

Ich führe dieses mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweise dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrschsüchtigen Absicht gewesen ist.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger als gewohnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plotzlicher Regenguß nothigte uns, in ein Kaffeehaus einzukhren, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf horte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier immer im Verlust gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er store das Glück, und solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb: dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung auf französisch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen gegen die Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herrn, wie ich mich diesem Valordo verstandlich machen soll?“ Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; diesen verließ hier die Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. „Nehmen Sie sich in Acht, Prinz,“ setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, „wir sind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefahrlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen und traten bei Seite. Einer um den Andern verließ den Saal, bis wir uns Beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. „Sie sind verloren, gnädigster Herr,“ sagten diese, „wenn Sie nicht gleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Brava zu dingen. Es kostet ihm nur funfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen.“ Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch und überleg-

ten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen schleunigst zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, das unter unsern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in dem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, wahrscheinlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehaus beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte jener sich zu dem Gefangenen: „Ist dies dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis und mit Erstaunen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter — „Gehen Sie nun,“ fuhr jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geschickt haben!“ sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F. gleich nachher von dem Markusplatze nach Hause brachte, hatte uns wegen Ihnen in die tödtlichste Angst gesetzt.“

„Geschickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Diesen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns sagen, daß wir ganz außer Sorgen seyn dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen.“

Hier sah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wissen, diese Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es mußte doch wohl so seyn, Ihre Durchlaucht.“ sagte der Kammerjunker — „denn hier ist ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. „Wer brachte sie?“ fragte er mit Bestürzung.

„Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte.

Wir standen und sahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig.“

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der nächstfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überschwemmten uns von allen Seiten. Jeder suchte nach seiner Art sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Banquiers in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloß ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit gewesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermißte der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich auf das Genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mußten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren, und bat uns, nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine malerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmücken — hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Masten, Alles dies gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieser schönen Natur, unsere Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir, zwei italienische Meilen von der Stadt an's Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beseelte jede Bewegung. Eh' der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerin desselben, welche eine

Digitized by Google

Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und sie stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit Wuth der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her. „Ein König ist unter uns," rief sie, riß ihre Krone vom Haupte, und legte sie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre, so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war, und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Kinder und eilte aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer sich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr," sagte der Mench, „gib der Madonna von deinem Geide! Du wirst ihr Gebet brauchen." Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen, und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge, und so wenig Charakter, so viel anlockendes Wahlwollen mit so viel zurückstoßendem Frost in einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verscheuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von Weitem, schien aber an Allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir Andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Er gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blaß zurückfahren.—Der Schlüssel lag darin.

„Was ist das?" sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine hohere Gewalt jagt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufsuchen, und muß Licht von ihm haben."

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen servirt war. Der Name des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu sechzehn Personen vergrößert. Außer den oben erwähnten waren noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und sich für einen Kapitain ausgab, zu uns gestoßen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, daß alle diese geheimen Kunste auf eine Taschenspielerei hinausliefen; der Abbé, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien, der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ein Urtheil über diese Dinge zurückhalten müsse; während dessen unterhielt sich der russische Offizier mit den Frauenzimmern, und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. „Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geistern aufzunehmen — Wollen Sie es mit einem versuchen?"

„Topp!" sagte der Abbé — „wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbeizuschaffen."

„Das will ich," antwortete der Sicilianer (indem er sich gegen uns kehrte) „wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben."

„Warum das?" rief der Engländer. „Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft."

„Ich stehe nicht für den Ausgang," sagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!" schrieen die Frauenzimmer an dem Tische, und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

„Lassen Sie Ihren Geist kommen," sagte der Abbé trotzig, „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier spitzige Klingen gibt" (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen," antwortete der Sicilianer kalt, "wenn Sie nachher noch Lust dazu haben." Hier kehrte er sich zum Prinzen. „Gnadigster Herr," sagte er zu diesem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen—Können Sie vermuthen, in welchen?"

„Nein."

„Rathen Sie auch auf Niemand?"

„Ich hatte freilich einen Gedanken —"

„Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen?"

„Ohne Zweifel."

Hier schlug der Sicilianer seinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Ist es diese?"

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie gesehen?" fragte ich.

„Den Armenier."

Der Sicilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter dem Mantel. „War es dieselbe Person, die Sie meinen?" fragte die ganze Gesellschaft.

„Die nämliche."

Hier versinsterte sich jedes Gesicht, man hörte auf, zu lachen. Aller Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernsthaft!" sagte der Engländer, „ich rath' Ihnen, an den Rückzug zu denken."

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe," schrie der Franzose, und flog aus dem Hause — die Frauen-

zimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saale — der Virtuose folgte ihnen — der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel — der Russe blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großsprecher zum Gelachter machen," fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten?"

„Es ist wahr," sagte der Sicilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernst nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wohl wußte, daß die Memme es nicht so weit würde kommen lassen. Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um bloß einen Scherz damit auszuführen."

„Sie raumen also doch ein, daß sie in Ihrer Gewalt ist?"

Der Magier schwieg eine lange Zeit, und schien den Prinzen sorgfaltig mit den Augen zu prüfen.

"Ja," antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchsten Grad gespannt. Dies war jederzeit seine Lieblingsschwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung des Armeniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Vernunft und eine bessere Lektüre so lange abgewiesen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor sich," fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthater, als meinen ersten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute, und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie sich dieses große Verdienst um mich erwerben?"

„Was verlangen Sie von mir?" sagte der Magier mit Bedenken.

„Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen."

„Wozu soll das fuhren?"

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntschaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin."

„Ich schätze Sie über Alles, durchlauchtigster Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick unwiderstehlich an Sie gebunden. Sie sind machtiger, als Sie selbst wissen. Sie haben unumschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —"

„Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen."

„Aber ich muß erst gewiß seyn, daß Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche."

„Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit."

Hier verließen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter horen konnte. Der Englander, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz ist ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat."

„Es wird darauf ankommen," sagte ich, „wie er sich aus dem Handel zieht."

„Wissen Sie was? sagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel sich kostbar. Er wird seine Kunst nicht austramen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals, und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen."

„Ich bin's zufrieden."

Der Engländee warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Russen gefiel unser Vorschlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Englander erschrak. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. „Haben Sie die Gute," sagte der Englander, „bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, daß er uns eine Probe seiner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit annehme." Der Prinz legte noch einen kostbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieser bedachte sich einige Sekunden — „Meine Herren," fing er darauf an, „diese Großmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch soll erfullt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächsten Benediktinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schatzbares Denkmal, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll."

Hier kam der Wirth, dem er das Geld sogleich überlieferte.

„Und er ist dennoch ein Schurke," sagte mir der Englander in's Ohr. „Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist."

„Was verlangen Sie?" fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann," rief der Lord. „Fordern Sie den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig kosten."

Der Sicilianer biß sich in die Lippen — „Ich darf keinen citiren, der die Weihen empfangen hat."

„Das ist schlimm," sagte der Englander. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist."

„Der Marquis von Lanoy," nahm der Prinz jetzt das Wort, „war franzosischer Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hastindeck empfing er eine todtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich. „Prinz," fing er an, „ich werde mein Vaterland nicht wieder sehen, erfahren Sie also ein Geheimniß, wozu Niemand, als ich, den Schlüssel hat. In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt eine — —" Hier verschied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden seiner Rede, ich möchte ihn hier haben, und die Fortsetzung horen."

„Viel gefordert, bei Gott!" rief der Engländer. „Ich erklare Sie für den größten Künstler des Erdbodens, wenn Sie diese Aufgabe losen."

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magier mit starken Schritten auf und nieder, und schien unentschlossen mit sich selbst zu kampfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlassen hatte?"

„Alles.“

„Thaten Sie keine weitern Nachfragen bewegen in seinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen.“

Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend.“

„Tragen Sie etwa irgend ein Andenken von ihm bei sich?“

„Ja“ — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wissen — — lassen Sie mich allein. Sie sollen den Verstorbenen sehen.“

Wir wurden gebeten, uns so lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben, und die Läden auf das Genaueste verschließen. Dem Wirth, mit dem er schon vertraut zu sein schien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir weggingen, nahm er von Jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach elf Uhr, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Russe, ob wir geladene Pistolen bei uns hatten? — „Wozu?“ sagte ich — „Es ist auf alle Fälle,“ versetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen.“ Er entfernte sich. Der Baron von F. und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern, und ein Geräusch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmaßung, und ich getraute mir nicht, sie für wahr auszugeben. Der Russe kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie ihn scharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien, und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde, wie das erstemal verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle zehn bequem fassen konnte. Rings herum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreise errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlas, gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Todtenkopfe aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Krucifix war darauf fest gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen Kapsel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, davon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menschenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffern und symbolischen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich befahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns Beide schien er das meiste Mißtrauen zu hegen) ersuchte er, zwei bloße Degen unverrückt und kreuzweise, einen Zoll hoch, über seinem Scheitel zu halten, so lange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond um ihn herum, der russische Offizier drängte sich dicht an den Engländer, und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden, und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, daß sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal streckte er nach dem Krucifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir Alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schlösser klangen, alle Thüren schlugen zusammen, der Deckel an der Kapsel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand über dem Kamine, zeigte sich eine menschliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beschwörer, „der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet,“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr großen Zwischenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr diese Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast.“

„In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt — — —“

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür sprang freiwillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Gestalt, blutig und blaß, wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an, wieder zu brennen, und der Saal wurde helle wie zuvor. „Wer ist unter uns?“ rief der Magier erschrocken, und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — „Dich hab' ich nicht gewollt.“ Die Gestalt ging mit majestätischem Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, und uns gegenuber, und faßte das Krucifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ fragte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrekken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riß sie mir aus der Hand, und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die

Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erstaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Gestalt berührte seinen Arm und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiß auf meine Stirn. Baron F. gestand uns nachher, daß er gebetet habe. Die ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

„Ja! Ich erkenne dich,“ rief er endlich voll Rührung aus, „du bist Lanoy, du bist mein Freund — — Woher kommst du?“

„Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloster, das du mir bezeichnet hast?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du bist Vater gewesen?“

„Weh mir, daß ich es zu wenig war!“

„Bist du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen?“

„Keinen, als an dich selbst zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wirst du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine schwarze Rauchwolke erfullte das Zimmer; als sie zerflossen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich stieß einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus seiner Betaubung zurück. „Wo sind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm, und sah ihm über die Schulter. „Taschenspieler,“ sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm: „Du wirst keinen Geist mehr rufen.“

Der Sicilianer drehte sich um, sah ihm genauer in's Gesicht, that einen lauten Schrei, und stürzte zu seinen Füßen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Ueberraschung hatten uns alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnißvolle Wesen an, das uns mit einem Blicke stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir sie ja beisammen!“ rief der Anführer und wandte sich zu seinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite, und soviel mir diese Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich in's Ohr sagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mich, daß ich Manner von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern von uns abzulassen. Den Sicilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Bursche da ist überreif,“ setzte er hinzu. „Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit ausgesperrt und stier in einem todtenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustande, und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

„Gnadiger Herr,“ sagte dieser, „wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch gluckich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdessen sahen wir auch den Wirth nebst seinen Hausgenossen mit Stricken gebunden über den Hof führen — „Auch diesen?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieser verschuldet?“ — Er war sein Mitschuldiger und Hehler,“ antwortete der Anführer der Häscher, „der ihm zu seinen Taschenspielerkunsten und Diebereien behülflich gewesen, und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie uberzeugt seyn, gnädigster Herr“ (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). „Man durchsuche das ganze Haus, und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt sah sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, undemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich fortreißen. Ich eilte an's Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen dieses vor. „Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er unfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsere Nachforschungen werden vergebens seyn. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Geschwindigkeit in unsere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich

aufrecht sitzen konnte, mit einer Thür versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisirmaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrisirmaschine, mit dem Altar und dem darauf befindlichen Krucifixe Kommunikation hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüberstand, war durchbrochen, und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trompeten, woran große dieleene Kugeln an Schnuren befestigt hingen, wahrscheinlich, um das Geräusch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilliers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Buchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stahlernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch sehen, ob sie geladen sind," sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm, und in's Kamin abschoß. „Jesus Maria!" rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblicke sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?" rief der Engländer, während daß wir andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du seyn, was du schienest."

„Jesus Maria! Ich bin verwundet," wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hieher fuhren?"

„Ein armer Barfußer," antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —"

„Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?"

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen."

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?"

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm heraus zu bringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häscher gewendet.

„Sie haben uns," sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsre Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?"

„Wen meinen Sie?" fragte der Anführer der Häscher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies, und einige Worte in's Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben."

„Sie kennen diesen Herrn also nicht?" fragte der Häscher wieder. „Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?"

„Nein," sagte der Prinz — „und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden."

„Naher," antwortete der Häscher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen."

„Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein Paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie ihn selbst und uns Alle für unschuldig erklärten?"

„Allerdings, durch ein einziges Wort."

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte."

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr" — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — „Sie sind zu großmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition."

„Der Staatsinquisition! — Dieser! —"

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte."

„Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich."

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich hieher geschickt worden bin, den Geisterbeschworer zu verhaften."

Wir sahen uns mit noch größerm Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus," rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher in's Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion und darum that er jenen Schrei, und stürzte zu seinen Füßen —"

„Nimmermehr!" rief der Prinz. „Dieser Mensch ist Alles, was er seyn will, und Alles, was der Augenblick will, daß er seyn soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zusammensinken, als er ihm die Worte in's Ohr schrie: Du wirst keinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Daß man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich Niemand überreden."

„Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen konnen," sagte der Lord, „wenn uns dieser Herr (sich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen."

Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (dies war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdiener abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnisse zu führen. Ich habe vergessen zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen

einen seiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen, oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letztern Zeit sehr schwermüthig gewesen, und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen seyn mochte, und sich katholisch gemacht hätte, und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgültig dachte, so ließ er's nach einigen fruchtlosen Nachforschungen, dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, auszugehen, ließ sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretair gestanden, Französisch und auch etwas Deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängnisse, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Markuspallastes, worin die unglücklichen Verbrecher vor der dorrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt, und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thür.

„Ich komme," sagte der Prinz, „über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen."

„Meine Rolle ist ausgespielt, „versetzte der Sicilianer. „Mein Schicksal steht in Ihren Händen."

„Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, die es erleichtern kann."

„Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren."

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses?"

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein bloßes Pastelgemälde hinter einem Glase, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild selbst wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthofe in Beschlag genommen hat."

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen, und gerade auf den Armenier rathen?"

„Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr, Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weise in der Giudecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach so viel zu ziehen wußte, als mir zu wissen nöthig war."

„Wo ist dieser Jager?" fragte der Prinz. „Ich vermisse ihn, und ganz gewiß wissen Sie um seine Entweichung."

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringste davon weiß, gnädigster Herr. Ich selbst hab' ihn nie gesehen, und nie eine andere Absicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete."

„Fahren Sie fort," sagte der Prinz.

„Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloß ich mich, sie zu nützen. Sie sehen, gnädigster Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf versehen, und ein Schlüssel, der Ihnen von Ungefähr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen."

„Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüssel, sagen Sie, wäre mir entfallen?"

„Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, ihn schnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterieloose nahmen, war im Verständniß mit mir. Sie ließ Sie aus dem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde."

„Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüßermönch, der sich mir in den Weg warf, und mich so feierlich anredete?"

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste geleistet."

„Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an?"

„Um Sie nachdenkend zu machen — Um einen Gemüthszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen sollte."

„Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung?"

„Das Mädchen, welches die Königin vorstellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte bekannt zu seyn, und verzeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits schon geneigt seyn würden, natürliche Auslegungen zu ver-

schmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu spüren,“

„In der That!“ rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung, indem er mir besonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That,“ rief er aus, „das habe ich nicht erwartet!“*)

„Aber,“ fuhr der Prinz nach einem langen Stillschweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns sie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern sich, gnädigster Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dieten, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anlehnen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen der Fensterladen nicht sogleich ins Gesicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe des Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenster sah. War dem wirklich so?“

„Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewußten Fenster emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren.“

„Die Gestalt,“ fuhr der Prinz fort, „schien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, daß sie sehr blond war. War dieses bloßer Zufall, oder woher schopften Sie dieselbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern sich, daß Sie über Tisch eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrat eines Offiziers in **scher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus schloß ich, daß es vielleicht die Dose seyn mochte. Ich hatte das Bild über Tische gut in's Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Treffen sehr glücklich bin, so war es mir ein Leichtes, dem Bilde diese flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr in's Auge fallen.“

„Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen.—“

„So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erscheinung?“

„Eben dieser.“

„Aber er konnte ja die Frage nicht wohl hören.“

„Dieses brauchte er auch nicht. Sie besinnen sich, gnädigster Prinz, daß ich Ihnen allen auf das Strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen vorfiele, ließ ich ihn große Pausen beobachten, die er an Schlagen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hause sorgfaltig mit Wasser löschen zu lassen; dies geschah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause ineinander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu seyn glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber so lange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefaß, worin der Spiritus flammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?“

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidenen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Krucifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir,“ sagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, so lange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses?“

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigsten traute, während des ganzen Aktus zu beschäftigen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch, daß Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gern haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht in's Auge gefaßt.“

„Ich gestehe,“ rief Lord Seymour, „daß dies vorsichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet seyn?“

*) Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füßen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zu sammengenommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, daß mir beim ersten Lesen dieser Memoiren die verfängliche Anrede der Zauberschwestern in Macbeth: Heil dir, Thane von Glamis, der einst König seyn wird! dabei eingefallen ist; und vermuthlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbe anschließen, und in einem gewissen Rapport mit ihr setzen. Der Sachkenner, der, wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewußt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, daß er ihn merken ließ, sein Stand sey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber so sehr die Sache auch an Interesse verliert, wenn man den hohen Zweck zurückkommt, auf welchen sie angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Faktum, wie ich es gefunden. A. d. H.

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen.“

„Die zweite Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Worte kommen,“ sagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?“

„Beinahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch Alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande gethan; dieses fand ich nöthig, um nicht gegen Thatsachen anzustoßen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte, gewisser Jugendsünden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber diese Sache,“ fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und —“

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Handen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen! Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniß mit dieser zweiten Erscheinung?“

„Gnädigster Prinz —“

„Als Sie ihm genauer in's Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz“ — — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger, und sah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — „Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen.“

„Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“—

„Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht.“

„Wo? Wer?“ riefen wir alle zugleich, und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um — „Das ist ja nicht möglich.“

„O! diesem Menschen — oder wer er seyn mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind.“

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten gewesen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Katakombe seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anschein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich sey?“

„Nicht weit von fünfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich noch ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von diesem Wundermanne erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu seyn scheint, in Famagusta gesehen hat.“—

„Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen sollte. Es gibt glaubwurdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher Niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat.“

„So?“ sagt der Prinz. „Und was ist dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch seyn mag, er muß fort, welches Geschäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reißt ihn aus den Armen der Freundschaft, reißt ihn selbst vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampfe abrufen. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen, denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, daß Jedem der Muth entfällt, ihm in's Gesicht zu blicken, oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille endigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und Alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen ist.“

„Aber,“ fragte einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft?“

„Nichts, als daß er bleich und abgemattet aussieht, ohngefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafte Operation ausgestanden, oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; dieses aber lasse ich dahin gestellt seyn.

„Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen, oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, daß er sie übersehn mußte?“

„Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die gesetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich, und wurde starr, alle seine Gliedmaßen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte,

seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf, und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verrieth ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernste, daß man sich glücklich preisen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu seyn. Aber die Stadt, worin ihm dieses begegnet war, verließ er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, daß er in dieser geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sey ein Verstorbener, dem es verstattet sey, drei und zwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum jüngsten Gericht."

„Ueber einen so außerordentlichen Mann," sagte der Prinz, „kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen ihn, auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts!"

Der Sicilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blicke an, und schwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft," fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gern laut machen wollen, so versichere ich Sie, im Namen dieser beiden Herren, der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverholen."

„Wenn ich hoffen kann," fing der Mann, nach einem langen Stillschweigen, endlich an, „daß Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Aber es muß mir erlaubt seyn," setzte er hinzu, „einige Namen dabei zu verschweigen."

„Kann es nicht auch ohne diese Bedingung geschehen?"

„Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich Ursache habe zu ehren."

„Lassen Sie uns hören!" sagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre seyn," fing der Sicilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del M**nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen, (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ohngefähr sieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines theuren Sohns beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedurfen konnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft werden wären. Er insbesondere, setzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schopfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgendergestalt.

Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, weswegen er auch zu dem geistlichen Stande bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. Jeronimo, so hieß dieser ältere Bruder hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses, von C***tti, zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung bloß das Werk der elterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, so hatten sie sie doch stillschweigend schon beschworen. Jeronimo del M***nte und Antonie C***tti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständniß zwischen Beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward, und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und Jeronimo kehrte eben so treu und eben so feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

Die Entzuckungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermahlung wurden auf das Lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht auf's Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewohnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronimo. Schon fing man an, den schrecklichsten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar, habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet und verschiedene von den Einwohnern seyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe,

daß Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihm die beschädigten Schiffe aus; aber die Prise ist verschwunden, und die Noth zwingt sie, auf Maltha zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

„Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber Niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft in den Fluten umgekommen sey.

„So scheinbar diese Vermuthung war, so fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könne. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geistlichen Stande entsagen, und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So wenig dieses die Gerechtigkeit gegen den Letzteren zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit, der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden. Gram und Alter nöherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuche sank die Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern zu begünstigen. Um seine Verbindung mit dem gräflichen Hause von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronimo's Gattin heißen. Die schwache Möglichkeit einer Wiedererscheinung des Letztern kam gegen das gewisse und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.

„Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das Meiste dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeßlicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfes, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum zurückfordern konnte. Ist das Schicksal meines theuern Jeronimo, sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das Theuerste war? Mit welchem Heezen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsern Zirkel gerissen hat? als wenn wir alle seine Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und das, was sein war, gleich einem Heiligthume unberührt lassen?

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikatesse ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszusöhnen, einen Stamm erloschen zu sehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen auf's Eifrigste fortgesetzt. Lorenzo selbst that verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wiederzufinden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorigen."

„Und Gräfin Antonie?" frogte der Prinz. „Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben."

„Antoniens Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Grom, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; oder diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, zeigte ihn ihrer nur um so würdiger, und die Großmuth, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihre Widersetzlichkeit jeder Entschuldigung zu berauben.

„So standen die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige schließen. Da ich mir alle mystischen Bücher zu Nutze machte, die sich in der sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden, und mein System von der unsichtbaren Welt mit den

abenteuerlichsten Erfindungen aufzustutzen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hatte eben so zuversichtlich auf die Begattungen der Philosophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geschworen. Da er überdies sehr religiös war, und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Mährchen bei ihm desto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mystizität so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Kredit hatte, sobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur, und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die seit dem Verluste ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte, und überdies eine große Mischung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit schauderndem Wohlbehagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

„Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Rittersitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

„Kapitän," sagte er, „mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten."

„Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?"

„O diese furchterliche Leidenschaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf sich in meine Arme.) — Ich habe sie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr."

„Aber on wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen: Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie?"

„Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ging es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden."

„Wie? Nach so viel fehlgeschlogenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —"

„Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, so lange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen."

„Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?"

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder seyn kann! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammniß (Nach einigem Stillschweigen mäßigte er sich, und fuhr mit Wehmuth fort.) Daß er meine Leiden sahe! — Kann sie ihn glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wußte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen."

„Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar seyn?"

„Freund! Was sagen Sie?" — Er sah mich erschrocken an.

„Weit geringere Anlässe," fuhr ich fort, haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —"

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!"

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung seyn? Gewiß! wenn je eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —"

„Um Gotteswillen, Freund! unterbrach er mich, nichts mehr davon! Ehmals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir daucht, ich sagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen."

„Sie sehen nun schon," fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Mißtrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akte, welche auch so sehr nach Wunsche einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie erhitzte, und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —"

„Ich errathe," rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort —"

Nein, gnädigster Herr. Die Beschwörung ging nach Wunsche vorüber."

„Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier?"

„Fürchten Sie nicht,“ antwortete der Sicilianer, der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen.“

„Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfin nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen. Verschiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, setzten mich in den Stand, der Erscheinung die tauschendste Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen ließ, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte selbst erschien in barbarischem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halse. Sie bemerken,“ sagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Muthmoßung abging, die ihn in den Wellen hatte umkommen lassen; weil ich Ursache hatte zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig vermehren würde; so wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher schien, als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß dies sehr richtig geurtheilt war,“ sagte der Prinz. „In einer Reihe außerordentlicher Erscheinungen mußte, däucht mir, just die wahrscheinlichere stören, die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben, die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts Weiters von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen,“ setzte der Prinz hinzu, „vollenden Sie ihre Erzählung.“

„Ich ließ,“ fuhr dieser fort, “die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr sein nenne auf dieser Welt, und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt, und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfin ihn genauer in's Gesicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!“ rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem?“

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter —“

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiß nie vom Finger brachte?“ —

„Das ist wohl wahr,“ sagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit,“ sagte der Sicilianer — —„Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub' ich,— — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter?“ sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Jeronimo nicht mehr am Leben sey. Die Familie machte, von diesem Tage an, seinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bold auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in welchen sie ein unumschranktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag seyn, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmaßigen Erben noch festlicher zu machen gesannen war.

„Es erschien dieser Tag, und Lorenzo empfing seine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gaste im hellerleuchteten Hochzeitsaale, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Feöhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Pallaste waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich preis. Unter diesem Gedränge nun —“

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unsern Odem — —

„Unter diesem Gedränge also,“ fuhr er fort, „ließ mich derjenige, welcher zunächst an mir saß, einen Franziskanermönch bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, stand, langer hagrer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem Einzigen vorüberzugehen; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Büste unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überroschte, und gegen Alles, was mich in diesem Augenblicke umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physionomie des Russen (denn Sie begreifen wohl schon daß er mit diesem und Ihrem Armenier eine und dieselbe Person war) wieder zu erkennen, welches sanft schlechterdings unmoglich würde gewesen seyn. Oft versucht' ich's, die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf, und fanden sie jedesmal unverandert. Ich stieß meinen Nachbar an, dieser den seinigen; dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine

allgemeine plötzliche Stille, den Mönch störte sie nicht. Der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Jeden entsetzte diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Gesichte dieses Fremdlings wieder, und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstande in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen, zu theilen schien. Allgemach verlief sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitsaale; der Mönch stand unbeweglich, und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet.

Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engern Kreise. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwidert ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Daß wir unter einander da so glücklich sind," hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: „Daß wir so glücklich sind," sagte er, und mein Sohn Jeronimo muß fehlen!— „Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben?" fragte der Mönch. Es war das erste Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an.

„Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt," versetzte der Alte. „Ehrwürdiger Herr, Ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronimo ist todt."

„Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen," fuhr der Mönch fort — „Wer weiß, wie er aussehen mag, dein Sohn Jeronimo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe!"

„Was soll das bedeuten?" murmelte Alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu steigen.

„Der Mönch war unterdessen zum Schenktische getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte — „Das Andenken unsers theuren Jeronimo! rief er. „Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach!"

„Woher Ihr auch seyn mogt, ehrwürdiger Herr," rief endlich der Marchese, „Ihr habt einen theuren Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er sich gegen uns kehrte und die Glaser herumgeben ließ) — laßt einen Fremdling uns nicht beschämen! Dem Andenken meines Sohnes Jeronimo!"

„Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmem Muthe getrunken.

„Ein Glas steht noch voll da — Warum weigert sich mein Sohn Lorenzo, auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu thun?"

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronimo!" stammelte er, und schaudernd setzte er's nieder.

„Das ist meines Mörders Stimme," rief eine fürchterliche Gestalt, die auf einmal in unserer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleide und entstellt von gräßlichen Wunden. — —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr," sagte der Sicilioner, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesichte. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geistliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt, und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durcheinander störte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del M**nte ist erloschen, und in einem Kloster, ahnweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.

„Sie sehen nun," fuhr der Sicilianer fort als er sah, daß wir noch Alle stumm und betreten standen, und Niemand das Wort nehmen wollte, „Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Offiziere, oder diesem Franziskanermönche, oder diesem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern, das sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf."

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage," sagte der Prinz, und stand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen?"

„Ich weiß nicht anders," versetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten?"

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich," antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?"

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht gesagt, daß er mir den Ring gegeben."

„Gut," sagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. „Und den Geist des Marquis von Lanoy (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), den dieser Russe gestern auf den Ihrigen folgen ließ, halten sie also für einen wahren und wirklichen Geist?"

— — — „Ich kann ihn für nichts anders halten," antwortete jener.

„Kommen Sie," sagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir sind fertig," sagte er zu diesem. „Sie, mein Herr, sollen weiter von mir hören."

Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, mochte ich an Sie selbst thun, sagte ich zu dem Prinzen, als wir

wieder allein waren. Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und echten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

„Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan?“

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den sehen, rief ich aus, der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit in's Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem solchen zu thun gehabt haben? —“

Nein, sagte ich. Aber sollte deswegen sein Zeugniß — —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — gesetzt, ich hatte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft nicht in Anschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben so, als wenn ich einen gebrandmarkten Bösewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen.“

Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Ursachen hat zu hassen, wenigstens zu fürchten, ein so glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie deswegen weniger haben? Weiß ich, in wessen Solde er mich belog? Ich gestehe, daß ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, daß er sich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte.“

Der Umstand mit dem Ring scheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er ist mehr als das,“ sagte der Prinz, „er ist entscheidend. Diesen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demselben Augenblicke gewiß seyn, daß es der Mörder war. Wer, als der Mörder konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiß nie vom Finger ließ? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getauscht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu tauschen. Wozu diesen Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fuhlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein Verständniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hangen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich sollte gräßeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der elften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißklange betrat?“

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, sagte ich. Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir,“ versetzte der Prinz, „ob ich gleich in Versuchung gerathen bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen.“

Wie? sagte ich.

„Erinnern Sie sich nicht, daß die zweite Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zuging, das Krucifix in die Hand faßte, und auf den Teppich trat.“

So schien mir's. Ja.

„Und das Krucifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Konduktor. Daraus sehen Sie also, daß sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lahmte.“

Mit dem Degen hatte dieses seine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf sie abschoß, und welche wir langsam auf dem Altar rollen hörten?

„Wissen Sie auch gewiß, daß es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette, oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umpanzert seyn konnte, daß er schuß- und degenfest war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Pistolen geladen.“

Es ist war, sagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — der Russe hatte sie geladen. Aber dieses geschah vor unsern Augen, wie hatte da ein Betrug vorgehen konnen?

„Und warum hatte er nicht sollen vorgehen können? Setzten Sie denn schon damals ein Mißtrauen in diesen Menschen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, eh' er sie in den Lauf brachte, die eben so gut eine quecksilberne oder auch nur eine bemalte Thonkugel seyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole oder nicht nebenbei in seine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — gesetzt, er hätte sie auch wirklich scharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinuber nahm, und nicht vielmehr ein anderes Paar unterschob, welches so leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren. Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andere Kugel, wamit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmogliche?“

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung auf's Hochste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, nach einigen wenigen verstohlenen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemälde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging,

warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genaß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich nach außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Dose gemeint sey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung."

Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluß über Ihren Freund?

„Wie, sagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweist dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geistes so orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruche betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Kreatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß, und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hatte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können?"

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betruge, von Seiten des Armeniers, hätten seyn müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumalen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit diesen untergeschobenen Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören kannten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Russe nicht über eine halbe Stunde abwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, wurde einem Zwischenakt so viel Handlung aufgetastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?"

In der That, rief ich, für so gut als unmöglich. —

„Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hülfe seiner vielleicht eben so gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stande bringen konnte? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt, zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke, seinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anderes, als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben! Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen?"

Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehen, daß sie weit über unsere Begriffe geht.

„Beinahe hatte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten," sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf? wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte."

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

„Und womit beweisen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Gespenste nicht eben so vielen Antheil gehabt habe, als an dem ersten?"

Wie, gnädigster Herr?

„Daß er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß Beide nicht mit einander unter einer Decke liegen?"

Das mochte schwer zu erweisen seyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlage auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, daß sich unter Ihren beiderseitigen Operationen eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständniß fände, daß einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er schuf sich einen Hektor, um sein Achilles zu seyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuspähen; um sich durch diesen Versuch, der, unbeschadet seines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit seinem Subjekte zu familiarisiren; kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsätzlich aufforderte und wach erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlummern zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, daß sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

Wie meinen Sie das?

„Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nachrichten — vielleicht gar Documente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt

alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſeyn und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdecken mag, ſo wird der Verdacht auf Niemand anders, als auf dieſen Gaukler, fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer ſeinen Namen geben. Dieſes war die Puppe, mit welcher er mich ſpielen laßt, wahrend daß er ſelbſt, unbeobachtet und unaerdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet.“

Sehr gut! Aber wie läßt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Abſichten zerſtören hilft, und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt gemeinen Augen preisgibt?

„Was ſind es fur Geheimniſſe, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverlaſſig, die er Luſt hat, bei mir in Ausubung zu bringen. Er hat alſo durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie aiel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieſer aermeintliche Triumph uber Betrug und Taſchenſpielerei mich ſicher und zuaerſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen nach unbeſtimmt umherſchweifenden Argwohn auf Gegenſtände zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weiteſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher aber ſpater, aus eigenem Mißtrauen oder fremdem Antriebe, den Schluſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte er Beſſeres thun, als daß er ſie ſelbſt neben einander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künſtliche Grenze ſetzte, meine Begriffe von den erſtern deſto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch dieſen Kunſtgriff auf einmal abgeſchnitten! Wie viele Erklärungsarten im Voraus widerlegt, auf die ich in der Folge hätte fallen mogen!“

So hat er wenigſtens ſehr gegen ſich ſelbſt gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuſchen wollte, ſchärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines ſo künſtlichen Betrugs überhaupt ſinken machte. Sie ſelbſt, gnädigſter Herr, ſind die beſte Widerlegung ſeines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat ſich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger ſcharfſinnig raiſonnirt. Konnte er voraus ſehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniſſe bleiben würde, welches der Schlüſſel zu dem Wunder werden konnte? Lag es in ſeinem Plane, daß mir die Kreatur, deren er ſich bediente, ſolche Bloßen geben ſollte? Wiſſen wir, ob dieſer Sicilianer ſeine Vollmacht nicht weit überſchritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch iſt es hauptſächlich dieſer einzige Umſtand, der mein Mißtrauen gegen dieſen Menſchen entſchieden hat. Wie leicht kann ein ſo zugeſpitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunſtaltet werden? Sicherlich war es ſeine Meinung nicht, daß uns der Taſchenſpieler ſeinen Ruhm im Marktſchreiertone vorpoſaunen ſollte — daß er uns jene Mährchen aufſchüſſeln ſollte, die ſich beim leichteſten Nachdenken widerlegen. So zum Beiſpiel — mit welcher Stirn kann dieſer Charlatan behaupten, daß ſein Wunderthäter auf den Glockenſchlag Zwolfe in der Nacht j.den Umgang mit Menſchen aufheben müſſe? Haben wir ihn nicht ſelber um dieſe Zeit in unſrer Mitte geſehen?“

Das iſt wahr, rief ich. Das muß er vergeſſen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieſer Art Leute, daß ſie ſolche Auftrage übertreiben, und durch das Zuviel Alles verſchlimmern, was ein beſcheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte.“

Ich kann es demungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klagliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — Alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſa weit treiben laſſe, ſa kann die Kunſt des Akteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick geſehen — Und waren wir in dieſem Augendlick kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſrige ubermeiſterte? Ueberdies iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſa wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraſchung bei dem Betragenen. Rechnen Sie noch die unaermuthete Erſcheinung der Häſcher —“

Eben dieſe, gnädigſter Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan den Augen der Gerechtigkeit bloß zu ſtellen? Die Treue ſeiner Kreatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — und zu welchem Ende?

„Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie aiel wird es ihm wohl koſten, dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in dieſem Stück nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſey.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf dieſem gewaltſamen, konnte er dem Sicilianer eine ſa unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfordern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer, als ein aerzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchluſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, gnädigſter Prinz, ſagte ich endlich. Beide Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſeyn; dieſer Sicilianer ſoll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn ſein Prinzipal einlernen ließ, beide ſollen zu einem Zwecke, mit einander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändniſſe ſollen alle jene wunderbaren Zufalle ſich erklaren laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeihung auf dem Markusplatze, das erſte Wunder, welches alle übrigen eroffnet hat, bleibt nichts deſto weniger unerklärt, und was hilft uns der Schluſſel

zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf," gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Fassungskraft. Stünde sie einzeln da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund, (indem er seine Hand in die meinige legte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm) ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren; und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er sich blind und undefonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht Alle — fährt der Graf von O*** fort — die in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen, und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung dessen ungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichts desto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten, als über die Größe des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt, längst hat sich seine Seele am Throne der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt dieses liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuersten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit schreib' ich es nieder! Er war ein edler Mensch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen sich bethören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach diesen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von O. zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zusammenfluß mehrerer zufälliger Umstände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden, und sich damit begnügt, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtische Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Eltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen, selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Oerde war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte, und sich auch darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende, Ergebung. Auf allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand ihm die Religion im Wege; mit Allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmälig eine stille Indignation in seinem Herzen, welche, mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopfe und Herzen, die bizarrste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigner Sklave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt, weil er nicht gewartet hatte, bis seine reife gereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigenthumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch, nach so großen Distraktionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Daß sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieser Geschichte ausweisen.

Die Geständnisse des Sicilianers ließen in seinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand werth war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, diesen Betrug aufzulösen, schien ihn selbst überrascht zu haben, in diesem

Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander gesondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stutzen des andern zu verwechseln; daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkte an regte sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befestigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und mußte einer zerstreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerksamkeiten, die er erwiedern mußte, Etikette, die er seinem Range schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, öffneten ihm die geistvollesten Zirkel in Venedig; bald sah er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einformigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontraste, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus: nichts fürchtete er so sehr, als das Lacherliche. Das ungunstige Vorurtheil, das auf seinem Geburtslande haftete, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, daß ihn jede Aufmerksamkeit verdroß, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werthe danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glanzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphirten. In einer solchen Gesellschaft sich als Prinz unterschieden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Konkurrenz ausgeschlossen zu seyn. Alles dieses zusammengenommen, überführte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfunftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweise immer auf solche stoßen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gebessert waren. Und hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedachtniß; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des Einen riß seine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des Andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthatigen Begriffe bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem konsequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Daß ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ er als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Scheine einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die zügellosesste Licenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte, und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich einführen zu lassen. Gewisse gefahrliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, konnten nirgends besser aufgehoben seyn, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört nnd geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Zügel weniger findet. Und dieses war der Fall bei dem Bucentauro, dessen mehrste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie, und durch Sitten, die einer solchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man ihn des innersten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte wenigstens so lange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz alle konventionellen Unterscheidungszeichen ablegen, und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nnr Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte, zusammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach

der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, langer gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Rückweg gefahrlich, und falsche Scham sowohl, als Sorge für seine Sicherheit, zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber schon durch bloße Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinrissen, ging die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Seine durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe, die seinen Trugschlusse nicht lösen, womit man sie hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Corrosiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf seine Moralitat ruhen sollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblicke verließen, und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten Willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrunde zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel schon geschehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Tauschung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer sichern Stütze hätte dienen konnen, verließ uns in dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Handen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äußerst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Uebel, als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten sie nichts, als die Machtsprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder aufbrachten oder belustigten; er übersah sie gar zu leicht, und sein überlegner Verstand brachte diese schlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beispiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkom — wie anders fand ich da schon Alles!

Der Einfluß dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tag weniger; auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Ström der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andere, ein Fest das andere, eine Glückseligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Welllauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm Alles so entgegen, Alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Roud an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachhülfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu ihm selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren ließ, die ihm, ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme nur die Bekräftigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im Stillen sagte — ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen seyn, hätte man ihn zu Athem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, seinen eignen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so liedlichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Existenz war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je hoher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn langsam; selbst aus seinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte seine Blößen durchschaut, und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es seine redlichen Kavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopfe geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenstände seines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Deuck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpfte, so war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in seinem Witze. Sein Naturell fing an, sich zu ändern, Launen stellten sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit, verschwand; Schmeichler hatten sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatesse des Umgangs, die es seine Kavaliers sonst ganz vergessen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe trostet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders, als finster, mürrisch und unglücklich, wahrend daß er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Frohlichkeit beseelte. Mit theilnehmendem Leiden sahen wir ihn auf dieser gefahrlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigsten In-

tereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deswegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jetzt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge dieſer Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorſtellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige iſt, ſo habe ich dennoch an ſeinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leſer die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von F*** an den Grafen van O***.

Erſter Brief.

Mel ar**.

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeyns meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen. — Was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt, und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihn die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir theilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechzehn Jahre ſind's, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte, und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden. Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm geſehen; wie in einem heitern Sonnenſcheine hab' ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und Alles dies ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **b** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unſerm Zirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zuſammen ſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſt dauern ſoll, wenig von einander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht; ſeit zehen Tagen iſt der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **b** hat es gleich ſehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil er ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte, und bei dem beſondern Verhältniſſe, das zwiſchen beiden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht, wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **b**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des *** Ordens hier, wobei er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie ſich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Korreſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußere, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur (vergönnen Sie mir dieſes Wort) und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und eine Alles niederſprechende Beredſamkeit. Wer könnte, bei ſo glänzenden Eigenſchaften, einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille wortarme und gründliche Werth unſers Prinzen neben dieſer ſchreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſerer Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſere Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt in's Große. Sie haben während Ihres Hierſeyns über Aufwand geklagt — jetzt ſollten Sie erſt ſehen!

Unſere innern Verhältniſſe ſind noch die alten — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einſyldiger und froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn jetzt, außer dem An- und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht, und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehrſten Geſellſchaften auszuſchließen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzuſehen; er ſchämt ſich unſerer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jetzt faſt ganz allein des Biandello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jägers, in ſeine Dienſte nahm, und der ihm jetzt, bei dieſer neuen Lebens-

art, ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt Alles in Venedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstellige dieses mit Hülfe des Gondoliers, sagt er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu Statten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei spricht und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekretair des Prinzen aufgeschwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich ließ ein angesehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über Biondello. Der Prokurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen seyn mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben sollte. Sein ganzes ausschließendes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle Geheimnisse niederzulegen pflegte; dieser mußte ihm noch am Todbette angeloben, sie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen; ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufschluß geben konnte. Dieser läugnete hartnäckig, daß er etwas wisse, ließ den Erben das sehr beträchtliche Legat, und behielt seine Geheimnisse. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil sie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn Biondello seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er läugnete auch nicht, daß der Verstorbene im Hasse gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sey, aber, setzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so tödlichen Gesinnung wankend zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen.

Leben Sie glücklich — liebster Freund. Wie sehne ich mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das nämliche wahr ist. Das Element, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich seyn kann, oder eine sechzehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgesohnt.

Der Prinz ließ sich neulich, bei später Nacht, aus dem Bucentauro nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz sieht sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, so brannten die Lampen dunkel oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt sey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in St. Markus überzusetzen, befand man sich im Sestiere von Kastello. Es war in einer der abgelegensten Gassen und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um sich in einer Hauptstraße zu orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen, und mit dem entschlossenen Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerle sind eben im Begriff, einen Vierten niederzustoßen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den todtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen bestürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Orte auf keine Ueberraschung versehen hatten, daß sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschopft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, daß er den Marchese von Civitella, den Neffen des Kardinals A***i. gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte Biondello, so gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Pallaste seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, war er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erschien der Kardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentauro. Der Besuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in großer Bewegung, als sie herauskamen, Thränen standen in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt

übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unsicher gemacht, und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfalle verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Kardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine starke Freundschaft fängt an, sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Kardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehn, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparsamkeit keine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vernehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens ist; so soll doch die Aufführung des Neffen auch die höchste Toleranz erschöpfen. Seine freien Grundsätze und seine zügellose Lebensart, unglücklicherweise durch Alles unterstützt, was Laster schmücken und die Sinnlichkeit hinreißen konn, machen ihn zum Schrecken aller Väter nnd zum Fluch aller Ehemänner; auch diesen letzten Angriff soll er sich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des **schen Gesandten angesponnen hatte: anderer schlimmen Hönbel nicht mehr zu gedenken, woraus ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten konnen. Dieses abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetste Mann in ganz Italien, weil er Alles besitzt, was das Leben wünschenswerth machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Gaben zurück, und vergällt ihm den Genuß seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von Biondello. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erhitzt, und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hause bei einer Operistin schlafen gegangen war. Der Prinz entschließt sich also, selbst aufzustehn, um einen seiner Leute zu errufen. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegen schallt. Er geht wie bezaubert dem Schalle nach, und findet Biondello auf seinem Zimmer auf der Flöte blasend, seine Kameraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieser nun dasselbe schmelzende Adagio mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, daß er sich getrost in der besten Kapelle horen lassen dürfte.

„Ich muß diesen Menschen entlassen," sagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen." Biondello, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigster Herr, sagte er, wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.

„Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen," sagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke seyn."

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.

„Und ein solches Talent vernachlässigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben."

So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. Biondello erhielt ein Zimmer zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen, und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, diese zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nothig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch seyn möge, es ist ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4. Junius.

Der Marchese von Civitella, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marchese hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr liebenswürdiger Mensch von Ansehn, und unwiderstehlich im Umgange. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie sich die bezaubernste Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offne einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fließendste Beredsamkeit, die blühendste Jugend, mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolze, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili so unerträglich fallt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausschweifungen muß man mir weit übertrieben haben; nie sah ich ein vollkommneres, schoneres Bild der Gesundheit. Wenn er wirklich so schlimm ist, als mir Biandello sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Gegen mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit der angenehmsten Treuherzigkeit, daß er nicht am besten bei seinem Onkel angeschrieben stehe, und es auch wohl verdient haben moge. Er sey aber ernstlich entschlossen sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesohnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber

eben dieſes Verhältniß gibt auch ihm gewiſſe Rechte un den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bei allen Partieen, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentaura iſt er — und das iſt ſein Glück! bis jetzt nur zu jung geweſen. Ueberall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen konnen, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk aufbehalten ſey. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt mochte ſich vielmehr wenden, und der Führer bei ſeinem Zöglinge in die Schule gehn, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz van **d** iſt nun abgereiſt, und zwar zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus geſagt habe, liebſter O***, iſt auch richtig eingetroffen. Bei ſo entgegengeſetzten Charakteren, bei ſo unvermeidlichen Kolliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz **d** war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, daß den Prinzen in Gefahr ſetzte, die Hälfte ſeiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebote ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partei prangte, die ſeiner würdig war. *) Das Vernünftigſte wäre freilich wohl geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Streit einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dies gewiß die Partie geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu konnen. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Werth bei ihm erlangt, und hatte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entſchluß, als für ein Geſtändniß ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen vernachläſſigter, ſchneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren, und ſich auf dem ſchlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Konzerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerei bald auch der beiderſeitigen Suite und Dienerſchaft mittheilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre nach weit wachſamer zu halten pflegt, als ihre Herrſchaft, ſo mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armſeligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, van der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun las, aber, was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft, was er durch eine weiſe Oekonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin; wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jetzt auf das Sorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

Möchte indeß aller dieſer Aufwand gemacht ſeyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt, und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hineinreißt. Ich ſehe nicht wie dies nach werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andere Rettung — Wir müſſen aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, nach immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baran van F*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen ihres Andenkens, daß mir der junge B**hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief van Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringenden Bedürfniſſe zum erſten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit geſetzt, unſere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theuer bezahlt. Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfalle iſt, daß es unſere Abreiſe verzögert.

Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biandello's Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben machte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rallen lagen noch auf

*) Das harte Urtheil, welches ſich der Baron van F*** hier und an einigen Stellen des erſten Briefs über einen geiſterſehenden Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, dieſen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieſes jugendlichen Beurtheilers zu gute halten.

Anm. des Grafen v. O***.

dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter, und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F***!“ fing er an, „Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden.“

Ich ſchwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen! und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt Wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchwiegen.“

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O***?“

Der Graf von O*** hat mir nichts geſchrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergießungen zuſammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen.“

Der Graf von O***, ſagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend) Ich hätte das nicht thun ſollen?“

Ich ſehe wohl ein, daß dies nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen ſollen?“

Ich ſchwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über das hinaus wagen ſollen, und darüber zum Greiſe werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumſchaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich ſpringt — weil ich“ —“

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab' ich nichts mehr zu ſagen — dann ſind die Erfahrungen, die er Ihnen verſchafft haben wird, noch mit Dreimal ſo viel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir weh, ich geſtehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich ſeyn ſollen, zu entſcheiden haben ſollte.

„Wohl Ihnen, daß Sie ſie verachten können, die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſeyn. Was ſind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſere Amme und Erzieherin in der Kindheit, unſere Geſetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unſere Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den unterſten Klaſſen iſt beſſer daran als wir, denn ſein Schickſal hat ihm doch eine Philoſophie ſeines Schickſals geſchaffen. Ein Fürſt, der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prieſter, der das Daſeyn eines Gottes läugnet.“

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniſſe herausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, hunderttauſend Thoren von euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz ſeyn, was er iſt, und unſere Exiſtenz iſt nun einmal, glücklich ſcheinen. Weil wir es nicht ſeyn können auf eure Weiſe, ſollen wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuſſe hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?“

Sonſt fanden Sie dieſe in Ihrem Herzen.

„Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchneidende Sichel in meinem Gehirne hin und her fahrt, und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſeligkeit zerſchneidet?“

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden, und ging im Zimmer herum in ungewöhnlicher Bewegung.*)

„Wenn alles vor mir und hinter mir verſinkt, die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der Verſteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daſeyns ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich dieſes magere Geſchenk der Zeit, feurig und unerſättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male ſehe, in meine Arme ſchließe? Wenn ich mit dieſem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit ſeiner Tiare? — O ich hab' ihn ſchätzen lernen den Augenblick! Der Augenblick iſt unſere Mutter, und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!“

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſeyn werden, wie ich? — Iſt nicht Alles Flucht um mich herum? Alles ſtoßt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeyns einen Tropfen eilend zu trinken, und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an meine Verweſung angewieſen. Zeigen Sie mir ein Weſen, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſeyn.“

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu

---

*) Ich habe mir Mühe gegeben, liebſter O***, das wichtige Geſpräch, das ſich jetzt zwiſchen uns entſpann, Ihnen ganz ſo, wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an denſelbigen Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtniſſe nachzuhelfen, mußte ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewiſſe Ordnung bringen, die ſie nicht hatten; und ſo entſtand denn dieſes Mittelding von freiem Geſpräch und philoſophiſcher Vorleſung, das beſſer und ſchlechter iſt als die Quelle, aus der ich es ſchöpfe; doch verſichere ich Ihnen, daß ich dem Prinzen eher genommen, als gegeben habe, und daß nichts darin ſtehn kann, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Alterthümlichkeit ſchon erkennen werden.

Anm. des Verfaſſers dem F***.

pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen—

„Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und seiner eingebildeten Gattheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat. — Was bleibt uns dann übrig?“

„Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eignen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eignen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finsterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler nützten diese allgemeine Neugier, und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasieen in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Widerhall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen Alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungewiß, wer wohl dahinter stehe und sie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, daß die Decke die Menschen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter.“

Ein rascher Schluß war es immer, wenn sie keinen bessern Grund hatten, als weil sie nichts sahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das Weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einschließe, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen; ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube fest, daß ich einen solchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir desto heiliger — es ist Alles, was mein ist, meine Moralität nämlich, meine Glückseligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei seyn — er hat nichts als seinen Botenlohn dabei zu verdienen.“

O wie arm lassen Sie mich stehn!

„Aber wohin haben wir uns verirret?“ rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht so sehr verirret!“ setzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieser neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von dem lieblichen Traume ablösen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Daseyn der mehrsten Menschen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehn? Ich wünschte zu sinken, um diese Quelle meines Lebens auch mit der Kraft dazu zu zerstören.“

Hier unterbrach uns ein Besuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürften.

Baron von F*** an den Grafen van O***.

Fünfter Brief.

Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannaht, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verschiedt. Besonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veronese gesprochen; die auf der Insel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses außerordentlichen Kunstwerks, das mir im Ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Composition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade ist es indessen, daß ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr groß war, zerstreute sich bald, und mich zog Civitella, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Bocage.

„Sie sind der Freund des Prinzen,“ fing er an, „vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiß. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirn standen Wolken, als ich zu ihm hereintrat.“ — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen,“ fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut in's Auge gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hatte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht seyn, in einem dringenden Falle sich solcher

Kreaturen zu bedienen? Seyen Sie aufrichtig, Baron! Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil ist.“

Herr Marchese —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiskret scheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind? Es stunde in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten?“

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dies ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Absicht nicht,“ sagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — wurden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besitzt ein großes Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen, von Allem, was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß,“ fuhr er fort, „was die Delikatesse dem Prinzen auflegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gonnen, geschah' es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen.“

Er ließ nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er sich von dem Letztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf dem Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z*** uns entgegen kam.

„Ich suche den Prinzen bei Ihnen — Ist er nicht hier? — “

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

„Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist.“

Hier erinnerte sich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen seyn konnte, die anstoßende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Schon von Weitem entdeckten wir Biondella, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas hastig aus einer Seitenthür; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten Biondello, den er derbeirief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte sich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marchese, ohne unser Wissen, ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz auserlesen war. Besonders ließ sich eine junge Sängerin dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen; er sprach wenig, und antwortete zerstreut, seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hatte; er wußte nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzuglichen Gemälden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde gesehen. Wir merkten, daß unsere Fragen ihn belastigten, und schwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondella kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg auf's Höchste; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieses Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als er wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, diesen gesprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu sprechen; ich mußte mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen, aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf- und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich aufsah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

„Es ist mir heute etwas vorgekommen,“ fing er an, „davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schauriggühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe', worin eine feierliche Grabstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms, und überließ mich der ganzen Fülle dieses

Eindrucks; allmählig traten die großen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tonte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von Weitem meine Aufmerksamkeit erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenstehenden Ende durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe bei mir ein zartes Wispern, wie wenn Jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Nein! ich kann sie nicht nachschildern, diese Gestalt! — Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süßesten Hinstaunen Platz machte."

Und diese Gestalt, gnädigster Herr? — Wissen Sie auch gewiß, daß sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dies Geschlecht nie gesehen! Alles war düster rings herum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — wor sie vor einem Altare hingegossen — der gewagteste, lieblichste, gelungenste Umriß, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. In schwarzen Mohr war sie gekleidet, der sich spannend um den reizendsten Leib, um die niedlichsten Arme schloß, und in weiten Falten, wie eine spanische Robe, um sie breitete; ihr langes lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter ihrem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag auf dem Krucifixe, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelschöne Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelseele, wie auf ihrem Thronsitze, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie sich die Madonna unsers Florentiners zurückrufen? Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend, so unwiderstehlich fand."

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgereist waren, lernte er einen florentinischen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Gallerie im Kornarischen Pallaste bestimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloise, und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und bei der höchsten Verschiedenheit, am Werthe einander so gleich, daß es beinahe unmöglich war, sich für eins von den dreien ausschließend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig; man hatte sie kaum vor ihm ausgestellt, als das Madonnenstück seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewundert, bei diesem vergaß er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von dem Stücke kaum losreißen. Dem Künstler, dem man wohl ansah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte fünfzehnhundert Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieses einzige an — der Künstler bestand auf seiner Bedingung, und wer weiß was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich stand," fuhr er fort „ich stand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie ließ sich durch meine Dazwischenkunft nicht stören, so ganz war sie in ihre Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — Ja, ich betete sie an — Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum ersten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke felsenfest an den, den ihre schöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja seine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel."

„Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräusch, das ich machte entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte sie überraschen, meine Dreistigkeit konnte sie beleidigen: keines von beiden war in dem Blicke, womit sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Sprosse des Gebets — sie hatte die Erde noch nicht berührt."

„In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhle aufstand. Ich hatte sie bis jetzt noch nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Dies bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber."

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar!" fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort. „Kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnet — dieses lebendige mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als das, und in dieser Welt wird nichts mehr auf dich wirken!"

Denken Sie noch, gnädigster Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als diese Erschei-

nung Sie überraſchte, und wie Vieles zuſammen kam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen. Aus dem hellen blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam, Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie ſich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantaſie ſich etwas Idealiſches, etwas Ueberirdiſchvollkommenes daraus zuſammenſetzte?

„Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſtellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieſes Bild, — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Name ſeyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nie vorhanden, wie kann der Name früher da ſeyn, als die Empfindung? Es iſt ein einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen, und für dieſes Weſen nur möglich! Liebe! War der Liebe bin ich ſicher!„

Sie verſchickten Biandello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Biandella hat nichts entdeckt — ſo viel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann, der eher einem hieſigen Bürger, als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorüberging, und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bei dieſer Gelegenheit, ſagt Biondella, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin ſprach ſie Einiges, das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſey Griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Kanale zu gehen hatten, ſa fing ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehende zum Stehen. Niemand kannte ſie — aber die Schönheit iſt eine gebornе Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanale der Giudecca behielt Biandello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, unterſagte ihm das Gedränge.“

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraute er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige, und nach allemal ein Goldſtück unter ſie vertheilt habe. Es war ein halländiſcher Dukaten, den er eingewechſelt, und mir überbracht hat.“

Eine Griechin alſo, und von Stande, wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens, und wahlthätig. Das wäre für's Erſte genug, gnädigſter Herr — genug, und faſt zu viel! Aber eine Griechin und in einer katholiſchen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Ueberdies — etwas Geheimnißvolles iſt hier immer — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in dieſer Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſeyn ſoll, wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dies entſcheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Stunden geben ihren gelaſſenen Schritt, und meine Seele glühet!“

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

„Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt? — Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, macht mich glücklich; alſo weiß ich ja ſchon Alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unſere Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

„Kannte ich im Voraus wiſſen, daß Venedig noch einen ſolchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſeyn will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit dem geſchwächten Zuſtande ſeiner Kaſſe durchaus nicht beſtehen könne, und daß, im Falle er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandenen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden *** von ***, ausſchließend vor ſeinen übrigen Brüdern, und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gern bereit ſeyn würde zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche ließe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wiſſen, glaubt die großen Erſparniſſe, die ſie bei einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bei einem Bruder, deſſen weiſe Wohlthätigkeit ſie kennt, und den ſie enthuſiaſtiſch verehrt. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen Beiden ein ſehr genaues Verhältniß ſtatt findet, auch viele Briefe gewechſelt werden, aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren, und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich, nach dieſer

Entdeckung, anstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzuthun, und dann sogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Vorfall, aus mehr als einer Ursache, ist und seyn muß, so ist doch das Allerverdrießlichste daran, daß er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich vielmehr Gutes, als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen: sie wird die gewöhnliche Krise haben, und, wie eine künstliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich habe Ihnen Alles dies nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20. Junius.

Dieser Civitella ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billet von dem Marchese erschien, worin mir die Sache auf's Dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung, in des Prinzen Namen, auf sechstausend Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück, nebst der doppelten Summe, in Wechseln sowohl, als baarem Gelde. In die Erhohung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verschreibung aber, die nur auf sechs Wochen gestellt war, mußte angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechin hin. Biondello setzte alle seine Maschinen in Bewegung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Insel Murano ausgesetzt habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hatten, in die sie gestiegen seyen. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wußten wir wenigstens, daß wir sie nicht in der Giudecca zu suchen hätten, und daß sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf der Insel Murano zu Hause sey; aber das Unglück war, daß die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick gleichsam verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für Alles das, worauf andere Menschen ihr Augenwerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Petrarch oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Außerdem mußte diese Nachfrage selbst mit größter Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszusetzen, noch sonst ein anstoßiges Aufsehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der Einzige war, der sie, durch den Schleier wenigstens, gesehen hatte, und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn; das Leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein bestandiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber Alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, mußte sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend vertrösten.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fieberischer Bewegung, für alle Gesellschaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einsamkeit. Nun wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt, Alles drängte sich herbei. Man mußte diese Menschen beschaftigen, um ihre argwöhnische Aufmerksamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beschaftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnisse verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorubergehenden Geschmack an dem Spiele zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald ersticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten," sagte Civitella, „haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriffe war, zu begehen, manche wieder gut gemacht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar schone Augen brachten, habe ich oft am Pharotische wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt uber mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu spielen."

Ich lasse dahingestellt seyn, in wie weit Civitella Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefahrlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus seiner Achse. Alles, was er that, nahm eine leidenschaftliche Gestalt an; Alles geschah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Sie kennen seine Gleichgultigkeit gegen das Geld; hier wurde sie zur ganzlichen Unempfindlichkeit. Goldstücke zerrannen wie Wassertropfen in seinen Händen. Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebster O***, mit Herzklopfen schreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftausend Zechinen — und noch baruber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich selbst genug an. Aber konnt' ich es hindern? Horte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorstellung thun? Ich that, was in mei-

nem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen sechshundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlassen. Civitella, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die Summe vor. Die Lücke ist zugestopft, aber der Prinz ist dem Marchese vierundzwanzigtausend Zechinen schuldig. O wie sehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, liebster Freund? Der Prinz beträgt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine große Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, daß gerade diese Uebertreibung, dieses außerordentliche Unglück das kräftigste Mittel sey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht, und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Kardinal gab mir die Versicherung, daß die Gesinnung seines Neffen aufrichtig sey, und daß er selbst bereit stehe, für ihn zu gewahren.

Das Traurigste war, daß diese ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Theilnehmung gespielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und Alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen Biandella, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angesichte zu stehlen. Biandello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus, und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir, „Sehen Sie," sagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu gute kammt, daß es einem gescheiten Kopfe einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein großer Mensch muß auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten."

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm vierundzwanzigtausend Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr ließ sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch so, daß er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Biandello hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu stehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derselben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich, nach des Gondoliers Aussage, das vorige Mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberflusse hieß der Prinz nach den Kammerjunker von Z*** in einer besondern Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe stand, um durch seine Einmischung die Dame nicht mißtrauisch zu machen. Sie sehen, liebster Graf, daß es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Nie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden, als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Griechin! Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemüthslage. Sie wissen, was eine fehlgeschlagene Hoffnung ist — und eine Hoffnung, von der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese Civitella an eine romantische Erscheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, den Prinzen zu zerstreuen, ließ er sich bereit finden, sie uns mitzutheilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eigenen Worten. Aber der muntere Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt ein nachstehendes Fragment, das früher im achten Hefte der Thalia erschien und anfänglich für den zweiten Band des Geistersehers bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geistersehers aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr," erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahre die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Ramerin für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und Vergnügen lebte.

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die

reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldner Rauch verkündigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es ist ein entzückendes Schauspiel!

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdecke ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desselben bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen, und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Neger bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterscheiden.

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer ganz ungewohnten Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstande ließen sich deutlicher erkennen. Ich suche meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters stehen, aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelschoner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schließen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen.

„Indem ich meinen Tubus herbei hole und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einem Seitenwege, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen, sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge floh zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich es, Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick.

„Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe, und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande, sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu seyn in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbraunen blitzeschwind hervorschoß. Um seine Augen lag eine stille, ruhrende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Geberden und äußerer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat."

Z***, der, wie Sie wissen, Alles heraus sagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an sich halten. Unser Armenier! rief er aus. Unser ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? fragte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? sagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für Ihren Mann zu interessiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft auf ihr, wenn sie weg sah, und sie fielen zu Boden, wenn sie auf die ihrigen trafen. Ist dieser Mensch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich stehen und nichts Anderes betrachten.

„Das Gebusche raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange, sie wieder hervor kommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich entdeck' ich sie auf's Neue.

„Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offnes, seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm, und schien jeden aufkeimenden Gedanken von seiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstohlen ihr Bild in der spiegelnden Flut, oder blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken spritzte. Wer weiß, wie lange dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hatte aushalten können? Mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um seinen Ro-

cken flechtend, eine seiner Hände, und führte sie zum Munde. Gelassen ließ der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwiedert.

„Aber es war etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt schien in seiner Brust zu arbeiten, eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurückzureißen. Still, aber schmerzhaft, war dieser Kampf, und die Gefahr so schon an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwartete nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem Allen. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge.

Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer im Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebusche.

„Vorn sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends.

„Auf einmal hör' ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stößt vom Ufer. Er ist's, und mit Muhe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreien. Jetzt also war's am Tage — Es war eine Abschiedsscene.

„Sie schien zu ahnen was ich wußte. Schneller als die Andere ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf sah' ich auch die Frauenzimmer überfahren.

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, dies schien mir eine Composition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevolkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitre Abend zog mich unwillkurlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegen schimmerte. Sie war es selbst. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt.

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwarts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingeheftetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen.

„Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süßen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Glut setzt. In diesem Augenblicke ist es beschlossen. Sie muß mein seyn.

„Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder ehe ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz, und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen.

„In eben diesem Augenblicke treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch vom Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem andern diese Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieser peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, diesen Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles.

„Der Garten war leer, als ich hinuntergehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen, ich weiß weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herumgewandt, vor mich hinwandle, schimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefes geschlagen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte. Glücklicher Fund! rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniß aufschließen: er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen.

„Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Ueberschrift und in Chiffern verfaßt; dies schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verstehe. Ich kopirte ihn geschwind, denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so mußte ihr dies ein Beweis seyn, daß der Garten von mehreren Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?

„Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, Beide ängstlich suchend. Ich befestige den Brief an einen Schiefer, den ich vom Dache losmache, und lasse ihn an einen Ort herabfallen, an dem Sie vorbei

muß. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einsteckte, bewies, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens so treu gehütet hatten.

„Jetzt eilte ich, den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehreren Sprachen; endlich gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Ich werde unterbrochen, den Schluß ein andermal.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

August.

Nein, liebster Freund. Sie thun dem guten Biondello Unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, daß ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß diese Absichten verdächtig seyn müssen. Wie? Ist es denn soetwas Neues, daß ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sey? Er hat ihm ja gestanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Absichten mag er immer haben, aber konnen diese nicht unschuldig seyn?

Es befremdet Sie, daß dieser Biondello in den ersten Monoten, und dos waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in St. Georg ein ossentliches Haus, wo Biondello öfters ein- und ausgeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen ist er ouch da, er findet eine Gesellschaft beisammen, Advokaten und Offizianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekonnten von ihm. Man verwundert sich, man ist erfreut, ihn wieder zu sehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, Biondello soll auch die seinige zum Besten geben. Er thut es mit wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etodtissement; man hot von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigedigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimniß zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Kardinal A***i ist weltbekannt, er liebt dos Spiel u. s. f. — Biondello stutzt—Man scherzt mit ihm daß er den Geheimnißvollen mache, mon wisse doch daß er der Geschäftsträger des Prinzen von *** sey. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleißig, man nöthigt ihn, zu trinken; er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Schein zu betrinken.

„Ja,“ sagte endlich der eine Advokat, „Biondello versteht sein Handwerk, aber ausgelernt hat er noch nicht. Er ist nur ein Halber.“

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er versteht die Kunst, “ sagte der Andere, „ein Geheimniß bei sich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.“

Sollte sich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäste zogen sich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Daß ich es kurz moche, er sollte ihnen über den Umgong des Prinzen mit dem Kardinol und seinem Neffen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geschrieben würden, in die Hände spielen. Biondello beschied sie auf ein andermal, aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu schließen, mußte die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Verfall. Dieser war Anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde mon sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen gonzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alles dieses Volk hange unter sich zusammen, alle stehen für Einen; er wolle lieber den hohen Roth in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrieen werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem doran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinol A***i zu thun hot, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von **o** seyn? Oder regt sich der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Neunter Brief.

August.

Der Prinz schwimmt in Wonne und Liebe. Er hat seine Griechin wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen ist.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Gestern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte Niemand ihn begleiten, als Z*** und ich, nebst Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mietheten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber unbedeutend und die Hinreise hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza ist auf eingerammten Pfahlen gebaut, wie Venedig, und soll gegen vierzigtausend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte stößt man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perrucke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Ueberschlag sind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehrere Passagiere hatte, mußte zeitig wieder in Venedig seyn, und den Prinzen fesselte nichts in Chiozza. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sey? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehen, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verstrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns versahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus, der Dominikaner war unter diesen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erst erfuhren, nur durch ein dünnes Brett von uns geschieden waren, und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Insel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung schien durch seine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, stürzte Biondello herein. „Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen?“ — Der Prinz sprang auf — „Sie ist hier! Sie selbst!“ fuhr Biondello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter!“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in diesem Augenblick gewesen. Tausend Empfindungen stürmten in ihm, seine Kniee zitterten, Röthe und Blässe wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang an's Ufer. Sie kam. Ich las im Gesicht des Prinzen, daß sie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen; alle Beschreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen, sie konnte auch nicht zweifeln, daß sie der Gegenstand desselben gewesen sey. Mit einem bedeutenden Blick sah sie ihre Begleiterin an, als wollte sie sagen, das ist er! und mit Verwirrung schlug sie ihre Augen nieder. Ein schmales Brett ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie auszugleiten fürchtete, als weil sie ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz schon den Arm ausstreckte, ihr beizustehen. Die Noth siegte über die Bedenklichkeit. Sie nahm seine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame die auf den nämlichen Dienst wartete, vergaß er — was hätte er in diesem Augenblicke nicht vergessen? Ich erwies ihr endlich diesen Dienst, und dies brachte mich um das Vorspiel einer Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Zerstreuung, denke ich, und ohne daß er es selbst wußte.

„Es ist nicht das erste Mal, Signora, daß — — daß — — —“ Er konnte es nicht herausfagen.

„„Ich sollte mich erinnern,“ lispelte sie —

„In der *** Kirche,“ sagte er —

„„In der *** Kirche war es,“ sagte sie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen so nahe —“

Hier zog sie ihre Hand leise aus der seinigen — Er verwirrte sich augenscheinlich. Biondello, der indeß mit dem Bedienten gesprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hierher bestellt, aber wir sind früher zurückgekommen, als sie sich's vermutheten. Es ist hier ein Garten in der Nähe, wo Sie so lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beschäftigen, daß der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Daß er diese Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort, wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir endlich auch den erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Flammen setzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er bat sogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinreichend, um die Zinsen von dem Kapitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** nn den Grafen von O***.

Zehnter Brief.

September.

Der Prinz ist mit seinem Hofe zerfallen, alle unsere Ressourcen von daher abgeschnieten.

Die sechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marchese bezahlen sollte, waren schon um einige Tage verstrichen, und noch keine Wechsel, weder von seinem Cousin, von dem er auf's Neue und auf's Dringenste Vorschuß verlangt hatte, noch von seiner Schwester. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte; ein desto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Gestern Mittag kam ein Brief vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt, unsers Hotels wegen, abgeschlossen, und der Prinz hatte sein längeres Bleiben schon öffentlich deklarirt. Ohne ein Wort zu sagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt schon auf seiner Stirne.

Können Sie sich vorstellen, lieber O*** ? Man ist in *** von allen hiesigen Verhältnissen meines Herrn unterrichtet, und die Verläumdung hat ein abscheuliches Gewebe von Lügen daraus gesponnen. „Man habe mißfällig vernommen," heißt es unter Anderm, „daß der Prinz seit einiger Zeit angefangen habe, seinen vorigen Charakter zu verläugnen, und ein Betragen anzunehmen, das seiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengesetzt sey. Man wisse, daß er sich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs Ausschweifendste ergebe, sich in Schulden stürze, Visionnars und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigen Verhältnissen stehe, und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl, als seine Einkunfte überschreite. Es heiße sogar, daß er im Begriff stehe, dieses höchst anstoßige Betragen durch eine Apostasie zur romischen Kirche vollkommen zu machen. Um sich von der letzteren Beschuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungesaumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat seiner Schulden übergeben solle, habe Anweisung, sogleich nach seiner Adreise seine Glaubiger zu befriedigen, denn unter diesen Umständen finde man nicht für gut, das Geld in seine Hände zu geben."

Was für Beschuldigungen, und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufsuchen, das ihn mildern könnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umstände kamen überein. Wir hatten sie fälschlich dem Armenier zugeschrieben. Jetzt war's am Tage, von wem sie herrührte. Apostasie! — Aber wessen Interesse kann es seyn, meinen Herrn so abscheulich und so platt zu verläumden? Ich furchte, es ist ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchsetzen will, unsern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieser schwieg noch immer, die Augen starr vor sich hingeworfen. Sein Stillschweigen ängstigte mich. Ich warf mich zu seinen Fußen. Um Gotteswillen, gnädigster Prinz, rief ich aus, beschließen Sie nichts Gewaltsames! Sie sollen, Sie werden die vollständigste Genugthuung haben. Ueberlassen Sie mir diese Sache! Senden Sie mich hin! Es ist unter Ihrer Wurde, sich gegen solche Beschuldigungen zu verantworten, aber mir erlauben Sie, es zu thun. Der Verläumder muß genannt, und dem*** die Augen geöffnet werden.

In dieser Lage fand uns Civitella, der sich mit Erstaunen nach der Ursache unserer Besturzung erkundigte. Z*** und ich schwiegen. Der Prinz aber, der zwischen ihm und uns schon lange keinen Unterschied zu machen gewohnt ist, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in diesem Augenblick der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn selbst dem Marchese.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marchese," fing der Prinz an, nachdem dieser den Brief mit Erstaunen gelesen hatte, „aber lassen Sie sich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden."

„Gnädigster Prinz," rief Civitella heftig bewegt, „verdien' ich dieses?"

„Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikatesse und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie gesagt, sollen Sie vollig befriedigt werden."

„Was ist das?" fragte Civitella mich mit Bestürzung. „Wie hängt dies zusammen? Ich fass' es nicht."

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer sich; der Prinz, sagte er, müsse auf Genugthuung dringen, die Beleidigung sey unerhört. Unterdessen beschwöre er ihn, sich seines ganzen Vermogens und Kredits unumschrankt zu bedienen.

Der Marchese hatte uns verlassen, und der Prinz noch immer kein Wort gesprochen. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still, und murmelte vor sich zwischen den Zahnen. „Wünschen Sie sich Glück," — sagte er — „Um neun Uhr ist er gestorben."

Wir sahen ihn erschrocken an.

„Wünschen Sie sich Glück," fuhr er fort; Glück — Ich soll mir Glück wünschen — Sagte er nicht so? Was wollte er damit sagen?

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was soll das hier?

„Ich habe damals nicht verstanden, was der Mensch wollte. Jetzt verstehe ich ihn — O es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich zu haben."

Mein theuerster Prinz!

„Der es uns fuhlen lassen kann! — Ha! Es muß süß sein!"

Er hielt wieder inne. Seine Miene erschreckte mich. Ich hatte sie nie an ihm gesehen.

„Der Elendeste unter dem Volke," fing er wieder an, „oder der nächste Prinz am Throne! Das ist ganz dasselbe. Es gibt nur einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen und Herrschen!"

Er sah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menschen gesehen," fuhr er fort, „der sich unterstehen darf, mir dieses zu schreiben. Wurden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schicksal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! es ist etwas Großes um eine Krone!"

In diesem Tone gieng es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umstand, der mich in nicht geringes Staunen und Schrecken setzte, und der die gefahrlichsten Fol-

gen haben kann. Ueber die Verhältnisse am ***Hofe sind wir bisher in einem großen Irrthume gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, so sehr ich mich auch dagegen setzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gutliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig seyn, liebster O***, von der Griechin endlich etwas Positives zu erfahren; aber eben dies ist es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufschluß geben kann. Aus dem Prinzen ist nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniß gezogen ist, und sich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müssen, es zu bewahren. Daß sie aber die Griechin nicht ist, für die wir sie hielten, ist heraus. Sie ist eine Deutsche, und von der edelsten Abkunft. Ein gewisses Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine sehr hohe Mutter, und macht sie zur Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie, laut dieser Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforschen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr spricht, und gewisse Rücksichten, die er gegen sie beobachtet, scheinen dieser Vermuthung Kraft zu geben.

Er ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit wurden die Besuche sparsam zugestanden; doch schon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verschwinden, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekommen; und ist er auch nicht in ihrer Gesellschaft, so ist sie es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen scheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebster Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit seinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menschen, von dem Marchese Civitella, gesetzt. Dieser ist jetzt Herr unserer Geheimnisse, unsers ganzen Schicksals. Wird er immer so edel denken, als er sich jetzo noch zeigt? Wird dieses gute Vernehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgethan einem Menschen, auch dem vortrefflichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

Der Graf von O*** zur Fortsetzung.

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Bestürzung, als ich endlich im Dezember dieses Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht. „Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln „der Freundschaft! Unsre Hoffnung ist dahin! „Lesen Sie diesen Einschluß. Alle unsere Hoff„nung ist dahin!

„Die Wunde des Marschese soll tödtlich seyn, „Der Kardinal brütet Rache, und seine Meu„chelmörder suchen den Prinzen. Mein Herr — „o mein unglücklicher Herr! — Ist es dahin ge„kommen? Unwürdiges, entsetzliches Schicksal! „Wie Nichtswürdige müssen wir uns vor Mör„dern und Giftdigern verbergen.

„Ich schreibe Ihnen aus dem*** Kloster, „wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben „ruht er auf einem harten Lager neben mir und „schläft — ach! den Schlummer der tödtlichsten „Erschöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühle „seiner Leiden stärken wird. Die zehn Tage, daß „sie krank war, kam kein Schlaf in seine Augen. „Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand „Spuren von Vergiftung. Heute wird man sie „begraben.

„Ach, liebster O***, mein Herz ist zerrissen. „Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus „meinem Gedächtniß verlöschen wird. Ich stand „vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige schied „sie dahin, und ihre letzte sterbende Beredsam„keit erschöpfte sich, ihren Geliebten auf den „Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte — „Alle unsere Standhaftigkeit war erschüttert, „der Prinz allein stand fest, und ob er gleich „ihren Tod dreifach mit erlitt, so behielt er doch „Stärke des Geistes genug, der frommen Schwär„merin ihre letzte Bitte abzuschlagen.“

In diesem Briefe lag folgender Einschluß:

An den Prinzen von ***.

Von seiner Schwester.

„Die allein seligmachende Kirche, die an dem „Prinzen von*** eine so glanzende Eroberung ge„macht hat, wird es ihm nicht an Mitteln fehlen „lassen, die Lebensart fortzusetzen, der sie diese „Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet „für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr „für einen Unwürdigen! Henriette ***.“

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines schwachen Beistands nicht mehr benöthigt war. F*** lag krank und war nicht zu sprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von seiner Hand:

„Reisen Sie zurück, liebster O***, wo Sie hergekommen sind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Kardinal versöhnt, der Marchese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns vorigs Jahr so zu verwirren wußte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — — die erste Messe hörte.“

Ich drängte mich nichts desto weniger zum Prinzen, ward aber abgewiesen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

Ende des ersten Bandes.

Philosophische Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener bearbeitet. Man schämt sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankenlaufe eines Individuums zusammenhangen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerungen ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die unmittelbare Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingeborenen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen verbeut auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo die Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir aus so dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinanarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in denselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerm Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der genialen Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuches.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und leider andern, spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft übereilenden, oft widersprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Skepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewißheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verkehlt, eben so wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verläugnet.

Dies mußte vorausgesetzt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Du bist fort, Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohr verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehest du, gleich deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf, und meidest dich mir auf jedem Lieblingsplatze unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermeßliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligthume dieser Buchen ersannen wir zuerst das kühne Ideal unserer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum ersten Male auseinander rollten, und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unserer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Kommst du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung! Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermährchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte, und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sey. Aber auch von den

Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schopfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlusse! Ich gebe den Schopfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehret, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche stromen, ich horte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — machtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen, und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

Gottlich, ja göttlich muß die Lehre seyn, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so machtig siegt, und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit loschte meine Begeisterung. Eben so viele, sagtest du mir, drangten sich einst um die Irmensaule und zu Jupiters Tempel, eben so Viele haben eben so freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidenthume so abscheulich findest, fall das die Gottlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versohnen, die ich einmal betachte. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewahrleistung fur Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Burgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlussen sinkt, wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! — Meine Gluckseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takte meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlage wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgefuhrt an den Tag; das goldne Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen, du hast mich in einen Burger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte des Großen gethan. Ich duldete diese Glucklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechtes zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath fur meinen Durst nach Erkenntniß! aber — ungluckseliger Widerspruch der Natur! — — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedurfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Wurmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thatigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und muhsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erschopfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neuerworbene Freude kostet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangnen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussetzender Aderschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfullung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sey. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schirn über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterer zurücklaßt. Unsere Philosophie ist die ungluckselige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

„Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist!“

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn es das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allein und
Was gar zu Schlimmes droht, so thu' ich lieber
Das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prachtigen todten Pallast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fardre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kraften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, ware zu viel für ein menschliches Laos. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genusse unserer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehartet in der strengen Schule der Resignation, bin ich nach empfanglicher für den Trost, in unserer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der kunftigen Vereinigung dem Schicksal abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht was Entbehrung sey. Du leidest zum ersten Mal.—

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfalle sicher zu seyn. Je gelassener du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkrafte in dir aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von tauschenden Palliativen empfangst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß es aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deinige, fruher oder spater unausbleiblich bevorsteht, und bei der Alles darauf ankammt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klugelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in seinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschadlich zu machen.

Und welchen günstigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Korper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedriger Ausschweifung zurückzureißen. Gesund fur edlere Freuden hatte sie dir verkelt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweihter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralitat, wenn ein Gebaude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, Julius!

Undankbarer! Du schmähst die Vernunft, du vergissest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hattest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen konnen, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warst. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmtest, bot dir Ersatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzuckung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßtest, hat deine Alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erschrocken zurückschauderst.

Ich muß dem Gange deiner Forschungen nachspüren, um die Quelle deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier, und dann will ich dir antworten. ——

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es ist das holzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Traume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister — schwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kuhner Angriff des Materialismus stürzt meine Schopfung.

Du wirst dies Fragment durchlesen, mein Raphael. Mochte es dir gelingen, den verstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszusohnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Julius.

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die gebarne Welt den Riß ihres Schopfers erfullte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden

Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen, und das Gebäude rückwärts auf seinen Grund zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannichfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verstandlich zu machen — Das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Empfinders versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus, heißen wir eben das, was eine Antike, im Herkulanum hervorgegraben — beides nur Wiederschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimniß hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes, und widerlegt meine ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalde, die wir im Winter erstarrt finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die todte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt Raphael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferstehn seyn wird,

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Jene.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaft. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir seyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtseyn in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsere Wangen färbt, daß unsere Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredelung unsers Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menschen, und zeigt offenbar, daß unsere Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du zugegen warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschtest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, Raphael, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandle, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher herkulischer Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unser bewunderter Haller, der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben dieser das noch eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Große beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie hinwerfen — aber diese Veredelung des Geistes ist bei vielen nur ein

unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschern Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere ist, daß die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtseyn eigner Veredelung, eigner Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft Licht, und es wird Licht. Hatten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer wie er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, vernachlässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, bester Raphael, laß mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Wiederschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord, Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schönern Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsere Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn, denn das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„Was's nicht Gott allmächtige Gewalt,
„Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„Unsre Herzen in einander zwang?
„Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
„Wag' auch ich zur großen Geisterszene
„Freudig den Vollendungsgang.

„Glückes! Glückes! Dich hab' ich gefunden,
„Hab' aus Millionen dich umwunden,
„Und auf Millionen mein bist du.
„Laß das wilde Chaos wiederkehren,
„Durch einander die Atomen stören,
„Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
„Meiner Wollust Wahnsinnstrahlen saugen?
„Nur in dir besinn' ich mich.
„Scheuer mahl sich vor die schöne Erde,
„Hüllen spiegelt in des Freundes Gebärde,
„Reizender der Himmel sich.

„Schwermuth wirft der bangen Thränenlasten,
„Außer von des Leidens Sturm zu rasten,
„In der Liebe Busen ab.
„Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
„Raphael, in deinen Seelenblicken
„Ungeduldig ein verlor'nes Grab?

„Stund' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen stammt ich in die Felsensteine
„Und umarmend küßt ich sie,
„Meine Klagen flohn' ich in die Lüfte,
„Freute mich, anwortenden Klüfte,
„Thor genug, der süßen Sympathie."

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die hehern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Thränen willen, die sie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten hohern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten. Du verstehst mich, mein Raphael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich befürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen seyn lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigen-

nutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen, und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Swift selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen, als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinnes und des Genies den Eigennutz ausschmücken, und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimuthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist er möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unserer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseyns sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnlichr Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achsen des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit: Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschendr Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen.

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabnen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — laß in dunkler Ahnung vorüber gehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch die Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammen fließen. Das Menschengeschlecht, das er sich jetzt denkt, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maaßen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck) die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiele es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
„Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
„Aufwärts, durch die tausendfachen Stufen
„Zahlenloser Geister, die nicht schlafen,
„Wallet göttlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher steigt und höher,
„Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
„Der sich an den letzten Strauch reiht,
„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sternend untertauchen Mond und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeister,
„Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
„Selge Spiegel seiner Seligkeit.
„Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
„Aus dem Reich des ganzen Wesenreiches
„Schaumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen, das Ewige aus dem vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen aneinander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns hell denken, so werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet euch untereinander.

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin, tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!
„Wer die steile Sternenbahn
„Ging die heldenkühn voran
„Zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte der Elysium
„Durch des Grabes Ritze?
„Lockte uns nicht hinein,
„Möchten wir unsterblich seyn?
„Suchten auch die Geister
„Ohne sie den Meister?
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur
„Liebe nur die Geister „

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest, ging der Samen auf, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt, und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Bester, daß das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen. — Die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tausendtausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücken reiße — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner seyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung, und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Ideen erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Andetung nicht entziehen kann!

Uebrigens konnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unächt seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es nothwendig seyn muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsre reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott noch die menschliche Seele, noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig, und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkrafe. Eben so bedient sich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. Die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Tafel ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen ausmißt, und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eigenen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechselweise trösten; diese wird Raphael dem Knabenalter seines Ju-

lius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag seyn, daß ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich den verlornen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andere ist schätzbar, der gemeine Steine bis zur scheindaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daseyn erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfaßt auch das bedingungsweise Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem größern Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lucke unbewölkert läßt, wo noch irgends ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das todte Gebiet der Verwesung noch Pflanzen sendet, die kleine Bluthe von Wollust, die ihm Wahnwitze sprossen kann, noch wirthschaftlich ausspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die große Idee des weltherrschenden Roms aus der Lüsternheit des Tarquinius Sertus zu spinnen wußte — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen großen Zwecken verbrauchen, und diese weitläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders malt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für Alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders wieder. Die schöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen; ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sich millionenfach anders, geben millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — „Nähert Euch dem Gotte, den ihr meinet!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele wie die deinige, werth, aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genusse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden. Die Schwachen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wunschenswertheste vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben mußtest.

Aber dies Alles ist nicht in meinem Plane. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken gelingt dies fast immer am ersten. Selbst du, bei aller Elasticität deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend Andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest du, als büdische Rache einer Sklavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit deinen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genusse deines blühendsten Lebens, und in Aeußerung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloß ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen, und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Ver-

suche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt, als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner theuersten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblutigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thatigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung deiner trefflichsten Anlagen beforderte. Jetzt hat sich die Scene geandert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Der Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Daß ein System, wie das deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die großten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme enstanden aus den Trummern der alten. Der Scharfsinn spaterer Zeitalter durchstreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollstandigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu konnen. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst willkürlich zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald hauft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phanomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dies sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu tauschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ahnliche Mittel um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphare heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehmals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsuchtigen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniß seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden konnen. Mache zuerst einen Versuch on dem Systeme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prufe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren.

„Ein leidiger Trost, wirst du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht noch so viel glänzenden Hoffnungen? War es do wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Mußte ich einen hohern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken mochte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genusse deines Daseyns hindert, den Keim jeder hohern Begeisterung — das Bewußtseyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maaß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele keine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dies hingehen, und war auch eine naturliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der Thatigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sey, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder spater belehrt haben. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein hoheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphare, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einraumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thatigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild, als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem gottlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser erhaltene Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Har-

monie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, iſt das Gepräge der göttlichen Schopfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſerer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der größern Menge von Mißtönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird uns für dieſen Kunſtgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß ſeinen Werth nur als Mittel, nur inſofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeiſtert. Träges Anſtaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienſt ſeyn. Dem edlern Menſchen fehlt es weder an Stoff zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der deinige, Julius. Haſt du ihn einmal erkannt, ſo wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überſchreiten kann.

Und dies iſt der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgeſöhnt zu ſehen. Erſt muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freieſten Aeußerung ſchätzen kannſt. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir ſelbſt.

Briefe über Don Karlos.

Erster Brief.

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sey. Es däucht Ihnen auch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagoeität der Beurtheiler, als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Uebertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich in's Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und daß Sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen; aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständnisse desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, , es zu erkennen. Lassen Sie sich's also gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von diesem Gegenstande unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im ersten Stücke der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des ganzen war nicht mehr umzustoßen — Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Theil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand, als der meinigen, nicht viel besser würde gelungen seyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wir-

kung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Mochten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthumliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargethan werden, in wie fern seine Gesinnungen, wie seine Handlungen, aus sehr menschlichen Trieben flossen, und in der Verkettung äußerlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines gottlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blossen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, konnen als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopfe nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen konnen es nicht seyn, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres Gleiches gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruche dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzunden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so, wie Marquis Posa, gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Consequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiele aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsterniß und Licht, eine hervorragende isolirte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine gunstige Erziehung in diese rein organisirte empfangliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das Geheimniß, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwatz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fuhlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schonen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf sie wirkt, und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schonsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker getraumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kuhnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser, und wo naturlicher zur Welt geboren werden, als in der Nahe Philipps des Zweiten und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Liedlingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfahigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin starker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheiten die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Uebung. Seine Unabhangigkeit von Aussen, sein Stand als Maltheserritter selbst, schenken ihm die gluckliche Muße, diese spekulative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hatte fahig seyn, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hatte ergeben seyn konnen.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahne die Kraft beilegt, die Gemuther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der so reich, wie jener, an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Begeisterndes haben, sollte däuchte mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man mußte denn annehmen, daß Wahrheit minder fahig sey, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist außerdem als Held angekündigt. Schon in fruher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nochher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie mußten, däucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Ge-

hirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es konnte seyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntniß von Jenes Charakter kame, und mit aufgehobener Gefahr wurde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein andermal wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hätte ich es bloß mit Posa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als leidenschaftliche Liebe, und eine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hatte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältnisse zwischen Karlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe! Und aus diesem Standpunkte haben Sie folglich diese beiden Charaktere, und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zu viel gethan hatten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen, und auch schlechterdings nicht seyn konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden konnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen Beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältniß, in welchem Beide zusammen auftraten, war Reminiscenz ihrer frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie Posa's, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben: ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen seyn. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegen eilender Fürstensohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schwereres Opfer errungen werden.

„Da fing ich an mit zärtlichsten
„Und innigster Bruderliebe dich zu quälen:
„Du stolzes Herz gabst sie nur kalt zurück.
„— Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreimal wiesest du
„Den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
„Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. s. f.
„— — — — Mein königliches Blut
„Floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
„So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn,
„Von Rodrigo geliebt zu seyn."

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif, als Freundschaft für Karlos; dieser Zwang wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblicke, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," sagt er, „wenn du — König bist." Ist es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Thränen, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und Karlos war der einzige, der sie wie ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiederte. Ein Geist, wie Posa's, mußte seine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst, und freute sich seines Bildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. Karlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreise eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum

Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählig in einen Zustand müßiger Schwärmerei, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nutzen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vatees verbreiten eine düstere Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod des Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweeen fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustande kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie in's Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend, in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes, sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen konnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieser großen weiten Erde, Niemand
„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„So weit die Schifffahrt unsrer Flaggen sendet,
„Ist keine Stelle, keine, keine, wo
„Ich meiner Thränen mich entlassen kann."

Hülflosigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein ist, und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es diesem unterdessen ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen, im Großen, wie im Kleinen, handeln, er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks, lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählig eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraume dehnt sich seine Seele in's Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Volker wird von ihm studirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. A. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählig zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war, *) so kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdruckers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kraftiges und großes Volk, und auch
„Ein gutes Volk, und Vater dieses Volks,
„Das, dacht' ich, das muß göttlich sein."

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfullung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen fur Menschenglück, in Alkala verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdruckten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele ge-

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, sagt er ihm, und neuerschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Lassen Sie

Großmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude.
Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck, ihr binde seine Pflicht,
Als seiner Brüder gleichberwurf'ge Rechte.
Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
Dem Konig, der nicht Landmann ist, die Krone.
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
Des Denkens hemme keine Schranke mehr,
Als die Bedingung endlicher Naturen.

ſtreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines geträumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher als jemals, mit fieberiſcher Heftigkeit ſtürzt ihm dieſer entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die deinige allmachtig mit ſchlagen.
„O, jetzt iſt Alles wieder gut. Ich liege
„Am Halſe meines Rodrigo!"

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleineren Angelegenheiten ſeines Freundes herunter? Beſtürzt und ernſthaft erwiedert er dieſen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete — — Das iſt
„Der feurigkühne Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet. —
„Denn jetzt ſteh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle
„Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
„Umarm' ich Dich — es ſind die flandriſchen
„Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen" u. ſ. f.

Unfreiwillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Idee gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſo viel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Karlos muß alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muß die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe Lieblingsideen ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf ſeinen eigenen traurigen Zuſtand zu heften. Schrecklich ſieht ſich Poſa in den Hoffnungen getäuſcht, mit denen er ſeinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der ſich nach Thaten ſehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menſchenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen ſchwärmeriſchen Tagen auf die entzweigebrochene Hoſtie gethan, und findet Leidenſchaft für die Gemahlin ſeines Vaters —

„Das iſt der Karl nicht mehr,
„Der zu Alkala von die Abſchied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
„Das Paradies dem Schöpfer abzuſtehn,
„Und dereinſt, als unumſchränkter Fürſt,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„War kindiſch, oder göttlich ſchön. Worüber
„Sind dieſe Thränen!" —

Eine hoffnungsloſe Leidenſchaft, die alle ſeine Kräfte verzehrt, die ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzt. Wie wurde ein ſorgſamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht geweſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? Und wie hat Poſa, der Weltburger, gehandelt? Poſa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hatte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hoffnungsloſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lange ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; ſo lange ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluſſe erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heißeſten Wunſch zu befriedigen, er ſelbſt führt ihn zu den Füßen ſeiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht ſtehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn ſonſt zu heroiſchen Entſchlüſſen erhoben hatten: was kann er anders thun, als dieſen erloſchenen Heldengeiſt an fremdem Feuer entzünden, und die einzige Leidenſchaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden iſt! An dieſe muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrſchend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erſte Enthuſiasmus iſt es, den er von dieſer Leidenſchaft entlehnen will. Hat ſie dazu geholfen, ſeinem Freunde dieſen heilſamen Schwung zu geben, ſo bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß ſeyn, daß ſie durch ihre eigene Wirkung zerſtört werden wird. Alſo ſelbſt dieſes Hinderniß, das ſich ſeiner großen Angelegenheit entgegen warf, ſelbſt dieſe unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeen Zwecke umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muß durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

„— In dieſer hoffnungsloſen Flamme
„Erkannt' ich frucht'bar Hoffnung guldnen Strahl.
„Ich wollt' ihn führen zum Vorneffabern;
„Die ſolze königliche Frucht, worzu
„Nur Menſchenmutter langſam pflanzen, ſollte
„Ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„Belohnungen. Wie ſollte ſeine Tugend
„An dieſem kraft'gen Sonnenblicke reifen."

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlas die Briefe, welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bei der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König, iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile ſeiner Leidenſchaft glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück, und Poſa glaubt zu bemerken, daß ſich Sinnlichkeit in dieſe Leidenſchaft miſche. Nichts konnte ſich weniger mit ſeinem hohern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos Liebe zur Königin für ſeine Niederlande gegründet hat, ſtürzten dahin, wenn dieſe Liebe von ihrer Höhe herunterſank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt ſeine Geſinnungen an den Tag.

„O, ich fühle,
„Wovon ich mich entwohnen muß. Du, einſt,
„Einſt war's ganz anders. Da warſt du ſo reich,
„So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
„In deinem weiten Buſen Raum. Das Alles
„Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
„Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
„Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Throne
„Dem ungeheuren Schickſal der Provinzen,
„Nicht einmal eine Krone mehr! O Karl,
„Wie arm biſt du, wie bettlerarm geworden,
„Seitdem du Niemand liebſt, als dich!"

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltſamen Schritt wagen zu müſſen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er ſteht alſo keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

„Er ſoll
„Dem König ungehorſam werden, ſoll
„Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
„Mit offnen Armen die Flamander ihn
„Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
„Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
„Wird ſtark durch einen Königsſohn.“

Würde der Freund des Karlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein hero:ſcher Zweck allein einzuflößen im Stande iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt und immer beſorglich. Wo iſt dis jetzt im Charakter des Marquis auch eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer Alles ausſchließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſteht? Wo iſt bei ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet,? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen großen kosmopolitiſchen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil ſeiner Bewunderer dürfte ihn dieſes Geſtandniß bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer troſten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte ſich ein Charakter, wie der ſeinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Daß er das Menſchengeſchlecht mehr liebt, als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man halt dafur, daß das Wohlwollen um ſo ſchwacher und laulichter werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner Liebe zeigt ſich ihm im vollſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklart ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Karlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faßt er zuletzt Beides in Einem Gefühle unzertrennlich zuſammen. In Karlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit jetzt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in einem Gegenſtande auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
„Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
„Die ganze Welt. In meines Karlos Seele
„Schuf ich ein Paradies von Millionen.“

Hier iſt alſo Liebe zu einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſame Pflege der Freundſchaft, ohne das Unbillige, das Ausſchließende dieſer Leidenſchaft. Hier allgemeine, Alles umfaſſende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemälde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Karlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſere Thränen und unſere Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeußerung des wohlwollenden Affekts ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenſchaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweiſe ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters, und ſeine unbeſonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohne ſeiner Feinde die gefährlichſten Blößen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verſchmahten Buhlerinn zu werden. Seine Lage von Außen fordert die dringendſte Hülfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus dieſem Seelenzuſtande muß er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfullung gehen ſollen; und der Marquis iſt es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bei dem Könige ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedurfniß zur Mittheilung zum Erſtenmale fühlen läßt. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnaturlichen Zwange ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurück verſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Despotengroße fühlen, und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! — König mir,
„Und wieder König! — Keine beſſre Antwort,
„Als leeren hohlen Widerhall! Ich ſchlage
„An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
„Für meinen heißen Forderdurſt. Es gibt
„Mir glühend Gold — !“

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen solchen Zustand erzeugen, und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten, um den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrangt. Durch Karlos Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden, und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß sie bis hieher als Haupthandlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekundigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Karlos Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern sind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation, Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnet hat, treten jetzt sichtbar hervor, und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus, wie der Zweck selbst, umfaßt. Aus diesem universellern Motive mußte eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karlas Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuß seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geoffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts,
„Ich wahrlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern!
„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„Ihm viel daran liegen, ob ich bin? — Sie sehen
„Es fuhret zu nichts."

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer zusammenhangender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum; bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegentlich etwas zu wirken seyn mochte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. War's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufalligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchem sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, naher gegen Sie zu erklaren, wenn Sie Lust haben, mich zu horen. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem Könige vernünftiger Weise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst, und seine geringe Meinung von Menschen, doch wohl einige Ausnahme leiden dürften; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geiste. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschuttern, wenn sie ihn fuhlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hatte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hatte, so war er doch von der bamaligen Gemüthslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äußerst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten konnen. Die unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung, und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschwei-

senden Idee, ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück u. ſ. w. unmittelbar an die Perſon des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch dieſen in Erfüllung zu bringen. Dieſe Vorausſetzung ſetzt ihn in eine Leidenſchaft, die den ganzen Grund ſeiner Seele eröffnet, alle Geburten ſeiner Phantaſie, alle Reſultate ſeines ſtillen Denkens an's Licht bringt, und deutlich zu erkennen gibt, wie ſehr ihn dieſe Ideale beherrſchen. Jetzt, in dieſem Zuſtande der Leidenſchaft, werden alle die Triebfedern ſichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung geſetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von ſeiner herrſchenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer ſeiner Begeiſterung veredelt er ſich den König, der mit Erſtaunen ihm zuhört, und vergißt ſich ſo weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Karlos Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft, als die herrſchende, den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daß man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann! Aber alles iſt erklärt, ſobald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daß dieſe, bei dem nächſten Anlaſſe, ihre Rechte reklamirt, und ſich nicht lange bedenkt ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwiſchen Karlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daß dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreund Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freilich ſollte dieſe Verblendung nicht dauern. Der erſten Ueberraſchung der Leidenſchaft vergibt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daß ſie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, aber ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt," ſagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?"

Königin.

„Nein, Marquis,
„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
„Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind
„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„Was nicht gerechtigt werden kann."

Marquis.

„Das eben
„War' noch die Frage, denk' ich."

Karlas ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluß in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das was er ſelbſt bei dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers außer Zweifel zu ſetzen. „Du ſelbſt," ſagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
„Was ich gefehlt und nicht getonnt — Du wirſt
„Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
„Die ihr von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„Iſt es ja aus, auf immer aus. Das daß
„Du eingeſehn. O dieſe fürchterliche Liebe
„Hat alle kühnen Blüthen meines Geiſts
„Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„Für deine großen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„Den König zu — Es ſollet mein Geheimniß
„Und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden;
„Für mich iſt keine Rettung mehr. Verbrecht
„Für Spanien!" u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen.

„— Er hat
„Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theurer,
„Wie ſeine eigne Seele. O, das weiß ich!
„Das haben tauſend Proben mir erwieſen.
„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„Das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für Einen Freund zu groß,
„Und Karlos Glück zu klein für ſeine Liebe.
„Er opferte mich ſeiner Tugend."

Siebenter Brief.

Poſa empfand es recht gut, wie viel ſeinem Freunde Karlas dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Verſuch auf deſſen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß dieſe Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundſchaft waren, ſo wußte er auch nicht anders, als daß er dieſes in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profonirte. Das wußte Karlos nicht, aber Poſa wußte es recht gut, daß die Philoſophie und dieſe Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundſchaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos ſein Herz beſaß; eben weil er das wußte, und im Herzen vorausſetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt ſeyn konnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieſes Palladium verunreut hätte? Ihm geſtehen, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in ſeinen Gedanken eben ſo viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlas künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königsſohn keinen Antheil an dieſer Freundſchaft, war ſie etwas für ſich Beſtehendes und durchaus nur Perſönliches, ſo konnte ſie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerriſſen worden ſeyn; ſo konnte dieſer zufällige Umſtand ihrem Weſen nichts anhaben. Es war Delikateſſe, es war Mitleid, daß Poſa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verſchwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Poſa, Karlos Freund, konnte ſich durch nichts ſchwerer vergehen, als durch dieſe Zurückhaltung ſelbſt.

Zwar ſind die Gründe, welche Poſa ſowohl ſich ſelbſt, als nachher ſeinem Freunde, von dieſer Zu-

rückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Akt, 7. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefühl, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Geschwätzigkeit, wenn mein Verkommen dir
„Nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? — Worum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über seinem Scheitel hangt? "

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

„— — Doch ich, von solcher Zärtlichkeit bestochen,
„Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wagestück zu enden, unterschlage
„Der Freundschaft mein gelobtliches Geheimniß. "

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei Weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahrern Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? Es stand bei mir, sagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
„Heraufzuführen über diese Reiche.
„Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
„Mich seinen Sohn. Ich führte seine Siegel,
„Und seine Alba sind nicht mehr u. s. f.

„Doch geh' ich
„Den König auf. In diesem harten Boden
„Blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
„Nur Gaukelspiele kindischer Vermuth,
„Vom reifen Manne schamroth wiederrufen.
„Den neuen hoffnungsvollen Lenz soll' ich
„Vertilgen, einen jungen Sonnenblick
„Im Norden zu erkünsteln? Einen müden
„Thronen letzten Ruhenstreich zu mildern,
„Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängniß reift in meinem großen Freunde.
„Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh' mir und ihm, wenn ich betrogen sollte!
„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„Den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
„Der mich, nicht ihn, auf diesem Thron gewollt. " —

Also hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem Höhern nachsteht, und daß ihr nur durch dieses Letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieses Verhältniß zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

„Und wem brache' er dies Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben sticht
„Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
„Füllt eines Pols Herz nicht aus. Das schlug
„Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
„Die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern. "

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander, oder von Außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stücks selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrthume zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten, und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentirt wird, oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemäldes als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Posa's Bestrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb, als nur diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt seyn — so muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posa's Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragodie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was ware also die sogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht seyn soll, und Freundschaft nie seyn konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese, noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Feinheit hat, wo anders, als in diesem Dritten, könnte sie liegen?

Rufen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Un-

terredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüthe, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen mochte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgebornen Sohne eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, durfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerke, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige seyn dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen konnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Constellation zu vollenden, eine schöne organisirte Jünglingsseele am Throne, in einsamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — müßte der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„ Seyn Sie
„ Ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
„ Auch Leiden kennen lernen — "

Aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung sich lautert — einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst, — was hindert mich, dieses anzunehmen? ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich in's Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgener Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung, mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königin auf:

„ Daß er für die Träume seiner Jugend
„ Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
„ Nicht offnen soll dem tödtenden Insekte
„ Geraubter besserer Vernunft das Herz
„ Der zarten Gottesblume; daß er nicht
„ Soll leer werden, wenn des Staates Weisheit
„ Begeisterung, die Himmelstochter, lästert
„ Ich hab' es ihm zuvor gesagt — "

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorhergegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjektive Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen?

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären. Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen daß er Manns genug sey, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer furchterlichen Prüfung gehen, und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniße zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und

welche Leidenschaft konnte mir dieſe Wirkung in größerem Maße leiſten, als die mächtigſte von allen, die Liebe?

Alle Leidenſchaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufſparte, zu fürchten ſeyn könnte, dieſe einzige ausgenommen, ſind aus ſeinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten ſittenloſen Hofe hat er die Reinigkeit der erſten Unſchuld erhalten; nicht ſeine Liebe, auch nicht Anſtrengung durch Grundſatze, ganz allein ſein moraliſcher Inſtinkt hat ihn vor dieſer Befleckung bewahrt.

„Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
„Lang' ehe noch Eliſabeth hier herrſchte."

Der Prinzeſſin von Eboli gegenüber, die ſich aus Leidenſchaft und Plan ſo oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unſchuld, die der Einfalt ſehr nahe kommt. Wie Viele, die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſin weit ſchneller verſtanden haben! Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzeſſin gibt, war wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dies war doch gewiß ein ſehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſern Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er alſo zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, daß die edle Schönheit dieſes Charakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtete Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für das Große und Schöne, Delikateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmuth ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber weiſe ſollte er nicht ſeyn. Der künftige große Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartung ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was ſich vereinigen muß, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, ſollte ſich in dieſem Charakter beiſammen finden, aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipps und ſeiner Geiſtesverwandten einen ſo großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts, als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Despotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtandiges ſchauderhaftes Gemälde des Despotismus ſein reizendes Gegentheil deſto mehr zu erheben. Wir ſehen den Despoten auf ſeinem traurigen Throne, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schatzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daß er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daß die Furien des Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daß ihm ſeine Kreaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in ſein einſames Gemach, ſehen da den Beherrſcher einer halben Welt um ein — menſchliches Weſen bitten, und ihn dann, wenn das Schickſal ihm dieſen Wunſch gewährt hat, gleich einem Raſenden, ſelbſt das Geſchenk zerſtoren, deſſen er nicht mehr würdig war. Wir ſehen ihn unwiſſend den niedrigſten Leidenſchaften ſeiner Sklaven dienen; ſind Augenzeugen, wie ſie die Seile drehen, woran ſie den, der ſich einbildet, der alleinige Urheber ſeiner Thaten zu ſeyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, ſehen wir vor einem herriſchen Prieſter eine erniedrigende Rechenſchaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer ſchimpflichen Züchtigung büßen. Wir ſehen ihn gegen Natur und Menſchheit ankämpfen, die er nicht ganz beſiegen kann, zu ſtolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, ſich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüſſen geflohen, aber von ihren Schwachen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus ſeiner Gattung, um als ein Mittelding von Geſchopf und Schopfer — unſer Mitleiden zu erregen. Wir verachten dieſe Größe, aber wir trauern über ſeinen Mißverſtand, weil wir auch ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herausleſen, die ihn zu einem der Unſrigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reſte der Menſchheit elend iſt. Je mehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemälde zurückſtoßt, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanitat angezogen, die ſich in Karlos, in ſeines Freundes, und in der Konigin Geſtalt vor unſern Augen verklart.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtandigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile deſſelben auflöſen laſſen. Ich konnte den aufgefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stucke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt moglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muß ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, damit muß ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und ſeiner Königin ſcheidet.

„— Ich habe
„In einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„Sey das Vergangne. Endlich ſeh' ich ein, es gibt
„Ein höher, wunſchenswerther Gut, als dich
„Verlohren — Hier ſind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Weſen

„Gelautert — Einen Leidenſtein will ich
„Ihm ſetzen, wie noch keinem Konige zu Theil
„Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
„Ein Paradies.“

„Königin.

„— — So hab' ich Sie gewollt!
„Das war die große Meinung ſeines Todes.“

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den großten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchend, woraus jene wohlthatige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtrakt und zu ernſthaft ſcheinen, und wenn ſie ſich auf nichts, als das Gemälde einer Leidenſchaft gefaßt gemacht haben, ſo hatte ich freilich ihre Erwartung getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth, „Wahrheiten, die Je„dem, der es gut mit ſeiner Gattung meint, die „heiligſten ſeyn müſſen', und die bis jetzt nur „das Eigenthum der Wiſſenſchaften waren, in das „Gebiet der ſchönen Künſte herüberzuziehen, mit „Licht und Wärme zu beſeelen, und, als lebendig „wirkende Motive, in das Menſchenherz gepflanzt, „in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft „zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragedie für dieſe Grenzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für—den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiele angewandt und beſtatigt zu ſehen.

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit ſo hohe Begriffe hegt, und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer deſpotiſchen Willkür über ſeinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läßt es ſich entſchuldigen, daß Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernunftige Art mit ihm über die nothigen Maßregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Mißtrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreißen konnten, und auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daß er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äußerſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er ſolches beherrſchte. Zwei Worte hätten ihm dieſen widerigen Befehl erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Mattheſes alle nachfolgende Situationen, und vorzüglich ſeine Aufopferung herbeigeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daß ſich der Dichter von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen laſſen, der innern Wahrheit des Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieſes allerdings der bequemſte und kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen des Maltheſers zu finden, ſo ſuchte man in dem ganzen Zuſammenhange dieſes Charakters keinen nähern Aufſchluß mehr; denn das ware zu viel von einem Kritiker verlangt, mit ſeinem Urtheile bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftſteller übel dabei fahrt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgeſetzt worden iſt.

Unſtreitig! der Charakter des Marquis von Poſa hatte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hatte, und über die unedlen Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben ware. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem wirklichen Gegen„ſtande und Liebe zu einem Ideale ſich in ihren „Wirkungen eben ſo ungleich ſeyn müſſen, als ſie „in ihrem Weſen von einander verſchieden ſind— „daß der uneigennützigſte, reinſte und edelſte Menſch „aus enthuſiaſtiſcher Anhängigkeit an ſeine Vor„ſtellung von Tugend und hervorzubringendem „Glücke ſehr oft ausgeſetzt iſt, eben ſo willkürlich „mit den Individuen zu ſchalten, als nur immer „der ſelbſtſuchtigſte Deſpot, weil der Gegenſtand „von Beider Beſtrebungen in ihnen, nicht außer „ihnen, wohnt, und weil Jener, der ſeine Hand„lungen nach einem innern Geiſtesbilde modelt, mit „der Freiheit Anderer beinahe eben ſo im Streite „liegt, als dieſer, deſſen letztes Ziel ſein eignes „Ich iſt.“ Wahre Größe des Gemüths fuhrt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrſchſucht, weil ſie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil ſie in ſteter Hinſicht auf das Ganze wirkt, verſchwindet nur allzu leicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpekte. Die Tugend handelt groß um des Geſetzes willen, die Schwarmerei um ihres Ideals willen;

die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Klaſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Karlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daß er dieſen Unterſchied außer Acht ließ, und einen großen Mann zu ſeinem Buſenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebſt du
„Die Königin? ſoll deine ſtrenge Tugend
„Die kleinen Sorgen meiner Liebe tragen?
„— — — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„Nichts, nichts, als meine ewige Verdammung,
„Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
„Daß du ſo — groß als göttlich biſt.“

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Große zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf ſeinen Freund herunterdlickte, wurde Beider Verderben, Karlos verunglückte, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erloſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die Keinem, der ſich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um ſich herumzuſchauen, oder dem Gange ſeiner eigenen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthatig wirken, gar oft aber durch einen menſchlichen Uebergang einem ſchädlichen Mißbrauche ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bei ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeſchränkten Geſichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fahig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müßte ſie zu einem äußerſt gefährlichen Inſtrumente in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefahrlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzu ſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenherzen finden; Herrſchſucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die ſie augenblicklich ergreifen, und ſich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beiſpielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensſtifter, oder auch die Ordensverbrüderung ſelbſt, die ſich — bei den reinſten Zwecken und bei den edelſten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiſte der Heimlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beimiſchung auch noch ſo freien moraliſchen Zwecks, inſofern ſie ſich nämlich dieſen Zweck als etwas für ſich Beſtehendes denken, und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unbemerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Andrer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintanzuſetzen, und nicht ſelten den willkürlichſten Despotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniſſe der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitoten, die ſie zerſtreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unſers Gemüths zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unſerer Kräfte hindert. Ich wählte daher einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſuchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin, in Dröpotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plane, daß er ſich in dieſer Schlinge verſtricken ſollte, die Allen gelegt iſt, die ſich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hatte es mir auch gekoſtet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuß aller übeigen Schönheiten ſeines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich großern Gewinn gehalten hatte, der menſchlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beiſpiel zu beſtätigen, — dieſe meine ich, daß man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktiſchen Gefühle entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtraktionen zu erheben, daß ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens, oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefahrlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat; denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich iſt.

Zwölfter Brief.

Es iſt nur noch übrig, ein paar Worte über ſeine Aufopferung zu ſagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er ſich muthwillig in einen gewaltſamen Tod ſtürze, den er hatte vermeiden können. Alles, ſagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben ſo gut flichen können als ſein Freund? War er ſcharfer bewacht als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine Freundſchaft für Karlos zur Pflicht, ſich dieſem zu erhalten? Und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit mehr nutzen, als wahrſcheinlicherweiſe mit ſeinem Tode, ſelbſt wenn alles ſeinem Plane gemäß eingetroffen ware? Konnte er nicht — Freilich! Was hatte der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiſer und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirthſchaftet haben! Schade nur, daß ſich der Marquis weder dieſer glücklichen Kaltblutigkeit, noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer ſo vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man ſagen, das gezwungene und ſogar ſpitzfindige Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmöglich aus freier Hand, und im erſten Augen-

blicke andieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht eben so gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich in's Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu seyn, oder (wie einer meiner Rezensenten sich ausdruckt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurfe, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinander zu setzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statt haben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandtniß habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andere, und weniger gewaltthatige Auswege gezeigt haben, als der Tod — „er stirbt, um für sein — „in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles „zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas „thun und geben kann, das ihm das Theuerste ist; „um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in „seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die „Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfs glaube, „und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sey;" er stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es werth sey, daß man Alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie Lykurgus Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen, und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt seyn. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblicke an auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren, und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernste geglaubt haben, das laecdämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden, und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit, über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Auskunft in der That war, sondern wie sie demjenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er darauf verfiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfassung dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschlusse führen, ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben nicht viel kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschlusse? — In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrekken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieses Geheimniß heraus ist oder nicht? Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwisserin verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst: Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen wirfst du
„Der Fürstin Ebeli dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„Denn diese wars, die dich verrieth — Ich sehe
„Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
„Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir zu spat
„Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständniß
„Floh aber deine Lippen schon. Für dich
„Ist keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
„Im ganzen Umkreis der Natur! —"

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es seyn? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren, und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor un-

fern Augen lebt, daß seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben, und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande sey? — Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblicke über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten; daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu seyn glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustande zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht in sich, nicht außer sich, Hülfe; und wenn der bloß kluge Mensch sein Erstes hätte seyn lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühle von Dumpfheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustande für einen solchen Geist, zu entreißen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Karlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese großmüthige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblicke also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwischt. Karlos dringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Karlos," gibt er ihm zur Antwort, „do du, ein Knabe, für mich geblutet hast?" Die Königin, von ihrem Schmerze hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzten sich in diese That, die Sie
„Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach
„Gedürstet.

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustand leidenschaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. O! ruft er aus, das Leben ist doch schön! — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

Geſchichte

des

Abfalls der vereinigten Niederlande

vonder

ſpaniſchen Regierung.

Vorrede der erſten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geſchichte der niederländiſchen Revolution unter Philipp II, in Watſons vortrefflicher Beſchreibung las, fühlte ich mich dadurch zu einer Begeiſterung geleitet, zu welcher Staatsrevolutionen nur ſelten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in dieſe Begeiſterung geſetzt hatte, nicht ſowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine ſchnelle Wirkung meiner eigenen Vorbildungskraft geweſen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Geſtalt gegeben, worin er auch ſo vorzüglich reizte. Dieſe Wirkung wünſchte ich lebendig zu machen, zu vervielfältigen, zu verſtärken; dieſe erhebenden Empfindungen wünſchte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu laſſen. Dieß gab den erſten Anlaß zu dieſer Geſchichte, und dieß iſt auch mein ganzer Beruf, ſie zu ſchreiben.

Die Ausführung dieſes Vorhabens führte mich weiter, als ich Anfangs dachte. Eine vertraute Bekanntſchaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Lücken darin gewahr werden, die ich nicht vorausgeſehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anſcheinende Widerſprüche, die ich heben, iſolirte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geſchichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüſſel aufzuſuchen, machte ich mich an die Quellen ſelbſt, und ſo erweiterte ſich zu einer ausgeführten Geſchichte, was Anfangs nur beſtimmt war, ein allgemeiner Umriß zu werden.

Gegenwärtiger erſter Theil, der ſich mit dem Abzuge der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt, iſt nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzuſehen, die erſt unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte, dieſer vorbereitenden Epoche um ſo mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müſſen, je mehr ich dieſe Eigenſchaften bei den meiſten Stiftenden vermißte, welche dieſe Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgende auf ihr beruhen. Findet man daher dieſen erſten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu aufhaltend in gezogen oder gering ſcheinenden, zu verſchwenderiſch in Wiederholungen, und überhaupt zu langſam im Fortſchritte der Handlung, ſo erinnere man ſich, daß eben aus dieſen geringen Anfangen die ganze Revolution allmählig hervorging, daß alle nachherigen großen Reſultate aus der Summe anzahlig vieler kleinen ſich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die erſten Schritte immer langſam, zurückgezogen und ungewiß, oder die folgenden alsdann deſto raſcher; denſelben Gang habe ich mir auch bei Darſtellung dieſer Revolten vorgezeichnet. Je länger der Leſer bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er ſich mit den handelnden Perſonen familiariſirt, und in dem Schauplatze, auf welchem ſie wirken, eingewohnt hat, um deſto raſchern und ſichereren Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung der Stoffes dieſen langſamern Gang und dieſe Ausführlichkeit verwehren wird.

Ueber Armuth an Quellen läßt ſich bei dieſer Geſchichte nicht klagen. vielleicht eher über ihren Ueberfluß — weil man ſie alle geleſen haben müßte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Leſen Vieler in manchen Stücken leidet. Bei ſo ungleichen, theilweiſe, oft ganz widerſprechenden Darſtellungen derſelben Sache hält es überhaupt ſchwer, ſich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen ſtückweiſe verſtreut, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Geſtalt vorhanden iſt. Bei dieſem erſten Bande ſind, außer de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Bentivoglio und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths Hopperus, das Leben und der Briefwechſel ſeines Freundes Viglius, die Prozeßakten der Grafen von Hoorne und von Egmont, die Apologie des Prinzen von Oranien, und wenige Andere meine Führer geweſen. Eine ausführliche, mit Fleiß und Kenntniß zuſammengetragene, und um ſeltener Bündigkeit und Treue verdiente Kompilation, die weniger einen beſſeren Namen verdient, hat mir ſehr wichtige Dienſte dabei gethan, weil ſie, außer vielen Aktenſtücken die nie in meine Hände kommen konnten, die ſchätzbaren Werke von Bor, Haaft, Baudi, le Clerc und Andern, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländiſchen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in ſich aufgenommen hat. Es iſt dies die allgemeine Geſchichte der vereinigten Niederlande, welche in dieſem Jahrhundert in Holland erſchienen iſt. Ein übrigens mittelmäßiger Skribent, Richard Dinoth, iſt mir durch Auszüge aus einigen Brochuren jener Zeit, die ſich ſelbſt längſt verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechſel des Kardinals Granvella, der unſerem vieles Licht, auch über dieſe Epoche wurde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erſt kürzlich erſchienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Profeſſors Spittler in Göttingen, über die ſpaniſche Inquiſition, kam mir zu ſpät zu Geſichte, als daß ich von ihrem ſcharfſinnigen und gedankenvollen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht geſtanden hat, dieſe reichhaltige Geſchichte ganz, wie ich es wünſchte, aus ihren erſten Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu ſtudiren, ſie unabhängig von der Form, in welcher ſie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erſchaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geiſtvolle Schriftſteller mehr oder weniger gegen ſeine Leſer ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hatte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menſchenalters werden müſſen. Meine Abſicht bei dieſem Verſuche iſt mehr als erreicht, wenn er einen Theil des leſenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geſchichte hiſtoriſch treu geſchrieben ſeyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leſer zu ſeyn, und wenn er einem andern das Geſtändniß abgewinnt, daß die Geſchichte von einer verwandten Kunſt etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismeſſe 1788.

Einleitung.

Eine der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten, die das ſechzehnte Jahrhundert zum glänzendſten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländiſchen Freiheit. Wenn die ſchimmernden Thaten der Ruhmſucht und einer verderblichen Herrſchbegierde auf unſere Bewunderung Anſpruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte ſich paaren, und die Hülfsmittel entſchloſſener Verzweiflung über die furchtbaren Künſte der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe ſiegen. Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt, daß ihre berechnetſten Plane an der menſchlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann. Nirgends durchdrang mich dieſe Wahrheit ſo lebhaft, als bei der Geſchichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der ſpaniſchen Krone trennte — und darum achtete ich es des Verſuchs nicht unwerth, dieſes ſchöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzuſtellen, in der Bruſt meines Leſers ein fröhliches Gefühl ſeiner ſelbſt zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beiſpiel zu geben, was Menſchen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es iſt nicht das Außerordentliche oder Heroiſche dieſer Begebenheit, was mich anreizt, ſie zu beſcheeiden. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erſcheinen. Manche Staaten ſtürzten mit einer prächtigern Erſchütterung zuſammen, mit erhabenerm Schwunge ſtiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende koloſſaliſchen Menſchen, keine der erſtaunenswürdigen Thaten, die uns die Geſchichte vergangener Zeiten in ſo reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten ſind vorbei, jene Menſchen ſind nicht mehr. Im weichlichen Schooße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erſchloffen laſſen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeſchlagener Bewunderung ſtaunen wir jetzt dieſe Rieſenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht ſo bei vorliegender Geſchichte. Das Volk, welches wir hier auftreten ſehen, war das friedfertigſte dieſes Welttheils, und weniger, als ſeine Nachbarn, jenes Heldengeiſtes fähig, der auch der geringfügigſten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umſtände überraſchte es mit ſeiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben ſollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es iſt alſo gerade der Mangel an heroiſcher Größe, was dieſe Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn ſich andere zum Zwecke ſetzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, ſo ſtelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erſchuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menſchliche Dinge eine höhere Vorſicht zu flechten, ſo wäre es bei dieſer Geſchichte, ſo widerſprechend erſcheint ſie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigſte Souverain ſeiner Zeit, deſſen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verſchlingen droht, deſſen Schätze die vereinigten Reichthümer aller chriſtlichen Könige überſteigen, deſſen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, deſſen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine römiſche Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalſtolz begeiſtert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürſten, und ſich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgſame Glieder bewegen — dieſer gefürchtete Menſch, einem hartnäckigen Entwurfe hingegeben; Ein Unternehmen die raſtloſe Arbeit ſeines langen Regentenlaufs; alle dieſe furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend ſeiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen ſchwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fiſcher- und Hirtenvolk, in einem vergeſſenen Winkel Europens, den es noch mühſam der Meeresflut abgewann; die See ſein Gewerbe, ſein Reichthum und ſeine Plage, eine freie Armuth ſein höchſtes Gut, ſein Ruhm ſeine Tugend. Dort ein gutartiges geſittetes Handelsvolk, ſchwelgend von den üppigen Früchten eines geſegneten Fleißes, wachſam auf Geſetze, die ſeine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlſtandes verläßt es der Bedürfniſſe ängſtlichen Kreis, und lernt

nach höherer Befriedigung dürften. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Ueberfluß und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks hinzureißen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen, und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler; Philipp der Zweite sandte ihm einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre seyn, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick hascht, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtsame Seldstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmüthig seines fürstlichen Daseyns, steigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrange einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er seine muthlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Muth. Philipp der Zweite sendet so viele Verstärkungen, als seines Mittlers grausame Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, suchen sich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerrissen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreißen ihren Bund, selbst ist schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souverainetät wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüthe verschmäht — einem Fremdlinge endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollsten Zeitpunkte, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmet, tastet Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturm, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewußtseyns kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüthe der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verschwenden durfte, der noch weit mehr durch ty-

rannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Haß der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben, aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber Vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinette Europens Verräther zu besolden, die Unterstützung der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau von Eskurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze, und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wüthelen feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenverschwendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder: diese Wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich, und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurück empfangen, was muß es damals gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hatte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengerausch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daseyn kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maße, wie sich die Hülfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verschwendete, sie selbst nach bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa

verbreitet; Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten, und den Preis aller Waaren bestimmten. Sogar während dieses Krieges konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eigenen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst zahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte unmittelbar für sie. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen, und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Krieges that dem Könige von Spanien eben so vielen Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Lorbeern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; Viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth, noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingebornen über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen Eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eroffnung des Bürgerkrieges hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrussig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Krieges von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma theilte sich dem Kabinette zu Madrid mit, und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alba's unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requesens, Don Johanns von Oesterreich Hinterlist und Tücke, und der lebhafte Cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Kriege eben so viel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden seyn mochte. Im Anfange der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruche gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher, als Wilhelm der Verschwiegene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiße rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien Philipp der Zweite nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße versinken, jedes andere Ansehen erloschen. Anstatt daß die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ungefährs Zeit ließ, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick Wahrheit vom Irrthum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande seine Million Bürger gerettet. Je naher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagtee die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm

in's Angeſiche zuzufügen. Die Rebellion ſchien Anfangs ſelbſt vor ihrem Namen zu zittern, und ſchmückte ſich lange Zeit mit dem künſtlichen Vorwande, die Sache des Souverains gegen die willkürlichen Anmaßungen ſeines Statthalters in Schutz zu nehmen. Philipps Erſcheinung in Beüſſel hätte dieſes Gaukelſpiel auf einmal geendigt. Jetzt muſte ſie ihre Vorſpiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und ſich durch ihre wahre Geſtalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn ſeine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erſpaet hätte, die ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen auf ſie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn ſelbſt, wenn ſie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfniſſen des Kriegs wideerechtlich gehoben, in den räuberiſchen Händen ſeiner Verwalter verſchwanden! Was ſeine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majeſtät in allen Gemüthern ſchon vorgefunden. Was jene zu Gegenſtänden des Abſcheus machte, hätte ihm höchſtens Furcht erworben; denn der Mißbrauch angeborener Gewalt drückt weniger ſchmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tauſende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälteriſcher Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, ſo wurde das Schrecken ſeiner Perſon ihm eine Landſchaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringſchätzung ſeiner Maſchinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländiſchen Volks eine Angelegenheit aller Menſchen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben ſo, möchte man denken, hätte der Ungehorſam und Abfall dieſes Volks eine Aufforderung an alle Fürſten ſeyn ſollen, in der Gerechtſame ihres Nachbars ihre eigene zu ſchützen. Aber die Eiferſucht über Spanien gewann es diesmal über dieſe politiſche Sympathie, und die erſten Mächte Europens traten, lauter aber ſtiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiſer Maximilian der Zweite, obgleich dem ſpaniſchen Hauſe durch Bande der Verwandtſchaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beſchuldigung, die Partei der Rebellen ingeheim begünſtigt zu haben. Durch das Anerbieten ſeiner Vermittelung geſtand er ihren Beſchwerden ſtillſchweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches ſie aufmuntern mußte, deſto ſtandhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiſer, der dem ſpaniſchen Hofe aufrichtig ergeben geweſen wäre, hätte Wilhelm von Oranien ſchwerlich ſo viele Truppen und Gelder aus Deutſchland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und formlich zu brechen, ſtellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländiſchen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden größtentheils mit franzöſiſchem Gelde und Truppen vollführt. Eliſabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da ſie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr ſparſamer Beiſtand höchſtens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, ſo war dieſes in einem Zeitpunkte ſchon unendlich viel, wo ihren erſchöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit dieſen beiden Mächten ſtand Philipp damals noch im Bundniſſe des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwiſchen dem Starken und Schwachen iſt Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen ſelten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zuſammenhalten. Philipp ſelbſt hatte die Wahrheit aus dem politiſchen Umgange verwieſen, er ſelbſt die Sittlichkeit zwiſchen Königen aufgelöst, und die Hinterliſt zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne ſeiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, mußte er ſein ganzes Leben hindurch mit der Eiferſucht ringen, die ſie ihm bei Andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den erſten Anblick ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten uad dieſen begünſtigten, ſo verſchwindet das Uebernatürliche dieſer Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßſtab gefunden, das eigene Verdienſt dieſer Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen ſelbſt eine ſo genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen ſey, oder daß ſie beim Eintritt in dieſes ungewiſſe Meer ſchon das Ufer gewußt haben, an welchem ſie nachher landeten. So reif als es zuletzt da ſtand in ſeiner Vollendung, erſchien das Werk nicht in der Idee ſeiner Urheber, ſo wenig, als vor Luthers Geiſte die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablaßkram aufſtand. Welcher Unterſchied zwiſchen dem beſcheidenen Auszuge jener Bettler in Brüſſel, die um eine menſchlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majeſtät eines Freiſtaats, der mit Königen als ſeinesgleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron ſeiner vormaligen Tyrannen verſchenkt! Des Fatums unſichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entriſſen, das verachtete Holland beglücken ſoll. Aber das Unternehmen ſelbſt darf uns darum nicht kleiner erſcheinen, weil es anders ausſchlug, als es gedacht worden war. Der Menſch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeſchichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenſchaften, welche ſich bei dieſer Begebenheit geſchäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem ſie unbewußt dienten — wenn die Kräfte, die ſie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren

Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich eble Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höheren Verstande unsere Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Bataver und Belgen, mit ihren römischen gerungen. Eben so, wie jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in Beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort wie hier sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Theilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathaß die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. „Gestehet, Bataver!“ redet Claudius Civilis seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, wird uns von diesen Römern noch wie sonst, als Bundesgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuren Gefolge, und noch unerträglicherm Stolze. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Bataver, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Lager enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei. Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.“ Feierliche Sakramente weihen diese Verbindung wie den Geusenbund; wie dieser, hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis schworen am Rhein dem Vespasian in Syrien, wie der Kompromiß Philipp dem Zweiten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauten ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängnisse rettete Civilis seine Insel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künstliche Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden, aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Bataver kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion. [1])

1) Tacit. Histor. L. IV. V.

Erstes Buch.

Fruhere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieser großen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zueückthun, und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volks in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs; von seinen Ueberwindern erdielt es ein politisches Leben. Die weitläufige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begrenzt wird, und wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvolkerschaften vertheilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes. [1]) Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur Linken des Flusses wohnten die Belgen; [2]) zu seiner Rechten die Friesen, [3]) und die Batavier [4]) auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieser einzelnen Nationen wurde früher oder spater den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von iheer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt Cäsar, [5]) waren die einzigen unter den gallischen Volkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns Tacitus, [6]) wurden an Heldenmuth van den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten, und wurde von seinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur fur Schlachten gespart. Die batavische Reiterei erklärten die Romer selbst für den besten Theil iheer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heut zu Tage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Muth erschreckte die Daeier, da sie in voller Rüstung uber die Donau schwammen. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf seinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm diese Insel erobern helfen. [7]) Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden, und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später, und kosteten ihnen mehr. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Süderse, durch welchen die romische Flatte in die Nordsee drang, und aus dieser duech die Mundung der Ems und Weser einen leichtern Weg in das innere Deutschland fand. [1])

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen, und erscheinen wieder als ein freies und sogar erobendes Volk, daß sich durch eigene Gebräuche und den Ueberrest der romischen Gesetze regiert, und seine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Volker, von fremden Gebrauchen und Gesetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heut zu Tage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Volkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Stadte und Lagerplätze der Romer verschwinden in der allgemeinen Verwustung, und mit diesen sa viele Denkmaler ihrer großen Regentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassenen Damme ergeben sich der Wuth iheer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen, die Flusse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bedens verwandelt sich mit seinen Bewahnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlechte beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des romischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Lander, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lambardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Theilung wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen. [2])

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nardens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie, wie in allen übeigen, aus. Die machtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die koniglichen Beamten rissen die Lands-

1) J. Caesar de Bell. Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

2) In den Landschaften, die jetzt großtentheils die katholischen Niederlande und Generalitatslande ausmachen.

3) Im jetzigen Gronungen, Ost- und Westfriesland, einem Theile von Holland, Geldern, Utrecht und Oberyssel.

4) In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyssel, dem heutigen Cleve u. s. f., zwischen der Lek und der Waal. Kleinere Volker, die Kanninefater, Mattiaker, Marsaten, u. s. f., die einen Theil von Westfriesland, Holland und Seeland bewohnten, kommen zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. C. 15. 46. de Morib. Germ. c. 29.

5) De Bell. Gall.

6) Hist. L. IV. c. 12.

7) Dio Cass. L. LXIX. Tacit. Agricol. c. 36. Tacit. Annal. L. II. c. 15.

1) Tacit. Annal. II. Cap. 3. Sueton. in Claud. Cap. I. n. 3.

2) Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. 1. Theil. 4tes bis 5tes Buch.

schaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hülfe ihrer Unterssassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig, und errang sich bald ein eigenes unabhängiges Daseyn in ihren Abteien und bischoflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetaten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthume, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse, oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter einem Hauptstamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des größten Theils von den Niederlanden. [1]) Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte, schon elf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese weitläufigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten Karl des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Süderssee und der Mündung des Rheins bis hinauf in's Elsaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hülfsquellen dieses Fürsten rechtfertigen einigermoßen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer gieng unter den Lebenden und Todten verloren. [2])

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter und die unselige Helena jener Zeit, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Elfte von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Oesterreich, Kaiser Friederichs des Dritten Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum ersten Male fing dieser Welttheil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstin vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber, und entschied für Maximilian, dessen entlegenere Staaten und beschranktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläufige Monarchie, welche Ferdinand und Isabella kurzlich gegründet hatten; und Karl von Oesterreich, sein Sohn, war gebornet Herr der Konigreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier fruher, als in den übrigen Lehnreichen, aus der Leibeigenschaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daseyn. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und allen großen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Stadte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte, und Wohlstand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegerische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung herumtersah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachsende Bevolkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktschoß, Heimfallsrecht u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für sie, als daß sie gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beforderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichthum Gewicht verschafften, und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wußten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbare Ausrüstung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreißende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fursten erschuf. So finden wir schon im elften und zwolften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben werden, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgend einem Theil der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, oder der

1) Grot. Annal. L. I. p. 2. 3.

2) Ein Page, der ihn fallen gesehen, und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worein er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zahnen und den Nageln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte als ein anderer Mensch. Aber daß es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Unglaubige gab, die seinen Tod bezweifelten, und seiner Wiedererscheinung entgegen sahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin Ludwig der Elfte die burgundischen Stadte aufforderte zur Krone Frankreich zurückzukehren. Sollte sich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch am Leben finden, so seyd ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. Commines. T. III. Preuves des Mémoires, 495. 497.

Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beſchworner Kanſtitution in die Rechte des Vaters. [1])

Der erſte Geſetzgeber iſt die Nath; alle Bedürfniſſe, denen in dieſer Kanſtitution begegnet wird, ſind urſprüngliche Bedürfniſſe des Handels geweſen. Sa iſt die ganze Verfoſſung der Republik auf Kaufmannſchaft gegründet, und ihre Geſetze ſind ſpäter, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieſer Kanſtitutian, welcher Ausländer von aller Bedienung ausſchließt, iſt eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein ſa verwickeltes und künſtliches Verhältniß der Sauverains zu dem Valke, das ſich in jeder Pravinz, und oftmals in einer einzelnen Stodt noch beſonders abanderte, erforderte Monner, die mit dem lebhafteſten Eifer für die Erholtung der Landesfreiheiten auch die gründlichſte Kenntniß derſelben verdanden. Beides konnte bei einem Fremdlinge nicht wahl vorausgeſetzt werden. Dieſes Geſetz galt übrigens von jeder Pravinz insbeſandere, ſa daß in Brabant kein Fläminger, kein Halländer in Seeland angeſtellt werden durfte, und es erhielt ſich auch in der Falge, nachdem ſchen alle dieſe Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigſte Freiheit. Seine Privilegien wurden für ſa kaſtbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebären, und ihre Kinder aller Vorrechte dieſes glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben ſa, ſagt Strada, wie man Gewächſe eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreiche veredelt. [2])

Nachdem das burgundiſche Haus mehrere Pravinzen unter ſeine Herrſchaft vereinigt dotte, wurden die einzelnen Provinzialverſammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale geweſen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewieſen, der die verſchiedenen Glieder in einen einzigen Kerper verband und alle bürgerlichen und peinlichen Handel als die letzte Inſtanz entſchied. Die Sauverainetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majeſtät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen verſäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedraht und in ihrer Gewalt war. [3]) Die Staaten von Holland und Seeland zwangen ſie, einen graßen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigſten Sauvereinetätsrechte verſicherte. [4]) Der Uebermuth der Genter verging ſich ſa weit, daß ſie die Günſtlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterſtuhl riſſen, und vor den Augen dieſer Fürſtin enthaupteten. Wahrend des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die ſie einem Freiſtoote ſehr nahe drachte. Nach dem Abſterben ſeiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigner Macht, als Varmund ſeines Sahnes, die Regierung. Die Staaten, durch dieſen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten ſeine Gewalt nicht, und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine beſtimmte Zeit und unter beſchwornen Bedingungen als Stalthalter zu dulden.

Maximilian glaubte, die Konſtitutian übertreten zu dürfen, nachdem er römiſcher Kaiſer geworden war. Er legte den Pravinzen außerardentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutſche, und führte fremde Truppen in die Pravinzen. Aber mit der Mocht ihres Regenten war auch die Eiferſucht dieſer Republikaner geſtiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem ſtarken Geſolge von Auslandern in Brügges ſeinen Einzug hielt, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und ſetzte ihn auf dem Schloſſe gefongen. Ungeachtet der mächtigen Fürſprache des koiſerlichen und römiſchen Hofes erhielt er ſeine Freiheit nicht wieder, bis der Notian über die beſtrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Geſetzen und einer gleichen Handhabung der Juſtiz entſprang, hatte die Betriebſamkeit und den Fleiß in dieſen Londern ermuntert. In ſtetem Kampfe mit dem Ocean und den Mündungen reißender Flüſſe, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieſes Valk fruhzeitig gelernt, auf die Natur um ſich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den ſein Nil unterrichtete, in einer kunſtreichen Gegenwehr ſeinen Erfindungsgeiſt und Scharfſinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünſtigte, vermehrte zugleich die Bevolkerung. Seine glückliche Lage an der See und den graßen ſchiffbaren Flüſſen Deutſchlands und Frankreichs, die zum Theil hier in's Meer fallen, ſo viele kunſtliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Pravinzen[1]), der dadurch ſo leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geiſt des Handels in dieſen Völkern auf.

Die benachbarten britanniſchen und däniſchen Küſten waren die erſten, die von ihren Schiffen beſucht wurden. Die engliſche Wolle, die dieſe zurückbrachten, beſchäftigte tauſend fleißige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandriſche Tücher in Frankreich und Deutſchland getragen. Schan im elften Jahrhundert finden wir frieſiſche Schiffe im Belt und ſogar in der levantiſchen See. Dieſes muthige Volk unterſtond ſich ſogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nordlichen Spitze Rußlonds zu ſteuern. [1]) Van den wendiſchen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantiſchen Handels, der damals noch aus dem ſchwarzen Meere durch das ruſſiche Reich nach der Oſtſee ging. Als dieſer im dreizehnten Jahrhundert zu ſinken anfing, als die Kreuzzüge den indiſchen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländiſche See eröffneten, die italieniſchen Städte dieſen fruchtbaren Handelszweig an ſich riſſen, und in Deutſchland die graße

1) Grotius. l. 1. 2.
2) De Bell. Belgic. Dec. I. L. II. 31. Guicciardini Descr. Belg.
3) Mémoires de Philippe de Comines, T. I. 314
4) A. G. d. v. N. II. Th.

1) Fiſchers Geſchichte des d. Handels. I. Th. 447.

Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs den Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich. [1]) Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel-errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Britten, Deutsche, Danen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer setzte den Preis der Waaren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrscher vereinigten, horten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeihte im Schooß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren. [2]) das Ansehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Versuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebund selbst zu entsagen, und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hanseatischen Kauffahrer, mußten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen, und die spanischen Waaren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels, und die große Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Kauffarteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Stuys einliefen. [3]) Außer der reichen Niederlage des Hansebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden, und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hanseatischen Schiffen durch den Sund und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit daß eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstande folgte. Das verführerische Beispiel Philipps des Gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prachtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente, und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volke herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide. [1]) „Dem Ueberflusse," sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste) „war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuern Aufwande getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzten, hatten alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede: der gemeinste weibliche Pobel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Maß." [2])

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa daniederdrückten! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthatig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich diese flandrischen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluß schwindelnd, kundigten dem Beherrscher von elf Provinzen, Philipp dem Guten, den Krieg an, der eben so unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Havre viele tausend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhundert tausend Goldgulden versöhnen. Alle obrigkeitliche Personen und die vor-

1) Anderson III. 89.
2 Mémoires de Comines. L. III. Chap. V.
3) Anderson III. 257. 259. 260.

1) Philipp der Gutige war so sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand Karl der Kühne in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen größern Vorrath aufgehäuft, als deren reiche Fürstenthümer damals zusammen besaßen, und noch überdies einen Schatz von dreimal hundert tausend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern des Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat Karln dem Kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Geld gegen Kupfer, und rissen die seltenen Gefäße von Goldstoff in Stücken; der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen geschätzt. Karl und sein Heer waren nicht wie Freunde, die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Commes I 253. 259. 265.

2) Memoires de M. Philippe de Commes. T. I. L. I. C. 2. L. V. C. 9. 291. Fischers G. d. d. Handels. II. B. S. 195. u. f. f.

nehmsten Bürger dieser Stadt, zweitausend an der Zahl, mußten im bloßen Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine französische Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entrissen; ein unersetzlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten sie nicht viel glücklicher mit Maximilian van Oesterreich, ihm die Vormundschaft über seinen Sohn zu entreißen, deren er sich widerrechtlich angemaßt hatte; die Stadt Brügges setzte 1487 den Erzherzog selbst gefangen, und ließ einige seiner vornehmsten Minister hinrichten. Kaiser Friedrich der Dritte rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den wichtigsten Beistand, deren Eifersucht durch den Flor der flandrischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waare dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund beleidigt, der sie jetzt auch verließ, und sein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war. [1])

Antwerpen empfing im sechzehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karl des Fünften Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Landern Negotianten herbei. [2]) Die Industrie der Nation war im Anfange dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Bluthe gestiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flanbrischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meere mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten. [3]) Den niederlandischen Seemann unterschied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen. [1]) Hieher flossen die westindischen Waaren, womit die stolze spanische Tragheit den niederlandischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die beruhmtesten Handelshauser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welser hieher. Hieher brachte die Hansa jetzt ihre norbischen Waaren, und die englische Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prachtige Ausstellung der Werke des Schopfers und der Menschen. [2])

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societat türkischer Kaufleute um Erlaubniß an, sich hier nieberzulassen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschafte, als in zwei ganzen Jahren Venedig wahrend seiner glänzendsten Zeiten. [3])

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahre 1531 wurde die Borse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfullte. Die Stadte zahlte jetzt einmalhundert tausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier brangte, übersteigt allen Glauben. Zwei, drittehalbhundert Maste erschienen oftere auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht funfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Thore; über zweihundert Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich, Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getraidefuhren ungerechnet, deren Anzaht gewöhntich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschaftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden. [4])

Diesen blühenden Wahlstand hatten die Niederlande eben so sehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fulle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzliche Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Fruchte seines Fleißes versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Thatigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Volkern

---

1) Anderson. III. Theil 200. 311. 315. 316. 488.

2) Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

3) Anderson. III. Theil. 155.

1) Der Werth der Gewürze und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahin geschafft wurden, soll sich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

2) Meteren. I. Theil. I. Bd. 12. 13.

3) Fischers G. d. Handels. II. 593. u. f. f.

4) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 362. Fischers G. d. Handels. II. 395. u. f. f.

entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberflusses und der Freiheit reiften alle edlern Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem Casmus von Medicis jüngst sein goldenes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Malerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinschaftlich mit dieser, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben, und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmalerei, die Kunst auf Glas zu malen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie Guiceiardini behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden, und das Schicksal wollte, daß diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige mechanische Künste und Manufakturen werden seyn, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit gediehen sind.

Die Niederlande unter Karl dem Fünften.

Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegnem Geiste, der einem auswärtigen Freistaate die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner hohern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Außerdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie in's Feld stellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich Alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hülfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte. *)

Karl der Fünfte schaltete willkürlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben: hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je großer die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geistes und die Anmaßungen der Nation oft bis zum Mißbrauche getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Scheine von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die

*) Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen wie die Niederländer und Spanier sind, konnte anfangs glücklich aufschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche Grotius in einer lesenswerthen Stelle zwischen beiden angestellt hat. „Mit den entgegenstehenden Völkern," sagt er, „konnten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf demselben Wege herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen von einander ab, und stoßen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege gelangt, nur daß letztere jetzt, in einer ruhigen Ruhe, der Waffen entwohnt, jene aber durch die kalliensischen und afrikanischen Kriege in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt; aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines vertheidigt sein Eigenthum besser. Daher die zahlreichen, in einem engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vergrößert, an der See und den großen Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzuge, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger — sehen von seinem Siege gelitten. Am Ende dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, b s unerschrockenste in Gefahren, gleich lustern nach Reichthum und Ehre, stolz b s zur Geringschätzung Anderer, unachtsam auf fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so nachsichtig und ungelassen im Siege, als es gegen den Feind wilder Gewissen doch Ehre galte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der lustig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mäßigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christenthum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Neuerungen nicht abtrünnig machen, seine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Kräuter seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, daß neun der Hauptsache seiner Geistlichen durch Gelage Ruhmes thun mußte. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, daß der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regiert seyn, aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gern. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, daß weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des Letztern den kastilianischen Hochmuth beleidige." Girotii Annal. Belg. l. I. § 5 seq.

Provinz einer Monarchie geworben waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihrem Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glücke einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach Außen, oder eine politische Handlung war, so mußte er vor allen Dingen seiner Gliedmaßen mächtig seyn, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritte trat er den kühnsten Bau einer Wurmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüssel niedersetzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter einer Gerechtsame seyn, die ihnen dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nöthigte ihn seine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war, nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniß eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konstitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents furchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war so weit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war; als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzustrengen sich genöthigt sah. Glücklicherweise führen die entgegengesetzten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem August und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste — Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnisse des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstandes, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkurliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefahrliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch, oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines bumpfen despotischen Glaubens ergeben, und sich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand mußte das Wachsthum der neuen Religion in diesen Landern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannichfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet; einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger furchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre bringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die katholische Religion wird im Ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutschland, und Kalvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große

Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländischen Adels studierte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Duai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten geschlossenen Volke konnten die ersten Keime erdrückt werden. — Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verachtlichste Laster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchstand, lange anstößig gewesen seyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen und Liedern die Mißbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten. [1])

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Sekte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei weitem die gebornen Niederländer. Karl der Fünfte, der bei dieser großen Glaubenstrennung die Partei genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung, die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hatte austreten sollen. Der wieder auflebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man Anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Kloster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe; die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor dem Richter zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursache hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen und heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilssprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrthümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen als höchstens eine gelindere Todesart. [2])

Die Lehengüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es den Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand fuhren, Freiheiten die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten. [3])

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen, und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den

---

1) A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 399. siehe die Note.

1) Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Grot. L. I.
2) A. G. d. v. N. II B. 517.

Handel in Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute stunden im Begriff die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke stunden stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl der Fünfte, von den Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hatte fallen lassen. Dem Tribunale wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquisition gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des Fünften Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind. [1])

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wuthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworben war. Die Majestät seines Namens schloß ihren Schiffen alle Hafen auf, reinigte für sie alle Meere, und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr Einen Beherrscher mit ihnen theilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt, und diesem Staate einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte. [2]) Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. Karl war also ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf sie zurückfloß, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erschreckte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heiße Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnisse, zu zehn verschiedenen Malen besuchte, hielt die Mißvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schooß er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniel, die natürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute', denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gern mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Rede verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthume wühlten, während daß seine Statthalter preßten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hatte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschsucht entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkur behandelt, und durch jede Aeußerung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eisernen Zuchtruthe des Monchthums erwachsen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang', die sein Charakter geworden waren. Der frohliche Muthwille der Niederlander empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person, und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller flandrischen Stadte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen [1]) — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üp-

1) Meteren. 6. Th. 1. Buch. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 18. Der Letztere nennt hundertausend. A. G. d. v. Niederlande. Th. II. 519.

2 Es war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen untereinander, die sich von Verfassung und Sitte bis zu Maß und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatze zurück. Wesentlicher hatte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältniß zu dem deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäß sollten die siebenzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Reichs zweimal so viel, als ein Churfürst, zu einem Türkenkriege dreimal so viel beitragen: dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reichs genießen, und an seinen übrigen besondern Vorrechte Theil haben. Die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er gewährte, keiner weitern Erwähnung bedarf.

1) Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 200,000 Goldgulden. Meteren. 4. Theil, 1 B. 21. 22.

pigen Ergießungen der redlichſten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in ſeine Mienen locken. [1])

Karl verfehlte ſeine Abſicht ganz, da er ſeinen Sohn den Flamingern vorſtellte. Weniger brullend würden ſie in der Folge ſein Joch gefunden haben, wenn er ſeinen Fuß nie in ihr Land geſetzt hatte. Aber ſein Anblick kundigte es ihnen an; ſein Eintritt in Bruſſel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaiſers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmuthigen Ernſt ſeines Sohnes deſto widriger zu erheben. In ſeinem Angeſicht hatten ſie den verderblichen Anſchlag gegen ihre Freiheit geleſen, den er ſchon damals in ſeiner Bruſt auf- und niederwalzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüſtet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erſte Thron, von welchem Karl der Fünfte herunterſtieg. Vor einer feierlichen Verſammlung in Brüſſel loste er die Generalſtaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, ſeinen Sohn. „Wenn Euch mein „Tod" (beſchloß er endlich gegen dieſen) „in den „Beſitz dieſer Länder geſetzt hatte, ſo würde mir „ein ſo koſtbares Vermächtniß ſchon einen großen „Anſpruch auf Eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt „da ich ſie Euch aus freier Wahl überlaſſe, da ich „zu ſterben eile, um Euch den Genuß derſelben „zu beſchleunigen: jetzt verlange ich von Euch, „daß Ihr dieſen Völkern bezahlet, was Ihr mir „mehr dafür ſchuldig zu ſeyn glaubt. Andere Fürſten „wiſſen ſich glücklich, mit der Krone, die der Tod „ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Dieſe „Freude will ich noch ſelbſt mit genießen, ich will „Euch leben und regieren ſehen. Wenige werden „meinem Beiſpiele folgen, wenige ſind mir darin „vorangegangen. Aber meine Handlung wird lo„benswürdig ſeyn, wenn Euer künftiges Leben meine „Zuverſicht rechtfertigt, wenn Ihr nie von der „Weisheit weichet, die Ihr bisher bekannt habt, „wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerſchütterlich verharret, der die feſteſte Säule Eures Thrones iſt. Noch Eines ſetze ich hinzu. Möge „der Himmel auch Euch mit einem Sohne beſchenkt „haben, dem Ihr die Herrſchaft abtreten könnet „— aber nicht muſſet."

Nachdem der Kaiſer geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, druckte ſein Geſicht auf deſſen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum ſtand. Es war eine unvergeßliche Stunde. [2])

Dieſem rührenden Gaukelſpiele folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den verſammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich „Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von Spa„nien, beiden Sicilien u. ſ. f., gelobe und ſchwöre, „daß ich in den Landern, Grafſchaften, Herzog„thümern u. ſ. f. ein guter und gerechter Herr ſeyn, „daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Un„terthanen Privilegien und Freiheiten, die ihnen „von meinen Vorfahren verliehen worden, und ſer„ner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche „und Rechte, die ſie jetzt überhaupt und insbeſon„dere haben und beſitzen, wohl und getreulich halten „und halten laſſen, und ferner Alles dasjenige üben „wolle, was einem guten und gerechten Prinzen „und Herrn von Rechts wegen zukommt. So müſſe „mir Gott helfen und alle ſeine Heiligen!" [3])

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaiſers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stande gegen ſeinen Sohn, ſind ſchon in dieſer Eidesformel ſichtbar, die weit behutſamer und beſtimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte ſelbſt und alle burgundiſchen Herzoge ſie beſchworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebrauche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stande ihm leiſteten, [4]) wird ihm kein anderer Gehorſam verſprochen, als der mit den Privilegien des Landes beſtehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beiſtand zu rechnen, wenn ſie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in dieſem Huldigungseide der Stande nur der natürliche, der geborne Furſt, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiſer gewünſcht hatte. Beweiſe genug, wie klein die Erwartungen waren, die man ſich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

1) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 515.
2) A. G. d. vereinigten Niederlande. II. Theil. 516.

Philipp der Zweite,

Beherrſcher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchſten Blüthe ihres Wohlſtandes. Er war der erſte ihrer Fürſten, der ſie vollzählig antrat. Sie beſtanden nunmehr aus ſiebenzehn Landſchaften den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den ſieben Grafſchaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafſchaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyſſel und Gröningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals ſtand, konnte ihr Handel nicht mehr ſteigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber ſie waren unerſchöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Dieſe ſiebenzehn Provinzen, die zuſammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und ſich nicht über dreihundert flandriſche Meilen erſtrecken, brachten ihrem Beherrſcher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien ſeinen Königen trug, ehe dieſe noch die geiſtlichen Güter zu ihrer Krone ſchlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke feſt, und ohne Mauern geſchloſſen, ſechstauſend dreihundert größere Flecken, geringere Dörfer, Meiereien und Bergſchloſſer ohne Zahl, vereinigten dieſes Reich in eine einzige blühende Landſchaft. [1]) Eben jetzt ſtand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß

1) A. G. d. v. N. II. 512.
2) Strad. Dec. I. 1. 1. 4. G. Meteren. 1 Buch. 28. Thuan. Hist. P. I. L. XVI, 769.

1) Strad. Dec. I. 1. 1. 17. 18. Thuan. II. 482.

hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geistes erschien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengern Himmel gekältet, laßt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmuth, Maßigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlichen Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden seines Gewerbes und seiner Freiheit liebliche Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanften Mischungen mit menschlichen Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlichern Probe versuchen, und sieche gekunstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniß seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. Karl der Fünfte verließ seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche sonst so mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in seinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Vertheilerin war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drucken, oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Theil der Souverainetat auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwande von Ehrenbezeigungen hatte schon Karl der Fünfte die gefahrlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Oranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf von Egmont nach England geschickt, die Vermählung Philipps mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz von Oranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandten oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste, und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Großen in Brussel, wo er eine Pracht verschwendete, und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschopfte in diesen theuern Wettkämpfen sein Vermogen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte, und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankommlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Kunste nachher nicht so glucklich fur sie aus, als sie berechnet hatte; den eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat. [1])

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und mußte es seyn. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der dürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, dequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät, und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvortheile des Souverains das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiß waren. Wie wenig erfordete es also, dieses Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Versehen seyn, wodurch es zu Grunde ging!

So groß Philipps Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefahrlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg, und noch mehr durch innere Faktionen, entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhuben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatze der Abscheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte Elisabeth von England ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stueme der Parteien, ihre neue noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Versuche der Vertriebenen schutzen. Erst auf ihren schopferischen Ruf sollte dieser Staat aus einer demüthigen Dunkelheit steigen, und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieses Letztern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das spanische geknüpft, und

1) Heidanus. I. 1. 11.

das wachsende Kriegsglück Solimans zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa. Dankbarkeit und Furcht versicherten Philipp die italienischen Fürsten, und das Konklave beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchieen des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht, oder fingen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldene Tribut, der nun erst anfing, regelmäßig und sicher aus Westindien einzulaufen — welche furchtbaren Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun, und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine früheren finstern Kinderjahre; diese konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllte seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war Beides schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Manne erscheint sie als Trösterin, als Erretterin; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Wissethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blicke die Uebersicht erleichert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jedr Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe demachtigt, diesr Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstandiger Wesen in ein einformiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einformigkeit, und Einformigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung. Philipp mußte um so viel mehr Despot seyn, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. Was folgt aus diesem Allen? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichformigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil Er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachtsicht eroffnet haben, wenn er sie feuher angetreten hatte. In dem Urtheile, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljahrigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte, und mit großern Hoffnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwurfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen, tragen; das uberlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drucken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleinern Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung offnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsaze widerstanden dieser wohlthätigen Erschutterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt,

sich zu diesem Uebergange anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, aber den Morgen seiner Regierung im Rausche einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten, um durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sah sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte; ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuerer Art und eigener Gattung ist die spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterstuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu seyn, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflose, entzog er sie den Bischofen und der sekularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermonch saß bei dem fürchterlichen Urtheile uber die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Koln zu wenden.[1])

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge, und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiel verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Throne nicht gewisser, als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen: es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprachen, seine Gesetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der olte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er auf's Innerste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen, und wo moglich selbst die Empfänglichkeit fur seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlichen Gerichten, die ihre Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Tarquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind fur einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen

1) Hopper, Mémoires des Troubles des Pays-Bas in Vita Vigl. 65 sq.

Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehört, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart, und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt mon den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande, und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein geldes Gewond gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen, und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gilt sein sterblicher Leid, wie den Flammen der Holle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den feierlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schouderhoft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden die Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt? [1])

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Kalvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Sarazenen und Judeu zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portuzal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an, sie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Procedurен uns nach in der Beschreibung durchschouern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber sa, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsstriche, worin sie einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Grädern ruht, in dem Geiste eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Karl der Fünfte im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten bestellte sein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquisitoren für alle niederländische Provinzen, und Paul der Dritte setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sah sich Karl der Fünfte durch dos schnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war, nach dem Genius des Landes, menschlicher, als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien, und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seon schien, den Geist dieses Volks zu verderben, und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfohren willkürlicher, und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß derechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger, und sehr selten sein Ver-

1) Burgund. Histor. Belg. 126. 127. Bopper. 65. 66. 67. Grot. Annal. Belg. L. I. 8, 9. aq. Essay sur les Moeurs. Tom. III. Inquisition.

brechen: ein ruchloser, teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, aber im Ueberdrusse einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtsbarkeit verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes, war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst; alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Gesellschaft umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist. [1])

1) Grotius. L. I. 9. 10.

Andere Eingriffe in die Konstitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsamen Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einflößte, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichskonstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karl dem Fünften hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einsah, und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhaßten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten, und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen, und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, daß die Einwohner aufharten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlassen wollten, als länger von dem viehischen Muthwillen dieser rasenden Bande leiden. [1])

Sehr gern hätte Philipp diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben, und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesannen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hulfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das, von wüthenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann; bald fallen sie seinen Sohn Don Karlos an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kastillen zu lassen. Ihre Unterhaltung fall der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eigenen Chatoulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiß würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern, und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen van Oranien und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken ließ, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent mußte er mitten im Kreise seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unserm Schutze?“ sagte ihm der Syndikus von Gent. „Etwa, damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärfte die Nothwendigkeit unsere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Leiden. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht so viel vermocht hat? Hier stehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum hast du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unsere Städte zu Einöden werden, wie sie nothwendig werden müssen, wenn du sie nicht von diesen Zerstörern erlösest? Vielleicht willst du dich gegen Ueberfall unserer Nachbarn verwahren? Diese Bar-

1) Allg. Geschichte der verein. Niederlande. III. Band. 21 S. 23. u. f. f.

ſicht iſt weiſe, aber das Gerücht ihrer Rüſtung wird lange Zeit ihren Waffen voran eilen. Warum mit ſchweren Koſten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht ſchonen werden, das ſie morgen wieder verlaſſen müſſen? Noch ſtehen tapfere Niederländer zu deinen Dienſten, denen dein Vater in weit ſtürmiſchern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willſt du jetzt ihre Treue bezweifeln, die ſie ſo viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten ſie nicht vermögend ſeyn, den Krieg ſo lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenoſſen unter ihre Fahnen eilen, oder du ſelbſt aus der Nachbarſchaft Hülfe ſendeſt?“ Dieſe Sprache war dem Könige zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er ſie ſogleich hätte beantworten können. „Ich bin auch ein Ausländer;“ rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich ſelbſt aus dem Lande jagen?“ Sogleich ſtieg er vom Throne und verließ die Verſammlung, aber dem Sprecher war ſeine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß dieſe Truppen ihnen zur Laſt fielen, ſo würde er ſchon Anſtalt gemacht haben, ſie gleich ſelbſt mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieſes freilich zu ſpät, weil ſie unbezahlt nicht abreiſen würden; doch verſpreche er ihnen auf das Heiligſte, daß dieſe Laſt ſie nicht über vier Monate mehr drücken ſollte. Nichts deſto weniger blieben dieſe Truppen ſtatt dieſer vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch ſpäter verlaſſen haben, wenn das Bedürfniß des Reichs ſie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte.[1])

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigſten Aemter des Landes veranlaßte neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern ſo anſtößig, als dieſes, welches Fremdlinge von Bedienungen ausſchließt, und keines hatten ſie eifriger zu untergraben geſucht.[2]) Italien, beide Indien, und alle Provinzen dieſer ungeheuern Monarchie waren ihrer Habſucht und ihrem Ehrgeize geöffnet; nur von der reichſten unter allen ſchloß ſie ein unerbittliches Grundgeſetz aus. Man überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in dieſen Ländern nie würde befeſtigt werden können, ſo lange ſie ſich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen durfte. Schon der Biſchof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt ſollte auch der Graf von Feria, ein Kaſtilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber dieſe Unternehmung fand einen herzhaftern Widerſtand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten laſſen, und ſeine deſpotiſche Allmacht ſcheiterte diesmal an den Künſten Wilhelms von Oranien und der Feſtigkeit der Staaten.[3])

1) Burgund. L. I. p. 37. 39. 40. Reidan. L. I. p. 1. Meteren. 1. Thl. 1. Buch 47.
2) Reidan. L. I. p. 1.
3) Grot. Annal. L. 1. p. 13.

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden ſeine Regierung an, und dies waren ihre Beſchwerden, als er im Begriffe ſtand, ſie zu verlaſſen. Lange ſchon ſehnte er ſich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo ſo Vieles ſeine Neigungen beleidigte, ſein deſpotiſcher Geiſt an den Geſetzen der Freiheit ſo ungeſtüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich dieſe Entfernung; die Rüſtungen Solimans zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, ſeinen Herrn zu vermiſſen. Die Wahl eines oberſten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beſchäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte ſeit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn dieſe Stelle bekleidet, welche aber, ſo lange der König in den Niederlanden ſelbſt anweſend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abweſenheit machte ſie zu dem wichtigſten Amte in der Monarchie und dem glänzendſten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur ſtrebrn konnte. Jetzt ſtand ſie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambreſis wieder in den Beſitz ſeiner Lande geſetzt hatte. Die beinahe unumſchränkte Gewalt, welche dem Oberſtatthalter verliehen werden mußte, die Fähigkeiten und Kenntniſſe, die ein ſo ausgedehnter und delikater Poſten erfordete, vorzüglich aber die gewagten Anſchläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhangen ſollte, mußte nothwendig dieſe Wahl erſchwern. Das Geſetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberſtatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig ſeyn kann, ſo iſt es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eiferſucht eines Brabanters würde einem Flamander, der eine halbe Meile von ſeiner Grenze zu Hauſe ware, kein größeres Recht dazu einraumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber ſchien der Vortheil der Krone ſelbſt einen niederländiſchen Bürger zu begünſtigen. Ein gebornr Brabanter, zum Beiſpiel, deſſen Vaterland ſich mit uneingeſchränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich ſchon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über ſeine geringfügigſten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Abſichten durchgeſetzt, ſo war die Widerſetzung der übrigen eine Kühnheit, die ſie auf das ſtrengſte zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinſchaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfaſſungen gleichſam untergegangen; der Gehorſam einer einzigen war ein Geſetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wußte, war für alle Andere verloren.

Unter den niederländiſchen Großen, die auf die Oberſtatthalterſchaft Anſpruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünſche der Nation zwiſchen dem Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienſte dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu dieſem Poſten willkommen waren. Beide hatte

ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so mußte es nothwendig auf Ein n von diesen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennmüssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem geboenen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den kunftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, wurdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschaften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging. Ihm allein war es erloubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errothete sogar nicht, einmal offentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschlage gebe, die seiner eigenen Klugheit wurden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen franzosischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzugliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hat, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehorte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschaftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nieermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Fruchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufalle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehorte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirne beim Weine, den ihm frohlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prachtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demuthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schatze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhohte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschworung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchbringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kuhne Berechnungen die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuch-

teten und freien Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischen Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hatte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stond, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brochte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnaturlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verdesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen hobe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen kennen, daß ihn keine einzige ganz gehadt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die sponische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht. [1])

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrouens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrich des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlog erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem Könige von Spanien in die Hände. [1]) Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hotten, wo der größte der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versoumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staotsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edeln Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkommling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oestreich ermüdet hotte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschoft über Holland verwaltet. Egmonts Vermöhlung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Grovelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfullte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstond und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grozie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsatze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Tugend und Laster keine Vermittelung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staats-

1) Strad. Dec. I, l., I. p. 21. und I., III. p. 55 sq. Grot. Annal. l., I. p. 7. Reidan. l., III. 59. Meurs. Guill. Auriac. l., I. p. 2 sq. Burg. 65. 66.

1) Strada, Dec. I. l., III. p. 66. Thuan. l. 1610. Reidan. l., I, p. 2.

mann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tollkreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen. [1])

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu seyn. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Oranien, und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben. Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für Einen von Beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht unterstützten, waren es was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den Geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe Beide, weil er keinen vorziehen möge. [2])

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Lothringen, und Muhme des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Adel und dem Prinzen von Oranien willkommen war. [1])

1) Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23. und D. III. 84.

2) Strad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.

1) Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. 1. L. I. 24. 25.

Margaretha von Parma,

Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem Könige aus dem entlegnen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margarethe war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländischen Fräulein Vangeest 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie Anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, das Geheimniß ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaisertochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie Alexandern von Medicis, dem neuen Herzoge von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermahlung auch wirklich, nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahre einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum dritten Male muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farnese, ein dreizehnjähriger Prinz und Repote Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Person die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautschatz, und Margaretha wird, durch ein seltsames Schicksal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispiele ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche

Jägerin, und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, daß sie alle Strapazen dieser Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig Grazie, daß man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Grenzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Diese so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewissenrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bußübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das Schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tische, wie eine Magd, bediente, und mit reichen Geschenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als diesen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König, vor allen ihren Nebenbuhlern, gab; oder seine Vorliebe für sie wurde zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt, und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigenthümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt, und nachher in der italienischen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehrern Jahren an weibliche Regierungen gewohnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog van Parma, dem er dama's eine Bitte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfangen, und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitbewerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung ahnete, die in dem schwankenden Gemüthe dieser Fürstin für sie bereitet lag. [1]

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, so bald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanktion und gesetzmäßige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er elf neue Ritter des goldnen Vließes, ließ seine Schwester auf einem Stuhle neben sich niedersitzen, und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die angelegten Steuern, und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf diesem Reichstage in Bewegung, und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade für's Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal auf's Ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Kriegs zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigung verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rathe gezogen, und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sey. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren, und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst, zu gehorchen. Sollten, schloß er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den Prinzen Karl, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residiren sollte. [1]

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volke, meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibeskonstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, würden sich die Flämänger zu einem Joche verstehen, worunter sich Spanier vielleicht geduldig beugten, und,

1) Burgund. L. I. 23 sq. Strad. Dec. I. L. I. 24 bis 30. Meteren. II. B. 61. Recueil et Memorial des Troubles des Pays-Bas (autore Hoppero) L. II. Vita Vigl. 18. 19.

1) Burg. L. I. 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. Strad. L. I. 32.

wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeußerste wagen. Diese Vorstellung unterstützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernstlich auf Milderung jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Lieber nicht herrschen, war seine Antwort, als über Ketzer. [1])

Nach einer Einrichtung, die schon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberstatthalterin drei Rathsversammlungen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der Reichsgeschäfte theilten. So lange Philipp selbst in den Niederlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erste von ihnen, der Staatsrath, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrathe, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, saßen der Bischof von Arras, der Prinz von Oranien, der Graf von Egmont, der Präsident des geheimen Raths, Viglius von Zuichem, von Aytta, und der Graf von Barlaimont, Präsident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vließes, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der schon durch Karl den Fünften dem geheimen Rathe in Brüssel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beschäftigte sich mit dem Gerichtwesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes; und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, mit der Grafschaft Burgund, der Prinz von Oranien; der Graf von Aremberg Ostfriesland, Oberyssel und Groningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Barlaimont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chatrau-Cambresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Tournay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unsrer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, dem der Graf von Megen in der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter der Vließes und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Herkommen gemäß, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitze erwählte. Die Einsetzung des Prinzen von Oranien in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Konstitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Löndereien, die er in den Provinzen zerstreut besaß, oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine Gesinnungen, ersetzten an wirklichem Anspruche, was ihm an einem zufälligen abging. [2])

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, auch der Herzog von Arschot, die Grafen von Hoogstraten, Bossu, Roeux und Brederode den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebenzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu größern Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet. [3]) Außer ihr sollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienste, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche so viel Beschwerde geführt wurde, standen unter zwei spanischen Anführern, Mendoza und Romeo, und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Großen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Oranien oben an. So tief schon damals der Haß gegen diese beiden, und gegen den Letztern besonders, bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentliche Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war, und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Beider Güter wurden steuerfrei erklärt, [4]) die einträglichsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war, wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wa er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn insgeheim desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühnen Anschlagen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwischen ihm und einer Prinzessin dieses Hauses zu Stande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war; eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat. [4]) Der Haß gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborne Verstellungskunst, und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten gänzlich verkennen. Als er zu Vließingen an Bord ging, und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er sich so weit, den

1) Bentivogl. Libr. I. p. 10.

1) Meteren. I. Buch I. Buch 46. Burgund. L. I. p. 7. 25. 30. 34. Strad. L. I. 20 sq. A. G. d. v. N. III. 21.

2) Burgund. L. I. 26. Strad. L. I. 21 sq. Hopper. 18. 19 folgend. Thuan. T. II. 489.

3) Wie auch des Grafen von Hoorn. A. G. d. v. Niederlande. III. B. 8.

4) Watson. T. I. 137.

Prinzen rauh anzulassen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den rechtmäßigsten Beweggründen gethan. Nein, sagte Philipp, indem er seine Hand ergriff, und sie heftig schuttelte, nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz stand verstummt, und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise, und ging nach der Stadt zurück. [1]) So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks langst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entrissen hat.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch so gnädig entließ. Die gesetzmäßige Form eines Reichstags, diese Willfahrigkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefalligkeit, die wichtigsten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrathe wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, deren sich seine Großmuth in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistande, wo möglich, die große Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, daß er sich ihnen durch kleinere Opfer gefallig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Handen er sie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglucklichen Volke zugedacht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederlandischen Adel mehr geschmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geschichtschreiber Strada, der von Allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eigenen Papieren unterrichtet seyn konnte, *) hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heißt es darin unter Anderm, daß die Räthe durch Faktionen getheilt, oder was noch weit schlimmer ware, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerustet und mit einander verschworen seyen, so sollte sie die ganze Rathsversammlung aufheben, und in einem engern Ausschusse eigenmachtig uber den streitigen Artikel verfugen. In diesem engern Ausschusse, den man die Konsulata nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Barlaimont. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Falle eine rasche Entschließung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen, und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhaltnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Horer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander sturmen, kann selten ein Rathschluß mit derjenigen Nuchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichen Menge mehr beschränkte als erleuchtete Kopfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ausubung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung gestimmt hatten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhond behalten, eben so bereitwillig zu befordern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen waren. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Unwissenheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern, und bei der Stimmengebung eine großere Freiheit einführen. [1])

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen konnen, so lang er die Obergewalt im Staatsrathe und den Gehorsam der Provinzen in den Handen des verdächtigen Adels wußte; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen, und sich zugleich der Statthalterin zu versichern; unterwarf er sich selbst, und in ihr alle Rechtsangelegenheiten, der hohern Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orakel der Majestat, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wußte, konnte er in Segovien schlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo, in Biscaya, gerettet ans Land stieg, und seine finstere Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abscheuliches Gelubde. In die Hande eines Priesters und eines Weibes war das gefahrliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwunschungen seines Volks. *)

1) Vie et Généalogie de Guillaume I, prince d'Orange.
2) Strad. I. II. 49. und I. I. 31.

1) Strad. Dec. I. I. I. 51.
2) Allg. Geschichte d. v. Niederlande. III. Band. 27. 28.

Zweites Buch.

Kardinal Granvella.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Kardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr

1516 zu Besançon, in der Grafschaft Burgund, geboren. Sein Vater, Nikolaus Perenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm, und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinette des Kaisers, bekleidete die Würde eines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen, und erwarb sich ein großes Vermögen.[1]) Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigne Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Obergewalt über zwei Könige gab.*) Karl bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifalle seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterstücke seines politischen Genies, von der Gnade eines Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Admiral von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lastragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretäre zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trägen Geiste entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern beizeiten zu machen, verstand Granvella: so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte Philipp der Zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniß der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben gesammelt und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser Letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsamen schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen, und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit des königlichen Hauses kam, so lange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zuziehung Granvella's zu Stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben so wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Kreaturen verschenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er das Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süße Bewußtseyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, mußte er sorgfältig vor dem argwohnischen Blicke des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigenthümlich besaß, um sie von der Großmuth des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieser, fließen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten.[1]) We-

1) Meteren 60. Strad. 47.
2) A. Gesch. d. v. Niederlande. II. Bd. 526.

1) Strada. 65.

niger Staatsmann, als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen, und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit in's Grab. Er hatte mit trevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterdlichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte Granvella seinen Herrn, und dreimal gelong es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegrundeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrentheils, selbst wenn sie in Einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augusts und Tiders herschreiben soll. Wenn die Statthalterin in's Gedrange kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr, ose von Stunde zu Stunde, gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und sich im Nothfalle mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bold war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nahern, aber durchaus keine fur Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andere Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der koniglichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hullte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar, weil er selbst ihm donn unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene niedere Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Gluck durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen enblich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten, und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist. [1])

(1559.) Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefurchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arme eines Unterthans, woran selbst die Majestat mit ihren machtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühte das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glucke des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des außern Anblicks tauschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schooße loderte die gefahrlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lusternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten, und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen, zu prufen. Dieser fanatische Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschatzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Burger in tollkühne Emporer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; enthaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatze machten, hatten eine gewisse Lieepz eingeführt, und das Recht des Startern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefullt: tauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herübrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zartern Faden der Sittlichkeit zerrissen, und dem Charakter der Nation eine unnaturliche Harte gegeben.

Dennoch wurde die Emporung nur schüchtern und still om Boden gekrochen seyn, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunben, woran sie furchtbar emporstieg. Karl der Fünfte hatte die niederlandischen Großen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz bnrch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloß. Im letzten französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermißten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und außer ihrem Vaterlande wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl der Funfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit;

1) Strad. Dec. I. I., II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

und die zügellosen Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicher Weise in den Beschwerden des Vaterlandes einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neuern Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer sunften betrugen; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmant vergaßen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel dlaßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers in's Licht stellte. In dem Extreme, wahin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hande geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Kalvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung, und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen. [1])

Diese gefahrliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksale dieses Reichs kannte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und der Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Aehnliche Zufalle hatten unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampfe, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfließt im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobnes Meer, bis hieher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Unterthanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiß sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln dreitet, und die leiseste Erschütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die, durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mußten allen Volkern geöffnet seyn, weil sie von allen Volkern lebten. Kannte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen. [1])

So fand Granvella die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einformigkeit des Papstthums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen, und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte hinreichend zu seyn, der ketzerischen Ansteckung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Gerichtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den frühern Zeiten, wa die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genaß, und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese Form der Hierarchie unverandert gelassen, welche außerdem, durch die besondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkur ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebenzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzstiftern von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Rausche eines üppigen Lebens wieder verlaren. Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Lander, und Maximilian hatte schon zu viele Kampfe mit den Ständen, um auch nach diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung untersagte Karl dem Fünften die Ausfuhrung dieses weitlaufigen Plans, welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermachtniß aller dieser Fursten übernahm. [2]) Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wa die dringende Noth der Kirche diese Neuerung entschuldigen, und die Muße des Friedens ihre Ausfuhrung begunstigen konnte. Mit der ungeheuren Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europens in den niederländischen Städten zusammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beaufsichtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischofe so gering war, so mußten sich ihre Distrikte nothwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen seyn.

1) Vita Vigl. T. II. vid. Recueil des Troubles des Pays-Bas. p. Hopper. 22. Strad. 47.

1) Strad. L. III. 71. 72. 73.
2) Burgund. 45. Strad. 22.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Koln und Rheims in den Niederlanden ausubten, war schon langst ein Anstoß fur die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, so lange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Handen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhanger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel, als die Bischofe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussetzen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam, und ihm selbst das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkunfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Aebten und Monchen entrissen werden, und diese machten einen ansehnlichen Theil der Reichsstande aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Protestanten zu furchten hatte, die nicht ermangelt haben wurden, auf dem Reichstag verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das Heimlichste betrieben. Franz Sonnoi, ein Priester aus der Stadt Lowen, Granvella's unterrichtete Kreatur, tritt vor Paul den Vierten, und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seyen, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fahrt er fort, im unmäßigen Genuß der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlassigt, und die Ketzer kommen auf. Diesem Uebel zu steuern, muß der romische Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fallt nicht schwer, den romischen Bischof zu einer Neuerung zu vermogen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte setzt ein Gericht von sieben Kardinalen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathschlagen mussen; das Geschaft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger, Pius der Vierte. [1]) Die willkommene Botschaft erreicht den Konig noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefahrlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bisthümern sind dreizehn neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischoflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brugges, Ypern und Ruhremonde, stehen unter dem Erzstifte zu Mecheln; funf andere, Harlem, Middelburg, Leuwarden, Deventer und Groningen, unter dem Erzstifte von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Turnay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitte mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen, und, nebst mehrern reichen Abteien, Granvella's Belohnung. Die Einkunfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Kloster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischofliche Würde, die mit dem Besitze ihrer Kloster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstage beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthume sind zugleich neun Prabenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischofe von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischofe und Bischöfe nach Willkür ein- oder abzusetzen, und der romische Stuhl gibt nur die Genehmigung. [2])

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifalle aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beforderlich, und zur Sittenverbesserung der Monche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhaltnisse der Zeit die verhaßteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Konstitution, schreit man, ist unter die Fuße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatsversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstarkt, und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und burgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Guter und Einschrankung ihrer Distrikte; die Aebte und Monche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafur strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem Alles für einen kleinen Eigennutz kampft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen. [3])

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbriefe des fröhlichen Einzugs vorbehalten, Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Lowen selbst, daß in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sey. Durch Einfuhrung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, wußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien politischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des

1) Burgund. 46. Meteren 57. Vigl. Vit. T. I. 51.

1) Burg. 49, 50. Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I. 8 Grot. 15. Vit. Vigl. 31. Strad. 23. Reid. 6. Hopper Recueil des Troubles des Pays-Bas in Vit. Vigl. T. II. 23. 28.

2) Grotius 15 sq. Vita Vigl. T. II. 28 sq

römischen Stuhls, und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdies als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte. [1]) Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Auflaurer der Krone, Jedem furchterlich machten. „Wer," hieß es, „wird es kunftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlamente zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beisein gegen die rauberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hulfsquellen der Provinzen ausspüren, und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Hoflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen und der Eigennutz ihrer Gonner wird ihre gedungenen Stimmen leiten." „Welche Gewaltthätigkeit," fuhren die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhohnen, und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armuth ihren stolzen Pomp zu verherrlichen!" Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu geniesen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter. [2])

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durcheinanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabanter sich von der Regentin einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hatten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Granvella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhalt," ließ er sich im Staatsrathe verlauten, „wird hoffentlich einsehen, daß er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt." [3]) Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem romischen und spanischen Hofe in Rom verzogerte, gab den Mißvergnugten Raum, sich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz insgeheim fertigten die Staaten von Brabant einen außerordentlichen Botschafter an Pius den Vierten ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen von Oranien versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkenne, hieß es darin, daß die Absicht des Monarchen die beste, und die Einsetzung der neuen Bischofe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr ersprießlich sey; davon aber konne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seyen die grundlosesten Gerüchte eben so gefahrlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentin noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erdolet die Stadt Antwerpen so viel, daß sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Konigs, wie es hieß, mit ihrem Bischof verschont bleiben sollte. [1])

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruche. Es ist ein merkwurdiger Beweis, wie weit damals der Haß gegen die Inquisition, und die Eintracht der niederlandischen Stadte gegangen ist, daß sie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten mußte, als jenes verhaßte Gericht durch ihre Beistimmung besordern, und dem Vortheile des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rühremonde und Leuwarden setzten sich standhaft entgegen und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Harlem, St. Omer und Middelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischofen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als Granvella in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumphe mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, uber die er gehalten wurde.)

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine ungluckliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und mißtrauisch machte; und doch wollte er sich nicht gern dieses machtigen Beistandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn Alles haßte, und bei einem Auftrage, wo ihm Alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sah sich die Regentin durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem Konige ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmüthig erklart, daß man sie nimmermehr dazu vermogen würde, der Regierung die verlangten außerordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes ware bei Weitem dringender, als eines Uebrfalls der franzosischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Emporung entstünde, so waren diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun,

1) Abt von Affligem.
2) Burgundius 55. 56. Vita Vigl. T. II. 21. Strad. 35.
3) Strad. III. 80. 81.

1) Burgund. 60. 61. Meteren 69. Vita Vigl. T. II. 29. 30. Strad. III. 79. Thuan. II. 483.
2) Vita Vigl. T. II. Recueil des Troubles des Pays-Bas p. Hopper. 24.

und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Doch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentin wurden noch fruchtlos geblieben seyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hatte, diese Truppen im mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft, und das Jubelgeschrei (1561) aller Provinzen begleitete ihre Segel. [1])

Unterdessen herrschte Granvella beinahe unumschränkt in dem Staatsrathe. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterin selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewußt, daß ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt. [2]) Selten geschah es, daß man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte Viglius Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, daß diese Briefwechsel nach Spanien die Blöße des Staats, oder die Besorgnisse der Statthalterin sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gerne unterrichten wollte, in deren Treue ein Mißtrauen zu setzen war. Trug es sich zu, daß die Parteien dem Minister überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden. [3]) Den Grafen Barlaimont, den Präsidenten Viglius und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senate, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Werthe, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, daß Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souverainer Fürsten so äußerst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines Plebejers mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte Granvella persönlich beleidigt. Dem Prinzen von Oranien war es nicht unbekannt, daß er seine Heirath mit der Prinzessin von Lothringen hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzessin von Sachsen rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen von Hoorn hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zutphen entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf von Egmont für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiß, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; Wilhelm von Oranien war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstands hinweggerückt glaubte, so hintergieng ihn hier doch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte, bei damaliger Stellung der Dinge, eine schlimmere Maßregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn sehr an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nöthigte ihn selbst, Patriot zu seyn, und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen, und seine Maßregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und seine Verwaltung dem Spotte Preis zu geben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Burgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der Edeln hervorlockten. [4])

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt schon nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus Einem Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf den Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehn des Papstes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablaß gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Sbirren zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete schaarenweise die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie

1) Strad. 61. 62. 63.
2) Meteren 61. Burgund. 39.
3) Meteren 61.

Grot. 8 — 14. Strad. 51.

auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Kalvinist, Namens Launoi, stand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben, und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel schaarenweise mit sich dahin, und warf den Zunder der Empörung in ihre Gemüther. Das Nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen, und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von einem Geheimnisse hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl errathen lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrte? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit herausgezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günstigern Zeitpunkte entgegen sahen, es laut zu thun? [1])

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentin auf's Aeußerste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edikte, das Bedürfniß des erschöpften Schatzes, welches sie nöthigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Grenze, vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehl von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedrängnisse des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines eigenen Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigenthum fremden Bedürfnissen aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrathe den königlichen Willen, wo sie von Seiten des Adels den heftigsten Widerstand findet. Die Zeit, erklären Graf Egmont und Prinz von Oranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr als jemals, die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt, sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder müßig zugesehn; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieser Meinung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin selbst, wie der Minister, müssen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vortheil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen, und sich selbst, ohne Beistand, in einem aufrührerischen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels überliefern? Indem die Regierung zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entscheidendes zu beschließen wagt, steht Wilhelm von Oranien auf, und bringt in Vorschlag, die Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnert die Herzogin, die Berathschlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung," schreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugibt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischofe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigte der Städte durch die Künste des Prinzen von Oranien geleitet werden, und die Mißvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben." Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Absendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königin Mutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkte noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Prooinzen und die Ritter des goldenen Vließes zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung eroffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur

1) Burgund. 53. 54. 55. Strad. L. III. 75. 76. 77. Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I. 25.

Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Oranien in seinem Pallaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen, und gemeinschaftlich die Maßregeln zu bestimmen, wornach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müsse. Viele stimmten diesem Vorschlage bei, nur Barlaimont, mit einigen wenigen Anhängern des Karninals Granvella, hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone zu reden. „Ihnen," erklärte er, „gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sey eine gesetzwidrige, strafbare Anmaßung, deren er sich nicht schuldig machen wolle;" eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte. [1]) Die Statthalterin, durch den Grafen von Barlaimont von diesem Vorfalle unterrichtet, wußte die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, so geschickt zu beschäftigen, daß sie zu fernern Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, daß Florenz von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien thun sollte, um den König von dem jetzigen Zustande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen von Oranien und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämischen Botschafter schmeichelte man in Madrid mit leeren Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Gesinnungen für die Niederlande; der Regentin ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften. [2])

Eifersucht, Privatvortheil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. So lange sich der Graf von Egmont und der Prinz von Oranien um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß sie auf den verschiedenen Wegen, welche Jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander stießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; beide trafen sich wieder in der Republik, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander eben so bald wieder. Jeder war dem andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniß knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie getungen seyn würde. [3]) Aber auf eben diese Ungleichheit der Gemüther gründete die Regentin ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese Beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Neid und das Mißtrauen der Uebrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Oranien einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem Letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den Letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Biskava geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. Hoorns unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen Oraniens und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht fur alle drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdessen war auch Montigny von seiner Gesandtschaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrathe die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz von Oranien hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen, und weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche Granvella ihm und seinen Freunden bei dem Könige leistete, und die verhaßten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, so lange der Minister nicht vom Ruder der Regierung verteieben war, und dieses Unternehmen, so verwegen und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister formlich darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog von Arschot, dem dieser Vorschlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Oranien keine Gesetze anzunehmen gesonnen sey; daß er sich über Granvella nicht zu beschweren habe, und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält Oranien von dem Grafen von Aremberg. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter den Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrage zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drei unterzeichnen ihn. [1]) (1563.)

Granvella erscheint darin als der erste Urhe-

1) Burgund. 63. 65. Vita Vigl. T. II. 25. 26. Strada 82.
2) Strada L. III. 83.
3) Burgund. 45. Strad. 83. 84.

1) Strad. 85. 86.

dee aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sey, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzen sie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sey, als dem Kardinal Granvella, in diesen Landern zu erhalten. [1])

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile voranschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbestimmt. „Der König," enthielt sie, "wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Bloß die natürliche Billigkeit verlange, daß die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabstiegen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu thun, so möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden. [2]) Außer diesem Briefe, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eigenes Handschreiben von dem Könige, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sey. Auch der Regentin wird auf das Pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen Dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle Drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Oraniens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war. [3])

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig befremdet," schrieben sie, „daß Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustand seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seyen sie auf das Vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen, und um Granvella's willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu seyn, dem Senate beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, und wo sie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schließlich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden. [1]) Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen von Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, „man werde ihre Vorstellungen in Ueberlegung nehmen; indessen ersuche man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu besuchen."

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt sey, ihr Gesuch stattfinden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrathe weg, und verließen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmäßig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten Allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmuth dieses Priesters zu martern, und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, sobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verläumdung, die aus das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die große Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzufreigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Uebung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu

1) Burg. L. I. 67. Hopper. 30. Strad. 87. Thuan. Pars II. 489.
2) Vit. Vigl. T. II. 32. 33 Grot. 16. Burg. 68.
3) Strada 88.

3) Vit. Vigl. T. II. 34. 35.

jedem Drangſale ſeinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltſam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein aller ſeiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majeſtät nur mit ſchwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen ſollte, durch lauter treuloſe Glieder verbunden, lauter Menſchen, deren höchſter Gewinn es war, ſeine Handlungen zu verfälſchen, einem Weibe endlich an die Seite geſetzt, das die Laſt des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — ſo ſtand er, bloßgeſtellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteiſucht, dem Neide, und allen Leidenſchaften eines zügelloſen, aufgelöſten Volks. Es iſt merkwürdig, daß der Haß, den er auf ſich lud, die Verſchuldungen weit überſchreitet, die man ihm zur Laſt legen konnte, daß es ſeinen Anklägern ſchwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsſpruch zu rechtfertigen, den ſie im Allgemeinen über ihn fällten. Vor und nach ihm riß der Fanatismus ſeine Schlachtopfer zum Altare, vor und nach ihm floß Bürgerblut, wurden Menſchenrechte verſpottet und Elende gemacht. Unter Karl dem Fünften hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher ſchmerzen ſollen — unter dem Herzoge von Alba wurde ſie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, daß Granvella's Verwaltung, gegen die ſeines Nachfolgers, noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, daß ſein Zeitalter den Grad perſönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken laſſen, die es ſich gegen ſeinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit ſeiner Geburt im Glanze hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabenern Stand vielleicht dem Muthwillen ſeiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentin durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewußt; aber eben dieſe Würde, die ihn mit dem römiſchen Hofe näher verknüpfte, machte ihn deſto mehr zum Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüſſel, und eine anſtößige verhaßte Tracht, welche gleichſam die Beweggründe öffentlich ausſtellte, aus denen er in's Künftige handeln würde. Nicht ſein ehrwürdiger Rang, der allein oft den ſchändlichſten Böſewicht heiligt, nicht ſein erhabener Poſten, nicht ſeine Achtung gebietenden Talente, ſelbſt nicht einmal ſeine ſchreckliche Allmacht, die täglich in ſo blutigen Proben ſich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter ſchützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in ſeinem Beiſpiele unnatürlich vermengt. [4]) Verhaßte Gerüchte drandmarkten ſeine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderiſche Anſchläge auf das Leben Egmonts und Oraniens an; das Unglaublichſte fand Glauben; das Ungeheuerſte, wenn es ihm galt, oder von ihm ſtammen ſollte, überraſchte nicht mehr. Die Nation hatte ſchon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widerſprechendſten Empfindungen ſich gatten, und die ſeinern Grenzſcheiden des Anſtands und ſittlichen Gefühls hinweggerückt ſind. Dieſer Glaube an außerordentliche Verbrechen iſt beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erſcheinung.

Aber eben das ſeltſame Schickſal dieſes Mannes führt zugleich etwas Großes, etwas Erhabenes mit ſich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die, von keinem Schimmer beſtochen, durch keine Furcht in Schrecken gehalten, ſtandhaft, unerbittlich und ohne Verabredung einſtimmig, das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltſame Einſetzung dieſes Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein ſahen wir ihn, gleich einen fremden, feindſeligen Körper, über die Fläche ſchweben, die ihn zu empfangen verſchmäht. Selbſt die ſtarke Hand des Monarchen, der ſein Freund und ſein Beſchützer iſt, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beſchloſſen hat, ihn von ſich zu ſtoßen. Ihre Stimme iſt ſo furchtbar, daß ſelbſt der Eigennutz auf ſeine gewiſſe Beute Verzicht thut, daß ſeine Wohlthaten geflohen werden wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem anſteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt ſich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, ſeine Anhänger meiden ihn, ſeine Freunde verſtummen. So fürchterlich rächte das Volk ſeine Edeln, und ſeine beleidigte Majeſtät an dem größten Monarchen der Erde.

Die Geſchichte hat dieſes merkwürdige Beiſpiel nur ein einziges Mal in dem Kardinal Mazarin wiederholt; aber es war, nach dem Geiſte beider Zeiten und Nationen, verſchieden. Beide konnte die höchſte Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand ſich erleichtert, wenn es über ſeinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes ſah ſich aus einem langen Zuſtande der Knechtſchaft unter Richelieu's Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit verſetzt; dieſe traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtſchaft hinüber; es war natürlich, daß die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländiſchen Unruhen in republikaniſche Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufſtand der Pariſer war die Geburt der Armuth, ausgelaſſen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und edel, wie die Quelle, woraus er ſtammte. Das Murren der Niederlande war die ſtolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeiſterten jene, dieſe Rache, Eigenthum, Leben und Religion. Mazarins Triebfeder war Habſucht, Granvella's Herrſchſucht. Jener war menſchlich und ſanft; dieſer hart, gebieteriſch, grauſam. Der franzöſiſche Miniſter ſuchte in der Zuneigung ſeiner Königin eine Zuflucht vor dem Haß der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländiſche Miniſter forderte den Haß einer ganzen Nation heraus, um einem einzigen zu gefallen.

1) Der Adel ließ, auf die Angabe des Grafen von Egmont ſeine Bedienten eine gemeinſchaftliche Livree tragen, auf welche eine Narrenkappe geſtickt war. Ganz Brüſſel legte ſie für den Kardinalshut aus, und jede Erſcheinung eines ſolchen Bedienten erneuerte das Gelächter; dieſe Narrenkappe wurde nachher, weil ſie dem Hofe anſtößig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein ſehr ernſthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrſcheinlich ſeine Entſtehung gegeben. Vgl. T. II. 35. Thuan. 189. Das Anſehen des Kardinals ſank endlich ſo weit herab, daß man ihm öffentlich einen ſatiriſchen Kupferſtich in die Hand ſteckte, auf welchem er, über einem Haufen Eier ſitzend, vorgeſtellt war, woraus Biſchöfe hervorkrochen. Ueber ihm ſchwebte ein Teufel mit der Handſchrift: Dieſer iſt mein Sohn, den ſollt ihr hören! A. E. d. v. N. III. 40.

1) Hopper. l. l. 35.

Gegen Mazarin waren nur Parteien und der Pödel, den sie waffneten; gegen Granvella die Nation. Unter jenem versuchte das Parlament eine Mocht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmaßige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Konigreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen; aber anstatt daß die Erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trochteten, um selbst on seine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle selbst vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch ganz besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hofe der Regevtin zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über seine Gewalt mußten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, daß der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder daß sein langeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel, hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hotte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen wor, sie zu bedecken. Bei dieser so nochtheiligen Stimmung für den Kordinol fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wußten. „Man wundre sich sehr," sagte ihr unter andern Grof von Egmont, „daß der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmol ein Niederländer sey, und von dem mon olso wisse, daß seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Lander nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthonen konnt leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefollen, den seine Gedurt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschopfe des römischen Hofes mochte. Ihm allein, setzte der Graf hinzu, hade Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sey; künftighin aber wurde er diese Sorge der Statthalterin überlassen, und sie hiemit gewarnt hoden." Weil sich der gröste Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert kotte, und die Einöde im Senate ließ seine hochmüthige Herrschaft in ihrer gonzen Widrigkeit sehen. Die Regentin empfond jetzt, daß sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblicke an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Sekretär, Thomos Armenteros, nach Sponien ab, um den König über alle Verhältnisse des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen, und auf diese Art den Entschluß zu seiner Verbannung in ihm seldst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hotte Armenteros Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Johre, die Meinung Philipps von seinem Minister, in seinem Gemüthe nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der Stoatsklugheit und seinem Vortheile zu Rathe, bis endlich Gronvella seldst seinem zaubernden Vorsatze zu Hülfe kam, und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgehen zu können furchtete. Wos der Abscheu der gonzen niederlandischen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringschätzigen Betrogen des Adels gelungen; er war einer Gewolt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neide als der Schande bloßstellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt hoben, für sein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter dem Nomen eines Geschenks, als eines Befehls, von dem Könige empfangen, und einen Fall dem nicht mehr zu entfliehen war, noch dem Beispiele jener Römer, mit Anstand thun. Philipp selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr später in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht wor seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sey. Wenige Tage noch Armenteros Zurückkunft sah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entwichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloß um seine Person, seine Schwelle wurde verlossen, er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Lasterung, die ihn wahrend seiner gonzen Verwaltung mißhandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblick nicht, wo er sie aufgob. Kurz vorher, ehe er sein Amt niederlegte, untersteht mon sich zu behaupten, soll er eine Aussohnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünscht, und sich sogor erdoten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knien Abbitte zu thun. [1]) Es ist klein und verächtlich, dos Gedachtniß eines außerordentlichen Monnes mit einer solchen Nachrede zu besudeln; aber es ist noch verachtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf sich dem königlichen Befehle mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate verher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geschrieben, doß er ihm, im Falle er die Niederlande wurde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es rathsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederlandischen Gro-

1) Reidan, 4.

ßen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte Granvella's Gesuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde; denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterlande, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Kardinal gab seinem Auszuge aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, sich im Senate zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterin selbst scheint ungewiß gewesen zu seyn, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte, denn sie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. Granvella selbst suchte in seinem Briefwechsel mit Barlaimont und Viglius dieses Gerücht zu unterhalten, und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterlande verjagte.

Nachdem Pius der Vierte gestorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönige von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag, und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zweiundsechzig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finsteres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens, und einem lästigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichts desto weniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens, und im Vollgenusse seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen hatte. [1]

1) Strad. Dec. I, L. III. IV. p. 88. — 98.

Der Staatsrath.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzuge des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die mißvergnügten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein, und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit doppeltem Eifer, um keiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war groß um die Herzogin. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Eintracht unter allen drei Kurien, das beste Verständniß zwischen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war Alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinn und Stolze durch Vertrauen und Willfahrigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen gewesen war. Der große Kredit des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das Nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimniß ab, das sich auf dem deutschen Reichstage so oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müsse, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie selbst sah sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiß des Adels erleichterte ihr die Last der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demuth ließ sie die ganze Süßigkeit ihrer Herrschaft empfinden. [1]

(1564) Granvella war zu Boden geworfen, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückließ. Der Haß glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Oranisch- und Königlich-Gesinnten, der Patrioten und Kardinalisten führten noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Aytta, Präsident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senate, und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehemals geleitet hat, war einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theolog und Peiester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich Erasmus von Rotterdam befand, mit

1) Hopper. 38. Burg. 78. 79. Strad. 93. 98. Grol. 17.

öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert, und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken. [1]) Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der Vorzüglichsten einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er sein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Ministers Granvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Gonners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen, und die eifrigste Anhanglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden. [2])

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker; ein erfahrner Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahns, wie sein Freund, Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie, wie sein Vorganger, Granvella, seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühnern Leitung seines eigenen Verstandes zu folgen, vertrante er sich lieber dem bequemern Pfade des Gewissens an; eine Sache war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rathe zu Brüssel diente er der Tyranneiz im Parlamente zu London, oder im Senate zu Amsterdam wär' ee vielleicht wie Thomas Morus und Olden Barneveldt gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzraths, dem Grafen Barlaimont. Es ist wenig, was uns die Geschichtschreiber von dem Verdienste und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Größe seines Vorgängers, des Kardinals Granvella, verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatze verschwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz von Oranien, ihn von dem Interesse des Kardinals abzuziehen, und seiner eigenen Partei einzuverleiben. — Beweis genug, daß er einen Werth auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche schlagen fehl, ein Beweis, daß er mit keinem schwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Oranien die Ritter des goldenen Vließes in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluß zu fassen, war Barlaimont der Erste, der die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der Erste, der der Regentin davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zusammenkunft wisse, und Barlaimont stand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, verrathen einen Mann, den weder Beispiel, noch Menschenfurchr versuchen, der mit festem Muthe und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewahlt hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andere als diese zu wählen. [1])

Noch werden unter dem königlichen Anhange zu Brüssel der Herzog von Arschot, die Grafen von Mannsfeld, Megen und Aremberg genannt — alle drei geborne Niederländer, und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um so mehr muß uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden, und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetze der Nothwendigkeit, und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bringen vermochte. Zu wiethschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Großmuth ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen von Oranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestat machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, wel-

1) A. G. d. v. N. II. Theil 503 u. folg.
2) Vita Vigl.

1) Strad. 82. 83. Burgund. 91. 168. Vit. Vigl. 40.

chem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, daß Philipp von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Oranien am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathasse zu ziehen, und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mannsfeld und Megen waren bisher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten, und redlich mit ihm zusammengehalten wie bisher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt am Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbesonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mannsfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer späteren Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich," antwortete der Graf von Mannsfeld seinem Freunde, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehmals der Meinung gewesen bin, daß „das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisi„tion, die Milderung der Edikte und die Entfer„nung des Kardinals Granvella nothwendig „mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch „jetzt gewährt, und die Ursache unserer Klagen „ist gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die „Majestät des Monarchen und das Ansehen der „Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit, ein„zulenken, daß wir dem Könige, wenn er kommt, „mit offener Stirn, ohne Bangigkeit entgegen „gehen können. Ich für meine Person bin vor „seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Muthe „würde ich mich auf seinen Wink in Spanien „stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte „mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage „dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont „dasselbe von sich behaupten könne, aber weise wird „Graf Egmont handeln, wenn er je mehr und „mehr seine Sicherheit befestigt, und den Verdacht „von seinen Handlungen entfernt. Höre ich," heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beher„zigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo „nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht „und der Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum „Opfer zu bringen." [1])

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem größern Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nur erst entsagen zu können, unterlag er der gefahrlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln, und den erloschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Summen versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei; und die Nation ward durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas von Armenteros, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Betheurung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen, und seine Grundsätze durch Wohlwollen aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt noch unbestechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf einem ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Kurien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Viglius ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehemals unter Granvella's Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluß wendeten sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizien werden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen, und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das übrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung dar-

1) Strada 159.

nieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiel der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstuhlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten diese Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsamern Religionsgesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, aber wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelast; durch die Freibriefe, welche man mehreren Protestanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhaßte Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwohnt war, um ihn mit Mäßigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistands beroubt, sahen sich mehr verlacht als gefürchtet. In Brügges ließ der Stadtrath selbst einige ihrer Diener, die sich eines Ketzers bemachtigen wollten, bei Wasser und Brod in's Gefangniß setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemocht hatte, dem heiligen Amte einen Ketzer zu entreißen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeschlagen, welche enthielt, daß sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen. [1])

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Barlaimont den Vorsitz führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelong, ihre Anhänger in diese zwei Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen, und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflonzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz von Oranien des Beistandes der übrigen Staatsräthe zu versichern. „Man nenne sie zwar Senatoren," ließ er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, „aber Andere besitzen die Gewalt. Wenn man „Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, „oder wenn die Rede davon sey, der eindringenden „Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ordnung „zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch „weder den Schotz noch die Gesetze bewachten, „sondern nur die Organe wären, durch welche die „beiden andern Kollegien auf den Staat wirkten. „Und doch würden sie allein der ganzen Reichs„verwaltung gewachsen seyn, die man unnöthiger „Weise unter drei verschiedene Kammern vertheilt „hätte, wenn sie sich nur unter einander verbin„den wollten, dem Staatsrath diese entrissenen „Zweige der Regierung wieder einzuverleiben, „damit eine Seele den ganzen Körper belebe."

Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vließes in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunol zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Presidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes nnheimgestellt seyn sollte. Nun sah man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen wurden; um sie also der Regentin abzunothigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Offizieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückstandigen Sold beunruhigen und im Verweigerungsfolle mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzogerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthume der Ketzerei zu besorgen sey. Nichts unterließ man, ihr von dem zerrütteten Zustande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und Finanzen ein so abschreckendes Gemalde zu geben, daß sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte. [1]) Sie berief alle drei Kurien zusammen, um über die Mittel zu berathschlogen, wie diesen Zerrüttungen zu begegnen sey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umstandliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustande der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen konnte. Viglius, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das Mindeste ohnete, widersprach dieser Meinung. „Das Uebel," sagte er, „worüber man klage, sey allerdings groß „und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sey „es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht ver„waltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil „der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch „sein verächtliches Betragen gegen sie herabwür„dige, und die Statthalter sie nicht genug unter„stützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil „der weltliche Arm die geistlichen Richter im „Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach „dem Beispiele der Edeln die Verehrung gegen „seine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht so„wohl die schlechte Verwaltung der Finanzen, als „vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbe„dürfnisse des Königs haben die Provinzen mit „dieser Schuldenlast beschwert, von welcher billige „Steuern sie noch und nach würden befreien kön„nen. Wenn der Staatsrath seine Indulgenzen, „Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er „die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die „Gesetze mehr achtete, und die Obrigkeit in ihr „voriges Ansehen wieder einsetzte, kurz, wenn nur „die Kollegien und die Statthalter erst ihre Pflich„ten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhoren. Wozu also einen neuen Gesandten nach „Spanien, da noch nichts Neues geschehen sey, um „dieses außerordentliche Mittel zu rechtfertigen? „Bestünde man aber dennoch darauf, so wolle er

1) Hopper. 40. Grot. 17. Vita Vigl. 39. Burg. 80. 87. 88. Strad. 99. 100.

1) Burgund. 92—94. Hopper. 41. Vita Vigl. 5. 87. 88.

„sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegen„setzen; nur bedinge er sich aus, daß der wichtigste „Auftrag des Botschafters alsdann seyn möge, den „König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen.“ [1])

Ueber die Wahl des Botschafters war nur Eine Stimme. Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der Einzige zu seyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen, und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters, leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem König willkommen seyn mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen, und seinem Gesuch eine Hülfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt seyn kann. Egmont selbst wünschte die Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen. [2])

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen, und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen, und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhle, war jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchthum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechzehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profeß zu thun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vortheile gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanftern Wege in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papstthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch übersehene Blößen preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen, und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüsse des Konciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholische Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Kalvinisten zu gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Koncilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte, als er; so sehr ihn der große Einfluß des Papstes auf das Koncilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte, so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Koncils anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrige politische Rücksichten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten abzukündigen. [1])

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländische Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Ansehn der römischen Kirche bei Vielen schon auf's Tiefste gesunken; unter solchen Umständen konnten die gebieterischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Koncils nicht anders als anstößig seyn; aber so sehr konnte Philipp der Zweite seinen Charakter nicht verläugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Gesetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die tridentischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward. [2])

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrathe zu Brüssel. Die Nation, — erklärte Wilhelm von Oranien, — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtentheils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehrern katholischen Fürsten verworfen worden seyen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf Oraniens Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König dereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche,“ sagte er, „hat zu allen Zeiten die „Reinigkeit ihrer Lehre, und die Genauigkeit der „Disciplin, durch solche allgemeine Koncilien erhalten. Den Glaubensirrungen, welche unser Va„terland schon so lange beunruhigen, kann kein „kräftigeres Mittel entgegengesetzt werden, als eben „diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt

1) Burg. 95. 96. Hopper. 11. 43 sq.
2) Strada 103.

1) Hist. d. Philipp II. Watson. T. II. L. V. Thuan. II. 29. 491. 350. Essay sur les Moeurs. T. III. Concile de Trente. Meteren 59. 60.
2) Strada 102.

„dringt. Wenn sie auch hier und da mit den Ge„rechtigkeiten des Bürgers und der Konstitution „im Widerspruche stehen, so ist dies ein Uebel, „dem man durch eine kluge und schonende Hand„habung derselben leicht begegnen kann. Uebrigens „gereicht es unserm Herrn, dem Könige von „Spanien, ja zur Ehre, daß er allein vor allen „Fürsten seiner Zeit nicht gezwungen ist, sein bes„seres Wissen der Nothwendigkeit unterzuordnen, „und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die „das Wohl der Kirche von ihm heischt, und das „Glück seiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht.“ Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstieß, so nahmen Einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstoßigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen, und den Namen der Republik zu diesem Eingriffe in das Konzilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben, und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen war. [1])

1) Watson. T. I. L. VII. 262. Strad. 102. Burg. 115.

Graf Egmont in Spanien.

Dem Könige dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erschöpfung des Schatzes. Auf die persönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung,“ sagte er, „welche „der Präsident von unsern Beschwerden gemacht, „ist weit unter der Wahrheit geblieben. Wie kann „der König die schicklichsten Heilmittel anwenden, „wenn wir ihm die Quellen des Uebels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Ketzer nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, „jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; laßt „uns auch nicht bergen, daß sie die Strafbefehle „verachten, und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit hegen. Wozu also noch diese Zurückhaltung? „Aufrichtig dem Könige gestanden, daß die Republik in diesem Zustande nicht verharren kann. „Der geheime Rath seelisch wird anders urtheilen, dem eben diese allgemeine Zerrüttung willkommen heißt. Denn woher sonst diese schlechte „Verwaltung der Gerechtigkeit, diese allgemeine „Verderbniß der Richterstuhle, als von seiner „Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? „Woher diese Pracht, diese schändliche Ueppigkeit „jener Kreaturen, die wir aus dem Staube haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Beste„chung dazu gekommen sind? Hören wir nicht „täglich von dem Volke, daß kein anderer Schlüssel sie eröffnen könne, als Gold, und beweisen „nicht ihre Trennungen unter einander selbst, wie „schlecht sie von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? Wie können Menschen zum allgemeinen Besten rathen, die das Opfer ihrer „eigenen Leidenschaft sind? Meinen sie etwa, „daß Wir, die Statthalter der Provinzen, dem „Gutbefinden eines infamen Liktors mit unsern „Soldaten zu Gebot stehen sollen! Laßt sie ihren „Indulgenzen und Erlassungen Grenzen setzen, „womit sie gegen diejenigen, denen wir sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand kann „Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu „sündigen, und das allgemeine Uebel durch einen „Beitrag zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat „es niemals gefallen, daß die Geheimnisse des „Staats und die Regierungsgeschäfte sich unter so „viele Kollegien vertheilen. Der Staatsrath reicht „hin für alle; mehrere Patrioten haben dieses „längst schon im stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für „alle Uebel, worüber Klage geführt wird, kein „anderes Gegenmittel weiß, als jene beiden Kammern in dem Staatsrathe aufhören zu lassen. „Dieses ist es, was man von dem Könige zu erhalten suchen muß, oder diese neue Gesandtschaft „ist wiederum ganz zwecklos und unnütz gewesen.“ Und nun theilte der Prinz dem versammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemüthsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens. [2])

Seine Stelle übernahm Joachim Hopper, aus dem geheimen Rathe zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidentenvertrautester und würdigster Freund [2]) Er machte zu Gunsten der Oranischen Partei noch

1) Vit. Vigl. §. 88. 79. Burg. 99—102.

2) Vita Vigl. §. 89. Der nämliche, aus dessen Mémoires ich viele Aufschlüsse über diese Epoche geschöpft habe. Seine nachherige Abreise

einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition, und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufalle wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seyen vorüber; er wolle sich, nach dem Beispiele seines Vorgängers und Freundes, Granvella, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuthe des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle. [1])

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1563 seine Reise nach Spanien an, und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm widerfahren war. Alle kastilianischen Großen, vom Beispiele ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flamischen Adel ausgezogen zu haben, und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem Könige bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volke, und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sey, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrsten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande, und die Furcht vor einer Emporung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch dünniger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen," hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?" Als man das Letzte verneinte, so erhub er sich von seinem Sitze, und kniete vor einem Krucifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen," rief er aus, „daß du „mich nie so tief mögest sinken lassen, ein „Herr derer zu seyn, die dich von sich stoßen!" Und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem Könige zwar nicht auf die Erde; aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beschloß, daß die Hinrichtungen in's Künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Betragen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Spottlivree gedachte. Egmont betheuerte, daß das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen, und nichts damit gemeint worden sey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüßte er, daß es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern. [1])

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von funfzigtausend Gulden, und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Tochter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen. [2]) Die verstellte Sanftmuth des Königs, und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Obgleich sein „Entschluß in Betreff der Glaubensedikte," lautete sie, „ fest und unwandelbar sey, und er lieber tausend Leben verlieren, als nur einen Buchstaben daran abändern wolle, so habe er doch, „durch die Vorstellungen des Grafen von Egmont „bewogen, auf der andern Seite keines von den „gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der ketzerischen Verderbniß „bewahrt, und jenen unabänderlichen Strafen „entrissen werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbniß der niederländischen Geistlichkeit, „dem schlechten Unterrichte des Volks, und der „verwahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen „sey, so trage er ihr hiermit auf, eine besondere „Kommission von drei Bischöfen und einigen der „geschicktesten Theologen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nöthige Reforme zu „berathschlagen, damit das Volk nicht fernerhin „aus Aergerniß wanke, oder aus Unwissenheit in „den Irrthum stürze. Weil er ferner gehört, daß

nach Spanien hat den Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten veranlaßt, der einer der schätzbarsten Dokumente für diese Geschichte ist.

1) Burgund. 103.

1) Grot. VI. Hopper. 43. 44. 45. Strad. 104. 105. 106.

2) Strad. 107.

„die öffentlichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur „Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe „zu prahlen, und den gemeinen Haufen durch ei„nen Schein von Märtyrerruhm zu bethören, so „solle die Kommission Mittel in Vorschlag bringen, „wie diesen Hinrichtungen mehr Geheimniß zu ge„ben, und den verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer „Standhaftigkeit zu entreißen sey.“ Um aber ja gewiß zu seyn, daß diese Privatsynode ihren Auftrag nicht überschreite, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Ypern, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den kommittirten Räthen seyn sollte. Die Berathschlagung sollte wo möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob sie die Einführung der trientischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich, um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiste der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnten Staatsräthen anwesend seyn, und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihr erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Ueberkunft; erst aber müßte der Krieg mit den Türken geendigt seyn, die man eben jetzt vor Maltha erwarte. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, außer daß der Herzog von Arschot, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. Viglius wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rathe zwar entlassen, mußte sie aber dessenungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, Karl Tyssenaeque, aus dem Konseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid so lange dort zurückgehalten wurde. [1])

1) Hopper. 44—46. 60. Strada. 107. 151. Vita Vigl. 45. Not. ad Vit. Vigl. 187. Burgund. 105 sq. 119.

Geschärftere Religions-Edikte. Allgemeine Widersetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift den trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertaufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. „Der Graf,“ hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist durch spanische „Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit „haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem „eigenen Vortheile hat er das allgemeine Beste „vergessen.“ Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Argliſt erkannte, und unwissender Weise an seinem Vaterlande zum Verräther geworden war. „Diese scheinbare Güte also,“ beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts, als ein Kunstgriff, mich dem Spotte „meiner Mitbürger preiszugeben, und meinen gu„ten Namen zu Grunde zu richten. Wenn der „König die Versprechungen, die er mir in Spa„nien gethan, auf eine solche Art zu halten gesonnen „ist, so mag Flandern übernehmen, wer will; ich „werde durch meine Zurückziehung von Geschäften „öffentlich darthun, daß ich an dieser Wortbrüchig„keit keinen Antheil habe.“ In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte. [1])

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige sogleich übersendet ward: „Für den Religionsunterricht des „Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und „die Erziehung der Jugend sey bereits in den „trientischen Schlüssen so viel Sorge getragen wor„den, daß es jetzt nur darauf ankomme, diese Schlüsse „in die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die koi„serlichen Edikte gegen die Ketzer dursen durchaus „keine Veränderung leiden, doch könne man den „Gerichtshefen ingeheim zu verstehen geben, nur „die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit „dem Tode zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst „einen Unterschied zu machen, und dabei auf Alter, Rang, Geschlecht und Gemüthscharakter der „angeklagten Personen zu achten. Wenn es an dem „wäre, daß öffentlicht Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr in Flammen setzten, so würde „vielleicht die unheldenhafte, weniger in die „Augen fallende, und doch nicht minder harte Strafe „der Galeere am angemessensten seyn, diese hohen „Meinungen von Märtyrerthum herunterzustimmen. „Vergehungen des bloßen Muthwillens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch Geldbußen, Landesverweisung, oder auch durch Leibesstrafen ahnden.“ [2])

Während daß unter diesen Berathschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt, und von da wieder zurück erwarten werden mußten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die Anarchie, welche in den obern Kurien herrschte, und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben, und der Bekehrungswuth ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Theil der Nation hatte sich von den Schlüssen der trientischen Kirchenversammlung, so wie von Egmonts Gesandtschaft nach Spanien, große Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und

1) Strada 113.
2) Hopper. 49. 50. Burgund. 110. 111.

in der Aufrichtigkeit ſeines Herzens zu verbreiten nicht unterlaſſen hatte, gerechtfertigt zu ſeyn ſchienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwohnt hatte, deſto ſchmerzhafter mußte eine plötzliche und geſchärftere Erneuerung derſelben empfunden werden. Unter dieſen Umſtänden langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Biſchofe, und die letzte Anfrage der Oberſtatthalterin beantwortet wurde.

„Was für eine Auslegung auch der Graf van Egmont," lautete ſie, „den mündlichen Aeußerungen des Konigs gegeben habe, ſo wäre ihm nie, auch nicht einmal von Weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeſte an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiſer, ſein Vater, ſchon vor funf und dreißig Jahren, in den Provinzen ausgeſchrieben habe. Dieſe Edikte, befehle er alſo, ſollten fortan auf das Strengſte gehandhabt werden, die Inquiſition von dem weltlichen Arme die thatigſte Unterſtuzung erhalten, und die Schlüſſe der trientiſchen Kirchenverſammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen ſeiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Biſchofe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche ſie darin, in Rückſicht auf Alter, Geſchlecht und Charakter der Individuen, vorgeſchlagen, indem er dafür halte, daß es ſeinen Edikten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem ſchlechten Eifer und der Treuloſigkeit der Richter allein ſeyen die Fortſchritte zuzuſchreiben, welche die Ketzerei bis jezt in dem Lande gemacht. Welcher von dieſen es alſo künftig an Eifer wurde ermangeln laſſen, müſſe ſeines Amtes entſezt, und ein beſſerer an ſeinen Platz geſtellt werden. Die Inquiſition ſolle, ohne Rückſicht auf etwas Menſchliches, feſt, furchtlos, und von Leidenſchaft frei, ihren Weg wandeln, und weder vor ſich noch hinter ſich ſchauen. Er genehmige Alles, ſie möge ſo weit gehen, als ſie wolle, wenn ſie nur das Aergerniß vermiede." [1])

Dieſer königliche Brief, dem die ſpaniſche Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeſchrieben hat, verurſachte die heftigſten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Abſicht in Geſellſchaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der ſpaniſchen Inquiſition kam erneuert zurück, und mit ihr ſah man ſchon die ganze Verfaſſung zuſammenſtürzen. Schon hörte man Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden, und Scheiterhaufen zuſammentragen. Alle Geſellſchaften ſind mit dieſen Geſprächen erfüllt, und die Furcht hält ſie nicht mehr in Zügel. Es wurden Schriften an die Häuſer der Edeln geſchlagen, worin man ſie, wie ehemals Rom ſeinen Brutus, aufforderte, die ſterbende Freiheit zu retten. Beiſſende Pasquille erſchienen gegen die neuen Biſchöfe, Folterknechte, wie man ſie nannte; die Kleriſei wurde in Komödien verſpottet, und die Läſterung verſchonte den Thron ſo wenig, als den römiſchen Stuhl. [2])

Aufgeſchreckt von dieſen Gerüchten, läßt die Regentin alle Staatsräthe und Ritter zuſammenrufen, um ſich ihr Verhalten in dieſer mißlichen Lage von ihnen beſtimmen zu laſſen. Die Meinungen waren verſchieden, und heftig der Streit. Ungewiß zwiſchen Furcht und Pflicht zögerte man, einen Schluß zu faſſen, bis der Greis Viglius zulezt aufſtand, und durch ſein Urtheil die ganze Verſammlung überraſchte. — „Jezt, ſagte er, „dürfe man gar nicht „daran denken, die königliche Verordnung bekannt „zu machen, ehe man den Monarchen auf den Empfang vorbereitet habe, den ſie jezt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr muſſe „man die Inquiſitionsrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu mißbrauchen, und ja ohne Härte „zu verfahren." Aber noch mehr erſtaunte man, als der Prinz von Oranien jezt auftrat, und dieſe Meinung bekämpfte. „Der Wille des Konigs," ſagt er, „ſey zu klar und zu beſtimmt vorgetragen, „ſey durch zu viele Deliberationen befeſtigt, als „daß man es noch weiterhin wagen konnte, mit „ſeiner Vollſtreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der ſträflichſten Halsſtarrigkeit auf ſich zu „laden." — „Den nehm' ich auf mich," fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich ſtelle mich ſeiner Gnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe ſeiner „Niederlande damit erkaufen, ſo wird uns dieſe „Widerſetzlichkeit endlich noch bei ihm Dank erwerben." Schon fing die Regentin an, zu dieſer Meinung hinüber zu wanken, als ſich der Prinz mit Heftigkeit dazwiſchen warf. „Was," fiel er ein, „was haben die vielen Vorſtellungen, die wir „ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an ihn „geſchrieben, was hat die Geſandtſchaft ausgerichtet, „die wir noch kürzlich an ihn geſendet haben? Nichts „— und was erwarten wir alſo noch? Wollen wir, „ſeine Staatsrathe, allein ſeinen ganzen Unwillen „auf uns laden, um ihm auf unſere Gefahr einen „Dienſt zu leiſten, den er uns niemals danken wird?" Unentſchloſſen und ungewiß ſchweigt die ganze Verſammlung; Niemand hat Muth genug, dieſer Meinung beizupflichten, und eben ſo wenig, ſie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtſamkeit der Regentin zu ſeinem Beiſtande gerufen, die ihr jede Wahl unterſagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorſams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn ſie ſo glücklich iſt, dieſe Folgen durch einen weiſen Ungehorſam zu verhüten, womit wird ſich beweiſen laſſen, daß ſie dieſelben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt alſo von beiden Rathſchlägen den traurigſten; es geſchehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal ſiegte alſo die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der ſeinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfallen Muth hatte, war aus dem Felde geſchlagen. [1]) Dieſe Sitzung machte der Ruhe der Oberſtatthalterin ein Ende; von dieſem Tage an zahlen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Rathe auseinander gingen, ſagte der Prinz von Oranien zu Einem, der zunächſt bei ihm ſtand: „Nun," ſagte er, "wird man uns bald ein graßes Trauerſpiel geben." [2])

1) Inquisitores præter me intueri neminem vult. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund. 118.

2) Grol. 19. Burg. 122. Hopper. 61.

1) Burgund. 123. 121. Meteren 76. Vita Vigl. 45.

2) Die Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Partei haben nicht verabſäumt, Oranien Betrogerein dieſer Sitzung gegen ihn zeugen zu laſſen, und mit dieſem Beweiſe von Unredlichkeit über ſeinen Charakter zu triumphiren. Er, ſagen ſie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Maßregeln des Hofes mit Worten und Thaten beſtritten hat, ſo lange ſich noch mit einigem Grunde fürchten ließ, daß ſie

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hülfreiche Hand zu leisten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleißig durchreise, und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischofen und Bischofen wurde eine Abschrift der trientischen Schlüsse nach dem spanischen Originale zugesendet, mit dem Bedeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sey denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen seyn sollte. 1)

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht der Präsidenten Viglius, und die Hoffnungen der Prinzen von Oranien auf's Vollkommenste rechtfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten, abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung," schrieben sie zurück, „sey „auf eine ganz falsche Angabe der Sektirer gegründet. 1) Die Gerechtigkeit entsetze sich vor der „ungeheuern Menge der Opfer die sich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und 60,000 Menschen aus ihren Distrikten in den Flammen umkommen zu lassen, sey kein Auftrag für sie." Gegen die trientischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbniß in diesen Schlüssen auf's Grausamste angegriffen war, und die noch außerdem mit einer so verhaßten Reforme behrohet wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse und das ganze Konciliüm mit bittern Schmähungen an, und streute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischofe erhoben hatten. Dem Erzbischofe von Cambray gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischofe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte. 2)

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brussel und Herzogenbusch protestirten feierlich in einer eigenen Schrift, die sie an die Oberstatthalterin einschickten. 3) Diese, immer ungewiß, immer zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem Könige zu gehorchen, und noch viel muthloser ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermißlichste ist. Man will sich von Neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muß dem Ungestüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterin

durchgehen möchten, tritt jetzt zum ersten Male auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicher Weise zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen; um sich rühmen zu können: Das hab' ich vorher gesagt, setzt er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, daß er die Durchsetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Ueberzeugungen untreu, und folgt einem entgegengesetzten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben; und blos deßwegen thut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es so am Tage, fahren seine Gegner fort, daß das Beste seines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als sein schimmer Wille gegen den König. Um seinen Haß gegen diesen zu vertilgen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Aber ist es denn an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur Vollstreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Läßt sich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrscheinlichkeit darthun, daß er jene allein durch diese hintertreiben kann? Die Nation ist in Gährung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht Viglius leicht?) einen Widerstand dagegen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, sagt Oranien, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannen zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu erschleichen, was ihr durch offenbare Gewalt mißlang. Sie wird dasselbe Ziel nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung verfolgen; aber die Entfernung allein ist es, was meine Nation zu seinem Zwecke vermögen, zu einem kühnen Schritte forttreiben kann. Also ist es klar, daß der Prinz nur seine Sprache in Absicht auf den König verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhangend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Urheber, strafen wird? Handelt er gar an seinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrucker desselben eine Ueberredung erspart, durch die solches außer seinem unvermeidlichen Schicksale entfliehen kann?

1) Strada. 114. Hopper. 53. 51. Burg. 115. Meteren. 77. Grol. 18.

1) Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es ihr Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren, oder zu vermindern; und die nemliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so mußte der Anhang der Protestanten zahlreich und unbesiegbar seyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. Hopper. 62.

2) Hopper. 55. 62. Strad. 115. Burg. 115. Met. 76. 77.

3) Hopper. 63. 64. Strad. 116.

läßt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des ersten Inquisitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich erklärt, daß er keine Neuerung einführe; also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten, aber den anderen Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich tapferm Widerstande. Ohne der Herzogin Zeit zu lassen, sich darüber zu bestimmen, entziehen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hülfsleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Amtsführung aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unterstützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterin um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben. [1])

Während daß dieses zwischen dem Hofe, den Kurien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzusuchen, und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So blödsinnig wären die Niederländer nicht," hört man Viele und nicht sehr heimlich sagen, „daß sie nicht recht „gut wissen sollten, was der Unterthan schuldig „sey; und daß man noch wahl Mittel würde aus„finden können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, „wenn es auch jetzt nach keinen Anschein dazu „habe." In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Stadtrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen, und die Freiheiten verletzt hatte, bei dem Kammergerichte zu Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundischen Kreises, in dem Religionsfrieden von Passau und Augsburg mit begriffen sey. Die Kalvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß sie, ob sie gleich gegen 100,000 Mann stark wären, dennoch sich ruhig verhielten, und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen, woraus erhelle, setzten sie hinzu, daß sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie gefahrliche Schriften in's Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern. [*])

Die Kriegsrüstungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Erich, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit, (Niemand wußte zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um, und ließen sich Winke von gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hülfe entfallen. [1])

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberaten und ohne Stütze zu seyn, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden," schrieb ihr Wilhelm von Oranien, „sey es „jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des „Königs nachzukommen. Würde aber dennoch dar„auf bestanden, so müsse er bitten, seine Stelle „mit einem Andern zu besetzen, der den Absichten „Sr. Majestät mehr entspräche, und mehr, als er, „über die Gemüther der Nation vermöchte. Der „Eifer, den er bei jeder anderen Gelegenheit im „Dienste der Krone bewiesen, werde, wie er „hoffe, seinen jetzigen Schritt vor jeder schlimmen „Auslegung sicher stellen; denn so, wie nunmehr „die Sachen stünden, bliebe ihm keine andere „Wahl, als entweder dem Könige ungehorsam zu „seyn, oder seinem Vaterlande und sich selbst zum „Nachtheile zu handeln." Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staatsrathe, um sich in seine Stadt Breda zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müßig, der Entwickelung entgegen sah. Seinem Beispiele folgte der Graf von Hoorn; [2]) nur Egmant, immer ungewiß zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Unterthan zu vereinen; Egmant, dem die Gunst des Monarchen weniger entbehrlich, und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüthe standen. Die Entfernung des Prinzen von Oranien, dem die Noth sowohl, als sein überlegener Verstand, allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher Graf Egmant, vermöge einer Sympathie, die zwischen der feigen und gutherzigen Schwäche sehr leicht gestiftet wird, einen unumschränkten Besitz nahm. Da sie eben so sehr fürchtete, durch ein ausschließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als sie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verständniß mit den erklärten Häuptern der Faktion zu mißfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten, als eben Graf van Egmant, von dem

---

1) Vit. Vigl. 46. Hopper. 64. 65. Strad. 115. 116. Burgund. 150—154.

2) Die Regentin nannte dem Könige eine Zahl von 5000 solcher Schriften. Strada. 117. Es ist merkwürdig, was für eine große Rolle die Buchdruckerkunst und Publicität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche größtentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit und Brutalität abgefaßt waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

1) Hopper. 61. 62. Strad. 117. 118. Meteren. 77. A. G. d. v. N. III. 60.

2) Hopper. 67.

es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels.

(1563.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Egmont und Hoorn und ihrer Freunde gewesen. Der wahre Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte sie eben so sehr, als das gemeine Beste, geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens, und ihre Handlungen hatten eben so wenig mit jenem, als mit diesem, gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte, oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was sie gethan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmaßungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidne Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißen lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verläugnen, welche von der Parteisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Grenzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrathe die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistande aufboten, der Bürgenstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in Handlung, der unter allen am wenigstens dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels in's Gedächtniß zurück, von welcher oben gesagt worden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der größte Theil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beforderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hülfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz, beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich eben so viele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, eben so viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmuth sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen, und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlaufe, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre Protection. Mit einem Selbstgefühle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverain und dem Bürger, und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Diese Idee war nur in so weit lacherlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion fur keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche Niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das Eifrigste angelegen seyn, sich genau an sie anzuschließen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohen Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten, und, was das Wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen. [1]) Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluß besaßen, und alle zusammen, wenn es gluckte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinigung dieser Menschen versprechen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen Einzelnen unter ihnen zu gründen; und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur mit einander zusammenzubringen, mußten sich ungewohnliche Zufälle in's Mittel schlagen; und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn Montigny, eines von den niederländischen Großen, wie auch die des Prinzen Alexanders von Parma, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen großen Theil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes ist das Gespräch; Wein

1) Strada. 52.

und Fröhlichkeit schließen Mund und Herzen auf; es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkunfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muß sich fugen, daß um diese Zeit zwei deutsche Barone, ein Graf von Holle und von Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistande zu erwecken. [1]) Schon einige Zeit vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben. [2]) Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals Coligny um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber billig noch bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuche einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staats; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräthe ganz außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwürig, und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue locken zu lassen; diese Truppen noch außerdem von Offizieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten, und errothet haben würden, nur das Schwert für sie zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben, und eben so wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüssel, wie die drei Rathsversammlungen, durch innere Zwietracht getheilt, und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papstthum aufgeregt, und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß diese Blöße von ihren Feinden so gut gekannt war. [3])

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer, und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau, und Heinrich Brederoden, beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen, und bei seiner Zurückkunft nicht ersaumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen Alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen beseelte, und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verließ. Papstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem Einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das Andre verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassener Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zuweilen das Glück, und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war Wilhelm ein Feldherr und Ludwig nie mehr als ein Abenteurer; ein zuverlässiger nerviger Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveraine Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte, und um so werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendunkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug, und um so lieber unter den verfallnen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst, und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien, (seine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute) hafte er die Regierung, und erlaubte sich, ihre Maßregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im Stillen das evangelische Bekenntniß; weniger aber, weil seine bessere Ueberzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredsamkeit, und mehr Tristigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Brederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln; dieser mußte an ihrer Spitze stehen. Niemand tangte besser zum Vortanzer einer Emporung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmern Führer haben. So verachtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des großen Haufens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug.

1) Burg. 150. Hopper 67. 68.

2) Und umsonst war auch der Prinz von Oranien nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten mußte eine Negotiation sehr begünstigen. Strada 51.

3) Grot. 19. Burgund. 151.

Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Randschrift:

Sum Brederodus ego, Batavæ non infima gentis
Gloria, virtutem non unica pagina claudit. 1)

(1565.) Außer diesen Beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfelb, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf von Kuilemburg, zwei Grafen von Bergen und von Battenburg, Johann von Marnix, Herr von Thoulouse, Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, nebst mehrern Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im J. 1565, im Hause eines gewissen von Hammes, Wappenkonigs vom goldenen Vließe, [a]) zu Stande kam. Sechs Menschen [3]) waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden, die Fackel eines vierzigjahrigen Kriegs anzundeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zu gute kommen sollte. Der Zweck der Verbrüderung war in folgender Eidsformel enthalten, unter welche Philipp von Marnix zuerst seinen Namen setzte.

„Nachdem gewisse ubelgesinnte Personen, unter „der Larve eines frommen Eifers, in der That „aber nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer „Herrschbegierde, den König, unsern gnadigsten „Herrn, verleitet haben, das verabscheuungswurdige „Gericht der Inquisition in diesen Landschaften ein„zuführen, ein Gericht, das allen menschlichen und „gottlichen Gesetzen zuwiderlauft, und alle barba„rischen Anstalten des blinden Heidenthums an Un„menschlichkeit hinter sich laßt, das den Inquisito„ren jede andre Gewalt unterwürfig macht, die „Menschen zu einer immerwährenden Knechtschaft „erniedrigt, und durch seine Nachstellungen den recht„schaffenen Burger einer ewigen Todesangst aussetzt, „so, daß es einem Priester, einem treulosen Freunde, „einem Spanier, einem schlechten Kerl überhaupt „frei steht, sobald er nur will, und wen er will, „bei diesem Gerichte anzuklagen, gefangensetzen, ver„dammen und hinrichten zu lassen, ohne daß es „diesem vergonnt sey, seinen Anklager zu erfahren, „oder Beweise von seiner Unschuld zu führen; so „haben wir Endesunterschriebene uns verbunden, „uber die Sicherheit unsrer Familien, unsrer Gu„ter und unsrer eignen Person zu wachen. Wir „verpflichten und vereinigen uns zu dem Ende durch „eine heilige Verbrüderung, und geloben mit einem „feierlichen Schwur, uns der Einfuhrung dieses „Gerichts in diesen Landern nach unsern besten Kraf„ten zu widersetzen, man versuche es heimlich oder „öffentlich, und unter welchem Namen man auch „wolle. Wir erklären zugleich, daß wir weit ent„fernt sind, gegen den König, unsern Herrn, et„was Gesetzwidriges damit zu meinen; vielmehr „ist es unser aller unveranderlicher Vorsatz, sein „königliches Regiment zu unterstützen und zu ver„theidigen, den Frieden zu erhalten und jeder Em„porung nach Vermogen zu steuern. Diesem Vor„satz gemaß haben wir geschworen und schworen „jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten, und „ihrer mit Worten und Thaten zu schonen, daß „Zeuge sey der allmächtige Gott!

„Weiter geloben und schworen wir, uns wech„selsweise, Einer den Andern, zu allen Zeiten, „an allen Orten, gegen welchen Angriff es auch „sey, zu schutzen und zu vertheidigen, angehend „die Artikel, welche in diesem Compromisse ver„zeichnet sind. Wir verpflichten uns hiemit, daß „keine Anklage unsrer Verfolgung, mit welchem „Namen sie auch ausgeschmuckt seyn mege, sie heiße „Rebellion, Aufstand, oder auch anders, die Kraft „haben soll, unsern Eid gegen den, der beschuldigt „ist, aufzuheben, oder uns unsers Versprechens „gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche „gegen die Inquisition gerichtet ist, kann den Na„men der Emporung verdienen. Wer also um ei„ner solchen Ursache willen in Verhaft genommen „wird, dem verpflichten wir uns hier, nach unserm „Vermogen zu helfen, und durch jedes nur immer „erlaubte Mittel seine Freiheit wieder zu verschaffen. „Hier, wie in allen übrigen Regeln unsers Ver„haltens, sonderlich aber gegen das Gericht der „Inquisition, ergeben wir uns in das allgemeine „Gutachten des Bundes, oder auch in das Urtheil „derer, welche wir einstimmig zu unsern Ratz ge„bern und Führern ernennen werden.

„Zum Zeugniß dessen, und zu Bestätigung dieses „Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen „des lebendiges Gottes, Schopfers von Himmel „und Erde, und Allem, was darinnen ist, der die „Herzen, die Gewissen und die Gedanken pruft, „und die Reinigkeit der unsrigen kennt. Wir bitten „ihn um den Beistand seines heiligen Geistes, daß „Gluck und Ehre unser Vorhaben krone, zur Ver„herrlichung seines Namens und unserm Vaterlande „zum Segen und ewigen Frieden.“ [1])

Dieser Compromiß wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt, und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschwornen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhangern und Dienstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Große Gastmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche lusterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken konnen. Wer sich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen murbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen, und uberwaltigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte uberschrieen; Manche darunter wußten gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich, erst lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel ließ keine Wahl übrig; Viele trieb bloßer Leichtsinn zu der Partei, eine glanzende Kameradschaft lockte die Geringen, den Furchtsamen gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Sie-

1) Burg. 351. 352. Grot. 20.

2) Eines eifrigen Kalvinisten, und des fertigsten Werbers für den Bund, der sich rühmte, gegen 2000 Edle dazu verbeet zu haben. Strada. 118.

3) Burg. 156. Strada nennt ihrer neun. 118. Allg. G. d. v. N. III. B. nennt elf. 57.

1) Burgund. 156—169. Strada 113.

gel des Prinzen van Oranien, des Grafen von Egmant, van Hoorn, von Megen und Anderer fälſchlich nachzumachen, ein Kunſtgriff, der dem Bunde Hunderte gewann. Beſonders war es auf die Offiziere der Armee dabei abgeſehen, um ſich auf alle Fälle von dieſer Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen ſollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bei Subalternen, und Graf Breberade zog auf einen Fähndrich, der ſich bedenken wollte, ſogar den Degen. Menſchen aus allen Klaſſen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterſchied, katholiſche Prieſter ſelbſt geſellten ſich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei Allen dieſelben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inquiſition und Milderung der Edikte zu thun; die Proteſtanten zielten auf eine uneingeſchränkte Gewiſſensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umſturz der gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigſten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung. [1])

Ein Abſchiedsmahl, welches um eben dieſe Zeit den Grafen von Schwarzenberg und Halle in Breda, und kurz darauf in Hogſtraten, gegeben wurde, zog Viele vom erſten Adel nach beiden Plätzen, unter denen ſich ſchon mehrere befanden, die den Compromiß bereits unterſchrieben hatten. Auch der Prinz van Oranien, die Grafen van Egmont, von Haarn, und von Megen fanden ſich bei dieſem Gaſtmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne ſelbſt einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts eignen Sekretairen, und einige Dienſtleute der andern demſelben öffentlich beigetreten waren. Bei dieſem Gaſtmahle nun erklärten ſich ſchon dreihundert für den Compromiß, und die Frage kam in Anregung, ob man ſich bewaffnet, oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittſchrift, an die Oberſtatthalterin wenden ſollte. Hoarn und Oranien (Egmont wollte das Unternehmen auf keine Weiſe befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Beſcheidenheit und Unterwerfung entſchieden, eben dadurch aber der Beſchuldigung Raum gaben, daß ſie das Unterfangen der Verſchwornen auf eine nicht ſehr verſteckte Weiſe in Schutz genommen hätten. Man beſchloß alſo, unbewaffnet und mit einer Bittſchrift einzukommen, und beſtimmte einen Tag, wo man in Brüſſel zuſammentreffen wollte. [2])

Der erſte Wink von dieſer Verſchwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen van Megen gleich nach ſeiner Zurückkunft gegeben. „Es werde eine Unternehmung geſchmiedet,“ ließ er ſich verlauten, „dreihundert vom Adel ſeyen „darein verwickelt, es gelte die Religion, die Theil„nehmer halten ſich durch einen Eidſchwur verpflich„tet, ſie rechnen ſehr auf auswärtigen Beiſtand, „bald werde ſie das Weitere erfahren.“ Mehr ſagte er nicht, ſo nachdrücklich ſie auch in ihn drang. „Ein Edelmann habe es ihm unter dem Siegel „der Verſchwiegenheit anvertraut, und er habe ihm „ſein Ehrenwort verpfändet.“ Eigentlich war es wohl weniger dieſe Delikateſſe der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquiſition, um die er ſich nicht gern ein Verdienſt machen wollte, was ihn abhalten mochte, ſich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmant der Regentin eine Abſchrift des Compromiſſes, wobei er ihr auch die Namen der Verſchwornen, bis auf einige wenige, nannte. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb ihr der Prinz von Oranien: „es werde, wie er höre, „eine Armee geworden, vierhundert Offiziere ſeyen „bereits ernannt, und zwanzigtauſend Mann wür„den mit Nachſtem unter den Waffen erſcheinen.“ So wurde das Gerücht durch immer neue Zuſätze abſichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte ſich die Gefahr. [1])

Die Oberſtatthalterin, vom erſten Schrecken dieſer Zeitung betaubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zuſammen, wer aus dem Staatsrathe ſo eben in Brüſſel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen van Oranien nebſt dem Grafen van Hoarn in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlaſſenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe dieſe noch ankommen, berathſchlagt ſie ſich mit Egmant, Megen und Barlaimont, was in dieſer mißlichen Lage zu beſchließen ſey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, aber der Nothwendigkeit weichen und den Verſchwornen ihr Geſuch bewilligen, oder ob man ſie durch Verſprechungen und eine ſcheinbare Nachgiebigkeit ſo lange hinhalten ſolle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen, und ſich mit Geld und Truppen zu verſehen. Zu dem Erſten fehlte das nöthige Geld und das eben ſo nöthige Vertrauen in der Armee, die van den Verſchwornen vielleicht ſchon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuſchlagen; da im Gegentheile eine wohlangebrachte Geſchmeidigkeit und eine ſchnelle unbedingte Vergebung des Geſchehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege erſticken würde. Letztere Meinung wurde von Megen und Egmont behauptet, von Barlaimant aber beſtritten. „Das Gerücht habe übertrieben,“ ſagte dieſer; „unmög„lich könne eine ſo furchtbare Waffenrüſtung ſo „geheim und mit ſolcher Geſchwindigkeit vor ſich „gegangen ſeyn. Ein Zuſammenlauf etlicher ſchlech„ten Leute, von zwei oder drei Enthuſiaſten auf„gehetzt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn „man einige Köpfe abgeſchlagen hätte.“ Die Oberſtatthalterin beſchließt, das Gutachten des verſammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält ſie ſich in dieſer Zwiſchenzeit nicht müßig. Die Feſtungswerke in den wichtigſten Plätzen werden beſichtigt, und, wo ſie gelitten haben, wiederhergeſtellt; ihre Botſchafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirkſamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht ſie ſich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs auf's Neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äußerlichen Betragen die Feſtigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Anſehen hat, ihm zu erliegen. [2])

Mit Ausgang des Marz, alſo vier volle Monate nach Abfaſſung des Compromiſſes, verſammelte ſich

1) Strada. 118. Burgund. 159—161.
2) Burgund. 170. 166.

1) Hopper. 69. 70. Burg. 166. 167.
2) Strad. 120. Burgund. 168. 169.

der ganze Staatsrath in Brüſſel. Zugegen waren der Prinz von Oranien, der Herzog von Arſchot, die Grafen von Egmont, von Bergen, van Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hogſtraten, van Barlaimont und andere, die Herren von Montigny und Hachieourt, alle Ritter vom goldenen Vließe, nebſt dem Präſidenten Viglius, dem Staatsrathe Bruxelles und den übrigen Aſſeſſoren des geheimen Conſiliums. [1] Hier brachte man ſchon verſchiedene Briefe zum Vorſchein, die von dem Plane der Verſchwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberſtatthalterin ſich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der ſie nicht unterließen, jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen zu laſſen. Man erlaubte ſich bittere Beſchwerden gegen den Hof ſelbſt, und gegen die Regierung. „Erſt neulich,“ ließ ſich der Prinz von Oranien heraus, „ſchickte der König vierzigtau„ſend Goldgulden an die Königin von Schott„land, um ſie in ihren Unternehmungen gegen „England zu unterſtützen — und ſeine Niederlande „läßt er unter ihrer Schuldenlaſt erliegen. Aber „der Unzeit dieſer Subſidien und ihres ſchlechten „Erfolgs [2] nicht einmal zu gedenken, warum weckt „er den Zorn einer Königin gegen uns, die uns „als Freundin ſo wichtig, als Feindin aber ſo „fürchterlich iſt?“ Auch konnte der Prinz bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Haß anzuſpielen, den der König gegen die naſſauiſche Familie und gegen ihn insbeſondere hegen ſollte. „Es iſt am Tage,“ ſagte er, „daß er ſich „mit den Erbfeinden meines Hauſes berathſchlagt „hat, mich, auf welche Art es ſey, aus dem Wege „zu ſchaffen, und daß er mit Ungeduld nur auf „eine Veranlaſſung dazu wartet.“ Sein Beiſpiel öffnete auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen Anderen den Mund, die ſich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit über ihre eignen Verdienſte und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu ſtillen, und die Aufmerkſamkeit auf den eigentlichen Gegenſtand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß ſie ſich mit einer Bittſchrift an den Hof wenden würden, zulaſſen ſollte, oder nicht? Der Herzog von Arſchot, die Grafen von Aremberg, von Megen und Barlaimont vereinten es. „Wozu funfhundert Menſchen,“ ſagte der Letztere, „um eine kleine Schrift zu überreichen? Dieſer Ge„genſatz der Demuth und des Trotzes bedeutet „nichts Gutes. Laßt ſie einen achtungswürdigen „Mann aus ihrer Mitte, ohne Pomp, ohne An„maßung, zu uns ſchicken, und auf dieſem Wege „ihr Anliegen vor uns bringen. Sonſt verſchließe „man ihnen die Thore, oder beobachte ſie, wenn „man ſie doch einlaſſen will, auf das Strengſte, „und ſtrafe die erſte Kühnheit, deren ſich einer von „ihnen ſchuldig macht, mit dem Tode.“ Der Graf von Mannsfeld, deſſen eigner Sohn unter den Verſchworenen war, erklärte ſich gegen ihre Partei; ſeinem Sohne hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entſagte. Auch die Grafen van Megen und Aremberg trugen Bedenken, die Bittſchrift anzunehmen; der Prinz von Oranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hogſtraten und mehrere ſtimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen,“ erklärten ſie, „wären ihnen als Menſchen von Recht„ſchaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Theil „unter denſelben ſtehe mit ihnen in Verhältniſſen „der Freundſchaft und der Verwandtſchaft, und ſie „getrauen ſich, für ihr Betragen zu gewähren. „Eine Bittſchrift einzureichen, ſey jedem Unter„than erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man „einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft ein Recht nicht „verweigern, deſſen ſich der niedrigſte Menſch im „Staate zu erfreuen habe.“ Man beſchloß alſo, weil die meiſten Stimmen für dieſe Meinung waren, die Verbundenen zuzulaſſen, vorausgeſetzt, daß ſie unbewaffnet erſchienen, und ſich mit Beſcheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Berathſchlagung auf eine zweite Sitzung verſchieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward. [1]

Um den Hauptgegenſtand nicht, wie geſtern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal gleich zum Ziele. „Brederode,“ ſagte ſie, „wird, wie unſere Nachrichten lauten, „im Namen des Bundes um Aufhebung der In„quiſition und Milderung der Edikte bei uns ein„kommen. Das Urtheil meines Senats ſoll mich „beſtimmen, was ich ihm antworten ſoll; aber „ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergönnen „Sie mir, etwas Weniges voranzuſchicken. Man „ſagte mir, daß es Viele, auch ſelbſt unter Ihnen „gebe, welche die Glaubensedikte des Kaiſers, mei„nes Vaters, mit öffentlichem Tadel angreifen, „und ſie dem Volke als unmenſchlich und barba„riſch abſchildern. Nun frage ich Sie ſelbſt, Rit„ter des Vließes, Rothe Seiner Majeſtät und des „Staats, ob Sie nicht ſelbſt Ihre Stimmen zu „dieſen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs „ſie nicht als rechtskräftig anerkannt haben? War„um tadelt man jetzt, was man ehemals für „recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr, „als jemals, nothwendig geworden? Seit wann „iſt die Inquiſition in den Niederlanden etwas ſo „Ungewöhnliches? Hat der Kaiſer ſie nicht ſchon „vor ſechzehn Jahren errichtet, und worin ſoll „ſie grauſamer ſeyn, als die Edikte? Wenn man „zugibt, daß dieſe letztere das Werk der Weisheit „geweſen, wenn die allgemeine Beiſtimmung der „Staaten ſie geheiligt hat — warum dieſen Wi„derwillen gegen jene, die doch weit menſchlicher „iſt, als die Edikte, wenn dieſe nach dem Buchſtaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, „ich will Ihr Urtheil damit nicht befangen ha„ben; aber Ihre Sache iſt es, dahin zu ſehen, „daß nicht Leidenſchaft es lenke.“ [2]

Der Staatsroth war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquiſition und die buchſtabliche Vollſtreckung der Edikte ſprachen, wurden bei weitem von der Gegenpartei überſtimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel,“ fing er an, „man hätte meine Vorſtellungen des Nach„denkens werth geachtet, ſo lange ſie noch entfernte

1) Hopper. 71. 72. Burgund. 173

2) Das Geld war in die Hände der Königin Eliſabeth gefallen.

1) Strada. 121. 122.

2) Strada. 123. 124.

„Befürchtungen waren, so würde man nie dahin „gebracht worden seyn, zu den äußersten Mitteln „zu schreiten, so würden Menschen, die im Irr„thum lebten, nicht eben durch die Maßregeln „die man anwendete, sie aus eben demselben her„auszuführen, tiefer darein versunken seyn. Wir „Alle, wie Sie sehen, stimmen in dem Hauptzwecke „überein. Wir Alle wollen die katholische Religion „außer Gefahr wissen; kann dieses nicht ohne Hulfe „der Inquisition bewerkstelligt werden, wohl, so „bieten wir Gut und Blut zu ihren Diensten an; „aber eben das ist es, wie Sie hören, worüber „die Meisten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquisitionen. Der einen „maßt sich der römische Stuhl an, die andere ist „schon seit undenklichen Zeiten von den Bischofen „ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils und „der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich „und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlan„den wenig Widerspruch finden, und die vermehrte „Anzahl der Bischofe wird sie hinreichend machen. „Wozu denn also die erste, deren bloßer Name alle „Gemüther in Aufruhr bringt? So viele Nationen „entbehren ihrer, warum soll sie gerade uns auf„gedrungen seyn? Vor Luthern hat sie Niemand „gekannt; der Kaiser war der Erste, der sie ein„führte: aber dies geschah zu einer Zeit, als an „geistlichen Aufsehern Mangel war, die wenigen „Bischofe sich außerdem noch lassig zeigten, und „die Sittenlosigkeit der Klerisei sie von dem „Richteramte ausschloß. Jetzt hat sich Alles ver„ändert; jetzt zahlen wir eben so viele Bischofe, „als Provinzen sind. Warum soll die Regierungs„kunst nicht den Geist der Zeiten begleiten? Ge„linbigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen „den Widerwillen des Volks, den wir suchen mus„sen zu besanftigen, wenn er nicht in Empörung „ausarten soll. Mit dem Tode Pius des Vier„ten ist die Vollmacht der Inquisitoren zu Ende „gegangen; der neue Popst hat noch keine Besta„tigung geschickt, ohne die es doch sonst noch kei„ner gewogt hat, sein Amt auszuüben. Jetzt also „ist die Zeit, wo man sie suspendiren kann, ohne „Jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquisition urtheile, gilt „auch von den Edikten. Das Bedürfniß der Zei„ten hat sie erzwungen, aber jene Zeiten sind „ja vorbei. Eine so lange Erfahrung sollte uns „endlich überwiesen haben, daß gegen Ketzerei kein „Mittel weniger fruchtet, als Scheiterhaufen und „Schwert. Welche unglaubliche Fortschritte hat nicht „die neue Religion nur seit wenigen Jahren in „den Provinzen gemacht, und wenn wir den Gründen „dieser Vermehrung nachspüren, so werden wir sie in „der glorreichen Standhostigkeit derer finden, die als „ihre Schlachtopfer gefallen sind. Hingerissen von Mit„leid und von Bewunderung, fängt man in der Stille „an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahrheit seyn „möchte, was mit so unüberwindlichem Muthe behaup„tet wird. In Frankreich und England ließ man die „Protestanten dieselbe Strenge erfahren, aber hat sie „dort mehr, als bei uns, gefruchtet? Schon die ersten „Christen beruhmten sich, daß der Same ihrer Kirche „Märtyrerblut gewesen. Kaiser Julian, der fürchter„lichste Feind den je das Christenthum erlebte, war von „dieser Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, daß Ver„folgung den Enthusiasmus nur mehr anfeure, nahm „er seine Zuflucht zum Lacherlichen und zum Spott, „und fand diese Waffen ungleich machtiger, als „Gewalt. In dem griechischen Kaiserthume hatten „sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Sekten „erhoben, Arius unter Constantin, Aetius „unter dem Constantius, Nestorius unter „dem Theodos; nirgends aber sieht man weder „gegen diese Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schu„ler Strafen geübt, die denen gleich kamen, welche „unsre Lander verheeren — und wo sind jetzt alle „diese Sekten hin, die, ich möchte beinahe sagen, „ein ganzer Welttreis nicht zu fassen schien? Aber „dies ist der Gang der Ketzerei. Uebersieht man „sie mit Verachtung, so zerfallt sie in ihr Nichts. „Es ist ein Eisen, das, wenn es ruhig liegt, ro„stet, und nur scharf wird durch Gebrauch. Man „kehre die Augen von ihr, und sie wird ihren „machtigsten Reiz verlieren, den Zauber des neuen „und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht „mit Maßregeln begnugen, die von so großen Re„genten bewahrt gefunden worden? Beispiele kon„nen uns am sichersten leiten.

„Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Al„terthume, da das glorreiche Muster Karl des „Fünften, des großten der Konige, vor uns „liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfah„rungen, den blutigen Weg der Verfolgung ver„ließ, und viele Jahre vor seiner Thronentsagung „zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser „gnädigster Herr, schien sich ehnols zur Schonung „zu neigen; die Rathschlage eines Granvella „und seinesgleichen belehrten ihn eines Andern; „mit welchem Rechte, mögen sie mit sich selbst aus„machen. Mir aber hat von jeher geschienen, die „Gesetze mussen sich den Sitten und die Maximen „den Zeiten anschmiegen, wenn der Erfolg sie „begünstigen soll. Zum Schlusse bringe ich Ihnen „noch das genaue Verständniß in Erinnerung das „zwischen den Hugenotten und den flämischen Pro„testanten obwaltet. Wir wollen uns huten, sie „noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon „seyn mögen. Wir wollen gegen sie nicht fran„zösische Katholiken seyn, damit es ihnen ja nicht „einfalle, die Hugenotten gegen uns zu spielen, „und wie diese, ihr Vaterland in die Schrecken „eines Bürgerkriegs zu werfen.“ [1])

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidendsten Mehrheit im Senate unterstützt wurde, als vielmehr dem verfallenen Zustande der Kriegsmacht und der Erschopfung des Schatzes, wodurch man verhindert wor, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nothige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in wenigen Tagen wieder auferstunde — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umstanden, sie zu mildern nicht gegen seine Würde

1) Burg. 174 — 180. Hopp. 72. Strad. 123. 124. Es darf Niemand wundern,' sagt Burgundius, ein heftiger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partei, daß aus der Rede dieses Prinzen so viel Kenntniß der Philosophie hervorleuchtet: Er hatte sie aus dem Umgange mit Baldwin geschopft. 181.

geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sey, unterbleiben; wo sie es sey, auf einen gelindern Fuß gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gonnen, daß sie gefürchtet würden, oder daß man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit zugestunde) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Conciliom wurde der Auftrag gegeben, diesen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verschwörung. [1])

1) Strad. 124. 125.

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden, aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schließen, oder sich durch die Flucht retten sollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich untereinander, mit Hintansetzung aller andern Pflichten, und mit den Waffen selbst, wenn es nothig wäre, beizustehen gehalten seyn sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schatzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sey. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, ließ sie in ihren eignen, und in der Abwesenden Namen, den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der funfte April 1566, wird zu Ueberreichung der Bittschrift angesetzt. [1])

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei- und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehensleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst, und der Herzogin. [2]) Den Grafen von Nassau und Brederode an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palloft an; ganz Brüssel folgte dem ungewohnlichen Schauspiele in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Mannern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten sehen; auf der andern Seite, so viel Ordnung, so viel Demuth und bescheidne Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfangt den Zug, von allen ihren Rathen und den Rittern des Vließes umgeben. „Diese edeln Niederlander," redet Brederode sie mit Ehrerbietung an „welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und noch weit mehrere, welche nachstens „eintreffen sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit, so wie von ihrer Demuth, dieser feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, als Wortführer der Gesellschaft, ersuche Sie, diese Bittschrift anzunehmen, die nichts enthalt, was sich nicht mit dem Besten des Vaterlandes und mit der Wurde des Konigs vertrüge." —

„Wenn diese Bittschrift," erwiderte Margaretha, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlandes und mit der Würde des Konigs streitet, so ist kein Zweifel, daß sie gebilligt werden wird." — „Sie hatten," fuhr der Sprecher fort, mit Unwillen und Bekümmerniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unterlege, und ihnen bei Ihrer Hoheit nachtheilig zuvorgekommen sey; darum lägen sie Ihr an, ihnen die Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen, und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu thun, damit derjenige, welchen man schuldig finden wurde, die verdiente Strafe leide." — „Allerdings," antwortete die Regentin, könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die nachtheiligen Gerüchte von den Absichten und Allianzen des Bundes für nöthig erachtet habe, die Statthalter der Provinzen aufmerksam darauf zu machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu verrathen," setzte sie mit Einer Miene des Unwillens hinzu, „konne mit keinem Recht von ihr gefordert werden." Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging. [1])

„Nie," lautete diese Bittschrift (die nach Einigen den berühmten Balduin zum Verfasser haben soll), „nie hatten sie es an der Treue gegen ihren „König ermangeln lassen, und auch jetzt waren sie „weit davon entfernt; doch wollten sie lieber in die „Ungnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, „als ihn noch länger in der Unwissenheit der übeln „Folgen verharren lassen, womit die gewaltsame „Einsetzung der Inquisition und die längere Beharrung auf den Edikten ihr Vaterland bedrohen. „Lange Zeit hatten sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenversammlung wurde „diesen Beschwerden abhelfen; jetzt aber, da auch „diese Hoffnung erlaschen sey, hielten sie es für ihre „Pflicht, die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie baten daher Ihre Hoheit, eine wohlgesinnte und wohlunterrichtete Person nach Madrid „zu senden, die den König vermagen konnte, dem „einstimmigen Verlangen der Nation gemaß, die „Inquisition aufzuheben, die Edikte abzuschaffen, „und statt ihrer auf einer allgemeinen Staatenversammlung neue und menschlichere verfassen zu lassen. Unterdessen aber, bis der König seine Entschließung kund gethan, mochte man die Edikte „ruhen lassen und die Inquisition außer Wirksamkeit setzen. Gabe man," schlossen sie, „ihrem demuthigen Gesuch kein Gehor, so nehmen sie Gott, „den König, die Regentin und alle ihre Rathe zu „Zeugen, daß sie das Ihrige gethan, wenn es „unglücklich ginge." [2])

1) Strada. 125.
2) Hopper. 73.

1) Hopper. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 183.
2) Hopper. 74. Burg. 162. 166.

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben demselben Aufzuge, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kuilemburg waren mit ihrem Anhange unterdessen zu ihnen gestoßen) vor der Regentin, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben, und enthielt: „Die Inquisition und die Edikte ganz ruhen zu „lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle „sie, dem Wunsch der Verbundenen gemäß, Einen „aus dem Adel nach Spanien senden, und ihr Ge„such bei dem Könige nach allen Kräften unter„stützen. Einstweilen solle den Inquisitoren empfoh„len werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwal„ten; dagegen aber erwarte sie von dem Bunde, „daß er sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, und „nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen „werde.“ So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch Alles, was sie mit irgend einem Scheine von Wahrscheinlichkeit für's Erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen seyn, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske, und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift, als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß sie nichts, als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienstfeifer für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe Jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein, und ihr künftiges Betragen,“ antwortete sie diesem, „würden ihrer Absichten „Richter seyn.“ [1])

Gastmähler gaben dem Bunde seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktirte Brederode die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gaste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich einige, daß sie den Grafen von Barlaimont der Regentin, die sich bei Ueberreichung der Bittschriften zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: „Sie solle sich vor einem Haufen Bettler (Gueux) „nicht fürchten.“ Wirklich war auch der große Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herabgekommen, daß er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte, und der sich zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: es leben die Geusen! wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte allen für ihren Beitritt zum Bunde, und versicherte hoch, daß er für jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und Jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlertasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die der Zufall so eben vorbeiführete, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben, und ein Glas mitzutrinken. [1]) Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an, bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gaste und Aufwarter ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daseyn seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein sichtbares Zeichen in Athem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberbleche überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder ließen sie an dem Gürtel herunterhangen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Proviantasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelsack. Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle die-

1) Hopper. §. 91, Strada. 127.

1) „Aber,“ versicherte nachher Egmont in seiner Verantwortungsschrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei „hörte ich: es lebe der König und es leben die Geusen! Es war „mir zum ersten Male, daß ich diese Benennung hörte und gewiß, sie mißfiel mir. Aber die Zeiten waren so schlimm, daß man „Manches gegen seine Neigung mitmachen mußte, und ich glaubte „eine unschuldige Handlung zu thun.“ Procès criminel des Comtes d'Egmont, etc. T. I. Egmonts Verantwortung.

jenigen trugen, welche vom Papstthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen. [1])

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht auf's Aeußerste käme. Sollte aber, sugten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen seyn, die ihre Pflicht gethan hatten.

Darauf erwiderte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen konnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es Niemand anders, als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Verheißungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Berti befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mäßigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung durch kein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte, [2]) welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mußten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachsames Auge zu haben. Brederode, Kuilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt; von 550 Reitern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb der Mauern mit Musketenfeuer, und schieden dann von einander, Brederode nach Antwerpen, die beiden Andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentin einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; „Bürger von Antwerpen," redete er sie an, „ich „bin hier, mit Gefahr meiner Güter und meines „Lebens euch die Last der Inquisition abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir „theilen, und zu eurem Führer mich erkennen, „so nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier „zutrinke, und streckt zum Zeichen eures Beifalls „die Hände empor." Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen. [3])

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edeln hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem Könige erst zur Genehmhaltung vorzulegen. [1]) Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen von Oranien, der für das Erste stimmte. Außerdem hatte man Grund, zu fürchten, daß die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfaßt sey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern, einzeln, und diejenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freien Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißen ließen. [2]) Zufolge eines äußerst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmachtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen seyn sollten; die von Hennegau verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andre willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren, und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshofen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam. [3]) Aus dem Hauptinhalt dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That verdiente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller der Sekten," hieß es darin, „ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche einen von diesen beherbergten, ketzerische Zusammenkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend sonst ein öffentliches Aergerniß gäben, sollten mit dem Galgen bestraft, und ihre Güter (wo die Landesgesetze es nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwüren sie aber ihre Irrthümer ab, so sollten sie mit der Strafe des Schwerts davon kommen und ihre Verlassenschaft ihrer Familie bleiben." Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bußfertigen Ketzern, hieß es ferner, könne Gnade

1) Hopper. §. 94. Strada. 127—130. Burgund. 185. 187.
2) Burgundius gut zwolf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben soll. 188.
3) Strada 131.

1) Hopper. §. 95.
2) Grot. 22. Burgund. 196. 167 sq.
3) A. G. d. v. N. III. 72

widerfahren; Unbußfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sey denn, daß sie sich durch Verführung Anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt, und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer waren, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten. [1]) Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keinen einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen anstatt Moderation (Milderung) Moorderation, d. i. Mörderung nannte. [2])

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrathe vorgelegt, und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen. [3])

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen [4]) aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäfte allein nicht befassen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniß war, so mochte er seiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzogin aus: daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben mochte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksale, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außer Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichts destoweniger mochte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben. [5])

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere schonende Verhältniß, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten noch länger beizubehalten, und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Streite nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte; so sehr mußte das Mißtrauen Philipps gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Diensteifer erkalten, und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschrift des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eignen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzten, und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen sie, als Stützen der vaterländischen Freiheit und größtentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können. [1]) Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Hieß die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Interesse auch das ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser mißlichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften ausweichen; ein Weg, den sie zum Theil schon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine bloße Nothhülfe war. Auf sie sah die ganze Nation. Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die sie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht, als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; so lange sie dem Senate noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und unsicher, die sich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, sobald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieselben Maßregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, mußte den besten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblößte, wo Rath ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Ei-

1) Burg. 190—195.
2) A. G. d. v. N. 72.
3) Vgl. ad Hopper. VII. Brief.
4) Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von dem ersten gewesen war, die den Compromiß unterschrieben. Vgl. ad Hopper. VII. Brief.
5) Strad. 133, 134.

1) Meteren 61.

genheiten des republikaniſchen Charakters, nicht unterlaſſen haben würde, das Uebel zu verſchlimmern und die Erbitterung der Gemüther auf's Aeußerſte zu treiben.

Alle dieſe Gründe, unter denen es jedem freigeſtellt iſt, nach ſeiner guten oder ſchlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszuſuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentin im Stiche zu laſſen und ſich aller Staatsgeſchäfte zu begeben. Die Gelegenheit, dieſen Vorſatz in's Werk zu richten, fand ſich bald. Der Prinz hatte für die ſchleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte geſtimmt; die Statthalterin folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und ſandte ſie zuvor an den König. „Ich ſehe „nun deutlich," brach er mit verſtellter Heftigkeit aus, „daß allen Ratſchlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf keiner Diener, „deren Treue er bezweifeln muß, und ferne ſey „es von mir, meinem Herrn Dienſte aufzudringen, „die ihm zuwider ſind. Beſſer alſo für ihn und „mich, ich entziehe mich dem gemeinen Weſen." [1]) Das Nämliche ungefähr äußerte der Graf van Haorn; Egmont bat um Urlaub, die Bader in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in ſeiner Anklage) ausſah wie die Geſundheit. Die Regentin, von den Folgen erſchreckt, die dieſer Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete ſcharf mit dem Prinzen. „Wenn „weder meine Vorſtellungen, noch das gemeine Beſte „ſo viel über Sie vermögen, Sie von dieſem Vorſatze zurückzubringen; ſo ſollten Sie wenigſtens „Ihres eignen Rufes mehr ſchonen. Ludwig von „Naſſau iſt Ihr Bruder. Er und Graf Bre„derode, die Häupter der Verſchwörung, ſind öf„fentlich Ihre Gäſte geweſen. Die Bittſchrift enthält daſſelbe, wovon alle Ihre Vorſtellungen im „Staatsrathe bisher gehandelt haben. Wenn Sie „nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlaſſen, „wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Ver„ſchwörung begünſtigen?" Es wird nicht geſagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrathe getreten iſt; iſt er es aber, ſo muß er ſich bald eines andern beſonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geſchäften erblicken. Egmont, ſcheint es, ließ ſich von den Vorſtellungen der Regentin beſiegen; Haorn allein zog ſich wirklich auf eins ſeiner Güter zurück, des Vorſatzes, weder Kaiſern noch Königen mehr zu dienen. [2])

Unterdeſſen hatten ſich die Geuſen durch alle Provinzen zerſtreut, und wo ſie ſich zeigten, die günſtigſten Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Verſicherungen nach war für die Religionsfreiheit Alles gewonnen, und dieſen Glauben recht zu befeſtigen, halfen ſie ſich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten ſie zum Beiſpiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vließes vor, worin dieſe feierlich erklärten, daß künftighin Niemand weder Gefängniß, noch Landesverweiſung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben ſollte, er hätte ſich denn zugleich eines politiſchen Verbrechens ſchuldig gemacht, in welchem Falle gleichwohl die Verbundenen allein ſeine Richter ſeyn würden; und dies ſollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So ſehr es ſich die Ritter, auf die erſte Nachricht von dem geſpielten Betruge, angelegen ſeyn ließen, die Nation aus ihrer Täuſchung zu reißen, ſo wichtige Dienſte hatte dieſe Erfindung der Faktion in dieſer kurzen Zeit ſchon geleiſtet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung ſich auf einen bloßen Augenblick einſchränkt, ſo können Erdichtungen, die ſich nur dieſen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgeſtreute Gerücht zwiſchen der Statthalterin und den Rittern Mißtrauen erweckte und den Muth der Proteſtanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, ſpielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn ſie auch ſelbſt nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beſchönigung diente. Wenn dieſer falſchliche Wahn auch noch ſo bald widerrufen ward, ſo mußte er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, ſo viele Ausſchweifungen veranlaßt, ſo viele Zügelloſigkeit und Licenz eingeführt haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit ſowohl, als aus Verzweiflung, fortzuwandeln ſich genöthigt ſehen mußte. [1]) Gleich auf die erſte Zeitung dieſes unglücklichen Erfolgs fanden ſich die geflüchteten Proteſtanten in ihrer Heimath wieder ein, von der ſie ſich nur ungern geſchieden hatten; die ſich verſteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihrem Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch dieſe Duldungsakte, ſchenkten ſich ihr jetzt öffentlich und laut. [2]) Der Name der Geuſen wurde hochgerühmt in allen Provinzen; man nannte ſie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Inſignien zu tragen. Dieſe Letztern brachten auf dem Geuſenpfennige noch die Veränderung an, daß ſie zwei kreuzweis gelegte Wanderſtabe darauf ſetzten, gleichſam um anzudeuten, daß ſie jeden Augenblick fertig und bereit ſtunden, um der Religion willen Haus und Heerd zu verlaſſen. Die Errichtung des Geuſenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Geſtalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geſchrei der Einzelnen war, hatte ſich nunmehr in Einen Körper furchtbar zuſammengezogen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrühreriſche Kopf ſah ſich jetzt als Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte ſeine Verwegenheit zu ſichern, indem er ſie in dieſen Verſammlungsplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, ſchmeichelte dem Eitlen; ſich unbeobachtet und ungeſtraft in dieſem großen Strome zu verlieren, lachte den Feigen. Das Geſicht, welches die Verſchwörung der Nation zeigte, war demjenigen ſehr ungleich, welches ſie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Abſichten auch die lauterſten geweſen, hätte ſie es wirklich ſo gut mit dem Throne gemeint, als ſie äußerlich ſcheinen wollte; ſo würde ſich der große Haufen dennoch nur an das Geſetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr beſſerer Zweck gar nicht für ihn vorhanden geweſen ſeyn.

1) Burgund. 189.

2) Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Heerns Anklage 118.

1) Strada. 132. 133.

2) Grot. 22.

Oeffentliche Predigten.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger seyn, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erdebliche Fortschrittr in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiedertäufer überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von Allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Kalvinisten, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Cantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntniß herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnten mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluß dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Haß gegen das Papstthum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, daß die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte. [1])

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die entworfene Moderation Statt haben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proerburen gegen die Ketzer Mäßigung empfohlen; ein Auftrag, den der größte Theil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte, und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehrsten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute mißhandelt zu sehen. [1]) Sie verstanden also die Regentin absichtlich falsch, und ließen die Inquisition, wie die Edikte, fast ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angehäuft hatten, um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefurchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch offentlich wagen zu konnen. Diese Licenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Oudenarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser Herrmann Stricker, aus Overyssel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegner Enthusiast von fähigem Geist, imposanter Figur und fertiger Zunge, ist der Erste, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von siebentausend Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Priester in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Ermangelung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten. [2]) Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rappieren, Feuergewehr und Helledarden versehen, stellen Posten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienste Theil nehmen, wozu besondere Aufpasser bestellt sind. An dem Eingange haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feil bieten. Der Apostel, Herrmann Stricker, läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen: das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Flusse, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Zeremonie, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sakramente auf kalvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Bald Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Oberflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein anderer Mönch, Peter Dathen aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntausend Menschen drängten sich aus Flecken und Dör-

1) Grot. 22. Strad. 136. Burg. 212.

1) Grot. 29. Burgund. 203. 204.

2) Burgund. 213. 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schaar von siebentausend tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu dringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr, als Alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welch insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die sie als eine schlechtere Menschenart betrachteten.

fern zu ſeiner Predigt; ihre Anzahl machte ſie beherzt genug, mit ſtürmender Hand in die Gefängniſſe zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgeſpart waren. Die Proteſtanten in Tournay wurden von einem gewiſſen Ambroſius Wille, einem franzöſiſchen Kalviniſten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie drangen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und laſſen ſich öftere Drohungen entfallen, daß ſie die Stadt den Franzoſen übergeben würden. Dieſe war ganz von Garniſon entblößt, die der Kommandant, aus Furcht vor Verrätherei, in das Kaſtell gezogen hatte, und welche ſich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie eine eigne öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für ſich verlangten; da man ihnen dieſe verſagte, traten ſie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienſt nach dem Beiſpiele der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzuſetzen. Dieſe drei Städte ſtanden unter einander in dem genaueſten Zuſammenhange, und die proteſtantiſche Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil ſich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, ſo kamen ſie überein, daß ſie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Brederode's Erſcheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstauſend Menſchen brachen an dem nämlichen Tag, wo daſſelbe in Tournay und Valenciennes geſchah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter ſchleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter ſich her. Sie ſchloſſen den Platz mit Wagen, die ſie zuſammenbanden, hinter welchen ſich Gewaffnete verſteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwaigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutſche, theils Hugenotten, und redeten in walloniſcher Sprache; Manche darunter waren aus dem gemeinſten Pöbel, und Handwerker ſogar fühlten ſich zu dieſem heiligen Werke berufen. Kein Anſehen der Obrigkeit, kein Geſetz, keines Häſchers Erſcheinung ſchreckte ſie mehr. Viele zog bloße Neugierde herbei, um doch zu hören, was für neue und ſeltſame Dinge dieſe fremden Ankömmlinge, die ſo viel Redens von ſich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Pſalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in franzöſiſchen Verſen abgeſungen wurden. Ein großer Theil wurde von dieſen Predigten wie von luſtigen Komödien angezogen, in welchen der Papſt, die Väter der trientiſchen Kirchenverſammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrſchenden Kirche auf eine poſſierliche Art herumtergemacht wurden. Je toller dieſes zuging, deſto mehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatſchen, wie im Schauſpielhauſe, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in dieſen Verſammlungen auf die herrſchende Kirche geworfen ward, ging deßungeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, ſo wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterliefen, und mancher, der hier nichts weniger als Wahrheit geſucht hatte, brachte ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit zurück. 1)

Dieſe Verſammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermeſſenheit der Sektirer, bis ſie ſich endlich ſogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienſte mit einer Eskorte von gewaffneten Reitern im Triumphe heimzuführen und ſo das Geſetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath ſendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzogin, um ſie zu einer perſönlichen Ueberkunft, und, wo möglich, zur Reſidenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfalle der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmſten Kaufleute, vor Plünderung bange, ſtanden ſchon im Begriffe, ſie zu räumen. Furcht, das königliche Anſehen auf ein gefährliches Spiel zu ſetzen, verbietet ihr zwar, dieſem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf von Megen dahin geſendet um mit dem Magiſtrate wegen Einführung einer Garniſon zu unterhandeln. Der aufrühreriſche Pöbel, dem der Zweck ſeiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, ſammelt ſich unter tumultuariſchem Geſchrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen „geſchworenen Feind der Geuſen;“ wurde ihm zugeſchrien, „er bringe Knechtſchaft und Inquiſition, „und er ſolle unverzüglich die Stadt verlaſſen.“ Auch legte ſich der Tumult nicht, bis Megen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Kalviniſten dieſer Stadt bei dem Magiſtrate eine Schrift ein, worin ſie bewieſen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, ſich in der Stille zu verſammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für ſich begehrten. Der Stadtrath erneuert ſeine Vorſtellungen an die Herzogin, daß ſie der bedrängten Stadt doch durch ihre perſönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigſtens den Prinzen von Oranien ſchicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rückſicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet ſey. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte ſie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, ſo ſchwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieſer, nachdem er ſich lange umſonſt hatte bitten laſſen, weil er einmal feſt entſchloſſen ſchien, an den Staatsgeſchäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab ſich endlich dem ernſtlichen Zureden der Regentin und den ungeſtümen Wünſchen des Volks. Brederode kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abfeuerung von Piſtolen. Antwerpen ſchien alle ſeine Einwohner ausgegoſſen zu haben, um ſeinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerſtraße wimmelte von Menſchen; die Dächer auf den Landhäuſern waren abgedeckt, um mehr Zuſchauer zu faſſen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern ſogar wuchſen Menſchen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte ſich hier in kindlichen Ergießungen. „Die Geuſen ſollen leben!“ ſchrie Jung und Alt ihm entgegen.— „Sehet hin,“ ſchrien andere, „das iſt der, der uns Freiheit bringt!“ — „Der iſt's,“ ſchrien die Lutheraner, „der uns das Augsburgiſche Bekenntniß „bringt!“—„Nun brauchen wir fortan keine Geuſen mehr!“ riefen Andere; „wir brauchen den mühſamen Weg nach Brüſſel nicht mehr. Er allein iſt uns Alles!“ Diejenigen, welche gar nichts zu ſagen wußten, machten ihrer ausgelaſſenen Freude in Pſalmen Luft, die ſie tumultuariſch um ihn her

1) Strad. 132. Burgund. 220 — 232

anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her, und rief endlich, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: „Bei Gott!“ rief er, „sie sollten zusehen, was sie thäten, es würde sie „einmal reuen, was sie jetzt gethan.“ [1]) Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Uebels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwahne der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und daß sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossard von Brabant sich in dem Gebiete von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Kalvinisten, bei ihrem Gottesdienste feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfalle sicher seyn konnten. [2]) Es gelang ihm noch einmal sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Mariendild wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge unangefochten herumgetragen: einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war Alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession heraus nahm. [3])

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhält, und für Antwerpen zittert, daß sie in Oraniens gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund ausgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Brederode, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hatte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Daseyn und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sektirer erheben, als sie den Muth der Regentin darniederschlug. Der Convent kam in einer Luttichischen Stadt, S. Truyen, zu Stande, wohin sich Brederode und Ludwig van Nassau an der Spitze von zweitausend Verbundenen gewarfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so achteten sie auf alle Fälle für rathsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereigniß für den Bund; das scheinbare Glück derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin rühmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man solle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Antheil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerm Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen sie sich übereilter Weise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk mit Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen. [1])

Graf van Egmont und Wilhelm von Oranien werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen Ludwig von Nassau, Brederode und Kuilemburg waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe unweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser Beiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien von „mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. Man „hat die Edikte und Inquisition allzustreng gefunden. „ich habe beide gemildert. Man hat auf eine all„gemeine Versammlung der Reichsstände angetra„gen; ich habe diese Bitte vor den König gebracht, „weil ich sie aus eigener Gewalt nicht bewilligen „durfte. Was hab' ich denn nun unwissender Weise „noch unterlassen oder gethan, was diese Zusam„menkunft in S. Truyen nothwendig machte? Ist „es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs „und seinen Folgen, was die Verbundenen beun„ruhigt? Die Beleidigung ist groß, aber größer „ist seine Gnade. Wa bleibt nun das Versprechen „des Bundes, keine Unruhen unter dem Volke zu „erregen? Wa jene prächtig tönenden Worte, daß „man bereit seyn würde, lieber zu meinen Füßen „zu sterben, als dem Könige etwas von seinen Rech„ten zu vergeben? Schon nehmen sich die Neuerer „Dinge heraus, die sehr nahe an Aufruhr grenzen „und die Republik zum Verderben führen; und „der Bund ist's, auf den sie sich dabei berufen. „Wenn er dieses mit Stillschweigen duldet, so „klagt er sich als Mitschuldigen ihres Frevels an; „wenn er es redlich mit seinem Könige meint, so „kann er bei dieser Ausgelassenheit des Pöbels nicht „unthätig feiern. Aber er selbst geht ja dem ra„senden Pöbel durch sein gefährliches Beispiel voran, „schließt Bündnisse mit den Feinden des Vater„landes, und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte „durch seine jetzige strafbare Versammlung. [2])

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich

1) Strad. 138. 139. Burg. 233, 234.
2) Meurs. Guil. Aur. Lib. I. 10. 11.
3) Meteren. 83. Burgund. 234.

1) Burgund. 235. Strad. 140.
2) Meteren. 84. Burg. 238. 239.

in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüssel einreichen laßt. „Alles," lautete diese, „was Ihre Hoheit in „Rücksicht auf unsere Bittschrift gethan, haben „wir mit dem lebhaftesten Danke empfunden; auch „konnen wir über keine Neuerung Klage fuhren, „welche in dieser Zeit, Ihrem Versprechen zuwi„der, irgendwo gemacht worden wäre; aber wenn „wir deßungeachtet jetzt noch immer und aller Or„ten her in Erfahrung bringen, und mit eignen „Augen uns uberzeugen, daß man unsre Mit„bürger um der Religion willen vor Gericht schleppt „und zum Tode fuhrt, so mussen wir nothwendig „daraus schließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit „von den Gerichtshöfen zum mindesten — sehr we„nig geachtet werden. Was der Bund seinerseits „versprochen, hat er redlich erfüllt, auch den öf„fentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu „steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, „wenn die zu lange Verzögerung einer Antwort „aus Madrid die Gemüther mit Argwohn erfullt, „und die getauschte Hoffnung einer allgemeinen „Staatenversammlung sie wenig geneigt macht, „fernern Versicherungen zu glauben. Nie hat sich „der Bund mit den Feinden des Landes verbun„den; auch nie eine Versuchung dazu gefühlt. Sol„ten sich franzosische Waffen in den Provinzen se„hen lassen, so werden wir, die Verbundenen, als „die ersten zu Pferde sitzen, sie daraus zu vertrei„ben; aber wir wollen aufrichtig gegen Ew. Ho„heit seyn. Wir glaubten Zeichen Ihres Unwillens „gegen uns in Ihrem Gesichte zu lesen; wir sehen „Menschen im ausschließenden Besitze Ihrer Gnade, „die durch ihren Haß gegen uns berüchtigt sind. „Täglich müssen wir hören, daß vor der Gemein„schaft mit uns, wie vor Verpesteten, gewarnt „wird, daß man uns die Ankunft des Königs, wie „den Andruch eines Gerichtstags verkündigt — was „ist naturlicher, als daß der Argwohn gegen uns „auch den unsrigen endlich erweckte? daß der Vor„wurf der Majestätsverletzung, womit man unsere „Verbindung zu schwarzen bemuht ist, daß die „Kriegsrüstungen des Herzogs von Savoyen „und anderer Fursten, die, wie das Gerücht sagt, „uns gelten sollten, die Unterhandlungen des Ko„nigs mit dem französischen Hofe, um einer spa„nischen Armee, die nach den Niederlanden be„stimmt seyn soll, den Durchzug durch dieses Reich „auszuwirken, und dergleichen Vorfalle mehr, uns „aufgefordert haben, auf unsere Selbstvertheidigung „zu denken, und uns durch eine Verbindung mit „unsern auswartigen Freunden zu verstarken? Auf „ein allgemeines unstetes und schwankendes Gerede „beschuldigt man uns eines Antheils an dieser Zü„gellosigkeit des protestantischen Pobels; aber wen „klagt das allgemeine Gerede nicht an? Wahr ist „es allerdings, daß auch unter uns Protestanten „sich befinden, denen eine Duldung der Religionen „das willkommenste Geschenk seyn würde; aber „auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem „Herrn schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des „Konigs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, „diese Versammlung zu halten. Der König ist „gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. „Es kann also nicht Verzeihung seyn, was wir „bei ihm suchen; und eben so wenig kann es „Vergessenheit seyn, was wir uns über Hand„lungen erbitten, die unter den Verdiensten, so „wir uns um Se. Majestät erworben, nicht die „unbeträchtlichsten sind. Wahr ist es wieder, daß „sich Abgeordnete der Lutheraner und Kalvinisten „in S. Truyen bei uns eingefunden; ja noch „mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, „die wir an Ew. Hoheit hier beilegen. Sie er„bieten sich darin, die Waffen bei ihren Predigten „niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicherheit „leisten, und sich für eine allgemeine Versamm„lung der Stände verbürgen wolle. Beides haben „wir geglaubt, ihnen zusagen zu mussen, aber un„sere Versicherung allein hat keine Kraft, wenn „sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen „ihrer vornehmsten Rathe bestatigt wird. Unter „diesen kann Niemand von dem Zustande unserer „Sachen so gut unterrichtet seyn, und es so red„lich mit uns meinen, als der Prinz von Ora„nien und die Grafen von Hoorn und von „Egmont. Diese Drei nehmen wir mit Freuden „als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nö„thige Vollmacht gibt, und uns Versichrung lei„stet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen gewor„ben, und keine Befehlshaber darüber ernannt „werden sollen. Diese Sicherheit verlangen wir in„dessen nur auf einen gegebenen Zeitraum, nach „dessen Verstreichung es bei dem Konige stehen „wird, ob er sie aufheben oder bestatigen will. „Geschieht das Erste, so ist es der Billigkeit ge„mäß, daß man uns einen Termin setze, unsere „Personen und Guter in Sicherheit zu bringen; „drei Wochen werden dazu genug seyn. Endlich „und letztens machen wir uns auch unsrerseits an„heischig, ohne Zuziehung jener drei Mittelsper„sonen nichts Neues zu unternehmen." [1])

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sah sich eben so wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie umfahig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsrathen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwande sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rath, als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nothigte, die Großmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, sah sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in S. Truyen den Vertrag einzugehen, daß sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitern Schritt unternahmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deswegen auf das Nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten den Marquis von Bergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren

1) Meteren 84. 85. Strada 141 sq. Burgund. 240—251. Meursii Guil. Aur. L. I. 11. 12.

schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte. [1])

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Kurien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehülfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem Könige, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzogin und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das Mißtrauen würde tilgen können, das bei allen diesen Beschwerden zum Grunde läge, und jeder noch so gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Charakter seiner Landsleute wagt er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er im Gegentheil, von eben dieser Kenntniß geleitet, alle Hoffnung dazu absprach, so lange sie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung zu seyn, und dem Neide der spanischen Großen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Berathschlagungen unterworfen. [2])

(1566.) Der König war damals im Busch zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrath versammelte. Beisitzer waren: der Herzog von Alba; Don Gomez de Figueroa; Graf von Feria; Don Antonio von Toledo, Großcommendator vom Orden St. Johannes; Don Johann Manriquez von Lara, Oberhofmeister der Königin; Rui Gomes, Prinz von Eboli und Graf von Melito; Ludwig von Quirada, Oberstallmeister des Prinzen; Karl Tyssenaeque, Präsident des niederländischen Conseils; der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopper [3]) und der Staatsrath von Corteville. [4]) Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie einen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall an einander gereiht, und der natürliche Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen seyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvella, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besitze einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen von Egmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidnen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und herzhaftern Schritt, durch eine förmliche Verschworung, den Geusenbund, von dem Hofe zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft, und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem Könige zu thun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Straflosigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Kurien anders, als ein völliger Umguß der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Großen im Staatsrathe, und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben? [1])

Welches aber auch die Quellen dieses Uebels seyn mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend sey. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveraine Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die stürmische Jahreszeit, als die Gefahr von den französischen und englischen Schiffen, die den Ocean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kurzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walchern Besitz nehmen, und dem Könige die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühlinge nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermangelnng des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Auskunft begnügen.

1) Hopper. §. 117. Burgund. 252 262.
2) Hopper. 98. 99. 103.
3) Aus dessen Mémoires, als einer mithandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind.
4) Hopper. § 111.

1) Hopper. §. 104.

Man kam also überein, dem Könige vorzutragen, erstlich: daß er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milderung der Plakate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; drittens, daß er der Oberstatthalterin Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt seyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüther versichert und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Ligueu, Verbrüderungen, öffentliche Zusammenkünfte und Predigten müßten fortan, bei strenger Ahndung, untersagt seyn; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterin sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamen Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieselben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohl gethan seyn, wenn Se. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnadigen Tone schrieben, um ihren Dienstelfer zu beleben. [1])

Sobald dem Könige diese Resolution seines Staatsraths vorgelegt worden, war sein Erstes, daß er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzustellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei seinem Entschlusse zu erflehen. Er erschien in eigner Person im Staatsrathe, um diese Resolution zu genehmigen und sogleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten, und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentin befahl er in einem Privatschreiben, sich unter der Hand und im Stillen kriegerisch zu rüsten: dreitausend Mann Reiterei, und zehntausend Mann Fußgänger sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nöthigen Briefen versah und ihr eine Summe von dreihunderttausend Goldgulden übermachte. [2]) Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnadigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte, und sie auch für's Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptsächlich gestellt war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und zweideutige Begnadigung so gut als gar keine war, und viel zu sehr von der Willkür abding, als daß sie die Gemüther hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation, als zu gelinde, verwarf, über deren Harte man sich doch beklagte — so hatte er dieswal doch zu Gunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan: er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert, und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem spanischen Conseil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicher Weise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachgiebigkeit zu einer Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahingestellt. Jetzt kam sie zu spät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

1) Hopper. §. 109. 110. 112. 113.
2) Hopper. §. 118. 124. Burg. 288.

Viertes Buch.

Der Bildersturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglich allerdings und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gutliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unversöhnlichen Feinde ihrer Partei in seinem eigenen Lande zu thun zu geben; sehr natürlich also, daß ihre Unterhandler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nahren, den Druck, worunter sie seufzte, zu übertreiben, und sie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten: die die Rechtmäßigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eigenes zu verhullen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvente zu St. Truyen verabredet worden, daß in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der größere Theil dem Papstthum anhing, ein Rasender sich hatte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlammigen Schooße einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre allein schon darum nicht glaublich, weil diese wuthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie an's Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die aus ihr hervorgingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklaren.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pabel, viehisch durch viehische Behandlung; von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumge-

scheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt; genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennendrr Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gotte zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblicke an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne, und im Herzen Erbitterung, kommen dem Winke eines fanatischen Redners zu Hülfe; die Gelegenheit ruft; keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Entschluß ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiß es noch deutlich, zu welcher, rennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligen Bild, worauf sie stoßen, ist ein Siegesmal; das über sie errichtet ist, und jedes muß von ihren racherischen Handen fallen. Fanatismus gibt dem Greuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Lys und dem Meere. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich von fanatischer Wuth begeistert, in die Flecken und Dorfer bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Erhitzter durch diese verdammliche That, und durch neuen Zulauf verstärkt, bringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Kalvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemälde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelassene Bande noch im Zugel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath versammelt, um die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Muthwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pobels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spottischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentirt habe? Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachafften und die Papisten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhle zu Schlagen. Aehnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und Viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fallt es einem bei, es leben die Geusen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eines, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch wahrend dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen, und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären und leuchten zu dem Werke. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgroße, der zwischen zwei Schächern, dem Hochaltar gegenüber, aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Morder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden, und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles dieses geschah in so wunderbarer Ordnung, als hatte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniß, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den obersten Sprossen der Leiter handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstucke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenig Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der großten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet

macht man ſich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöſtern und Kapellen ein ähnliches Schickſal zu bereiten. Die Rotten mehren ſich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöſter berauſcht man ſich auf's Neue, die Mönche und Nonnen laſſen Alles im Stiche, um der letzten Beſchimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieſes Vorgangs hatte die Bürger aus dem erſten Schlafe geſchreckt; aber die Nacht machte die Gefahr ſchrecklicher, als ſie wirklich war, und anſtatt ſeinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verſchanzte man ſich in ſeinen Häuſern, und erwartete mit ungewiſſem Entſetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geſchehene Verwüſtung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Kloſter ſind noch verſchont geblieben; auch dieſe trifft ein ähnliches Schickſal; drei Tage dauert dieſer Greuel. Beſorgt endlich, daß dieſes raſende Geſindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerſtören fande, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichen Bürger, ſich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt waren verſchloſſen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderſtürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denſelben Greuel zu erneuen. Während dieſer ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, ſich ihrer Gewalt zu bedienen; ſo ſehr wuede ſie durch die Uebermacht der Kalviniſten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgeſindel gedungen war. Der Schade, den dieſe Verwüſtung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf vierhunderttauſend Goldgulden angegeben. Viele ſchätzbare Werke der Kunſt wurden bei dieſer Gelegenheit vernichtet; viele koſtbare Handſchriften, viele Denkmäler, wichtig für Geſchichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magiſtrat gab ſogleich Befehl, die geraubten Sachen, bei Lebensſtrafe, wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei erröthelen, nachdrücklich beiſtanden. Vieles wurde auf dieſe Art gerettet, und die Anführer des Geſindels, entweder, weil weniger die Raubſucht, als Fanatismus und Rache ſie beſeelten, oder weil ſie von feemder Hand geleitet wurden, beſchloſſen, um dieſe Ausſchweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in beſſerer Ordnung zu ſtürmen. 1)

Die Stadt Gent zitterte indeſſen vor einem ähnlichen Schickſale. Gleich auf die erſte Nachricht der Bilderſturmerei in Antwerpen hatte ſich der Magiſtrat dieſer Stadt mit den voenehmſten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelſchänder gewaltſam zurückzutreiben; als man dieſen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß ſie gar nicht geneigt wären, ein ſo gottesdienſtliches Week zu verhindern. Bei ſo geſtalten Sachen fanden es die katholiſchen Geiſtlichen rathſam, die beſten Koſtbarkeiten der Kirche in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geſchenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingeſtellt, die Gerichte machten einen Stillſtand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung deſſen, was kommen ſollte. Endlich wagt es eine tolldreiſte Rotte, mit dem unverſchämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es ſey ihnen," ſagten ſie, „von ihren „Obern anbefohlen, nach dem Beiſpiele der andern „Städte die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. „Widerſetzte man ſich ihnen nicht, ſo ſollte es ru„hig und ohne Schaden vor ſich gehen; im Gegen„theil aber würden ſie ſtürmen;" ja ſie gingen in ihrer Frechheit ſo weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erſtarrte der Gouverneur über dieſe Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausſchweifungen durch das Anſehen der Geſetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, ſo trug er kein Bedenken, ihnen die Häſcher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angeſichts der Garniſon, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderſtürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es dieſen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und ſilbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenſchmucke unter die Erde vergraben, ſo durchwühlten ſie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieſer Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder an's Tageslicht, der einſt an der Spitze der aufrühreriſchen Genter im Treffen geblieben und in Tournay beigeſetzt war. Dieſer Adolph hatte ſeinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefangniſſe geſchleppt; ihm ſelbſt aber hatte Karl der Kuhne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schickſal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluche preis zu geben. 1)

Mit den Bilderſtürmern aus Tournay verbanden ſich andere aus Valenciennes, um alle Klöſter des umliegenden Gebiets zu verwüſten, wobei eine koſtbare Bibliothek, an welcher ſeit vielen Jahrhunderten geſammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch in's Brabantiſche drang dieſes verderbliche Beiſpiel. Mecheln, Herzogenbuſch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schickſal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebſt einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, ſich von dieſen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüſtet. 2)

Von der nämlichen Raſerei, die den ſüdlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländiſchen Städte, Amſterdam, Leiden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltſamer Hand daraus weggeriſſen zu ſehen. Delft, Harlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entſchloſſenheit ihres

1) Meteren. 86. — Strada 145 — 147. Burgund. 294. 295. 300. Hopper. §. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13. 14.

1) Burgund. 315. 316.
2) Meteren. 85, 87. Strad. 149.

Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Oremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schicksale. [1])

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrekken in Brüssel, wo die Oberstatthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staatsraths veranstaltet hatte. Die Schwarme der Bilderstürmer drungen schon weit in's Brabantische vor, drohten sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiß ist, hier unter den Augen der Majestat denselben Greuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreise der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriffe, nach Mons, in Hennegau, zu fluchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arschot zu einem Zufluchtsorte aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, daß die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das Dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürstin zu schützen; umsonst, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, daß ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern: sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifelten Entschlusse, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzuge seyen. Sie gibt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis Viglius vor ihr, den sie, den Großen zu gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es nun," sagte ihr der Greis, „daß Sie dieses Ausgangs der Dinge gewärtig „seyn konnten. Weil ich freier gesprochen habe, „als Ihre Höflinge, so haben Sie mir Ihr fürst„liches Ohr verschlossen, das nur verderblichen An„schlägen geöffnet war." Die Regentin räumt ein, daß sie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden sey; jetzt aber dränge sie die Noth. „Sind Sie gesonnen," versetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Man„daten mit Beharrlichkeit zu bestehen?" „Das bin ich," antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen „Sie Ihre Zuflucht zu dem großen Geheimnisse der „Regentenkunst, zur Verstellung, und schließen Sie „sich scheinbar an die Fürsten an, bis Sie mit „ihrer Hülfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. „Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im „Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie einen Eid „ablegen, daß sie mit Ihnen gemeine Sache machen „wollen, diesen Unordnungen zu begegnen. Denje„nigen, die sich bereitwillig dazu finden lassen, „vertrauen Sie sich als Ihren Freunden; aber „die Andern hätten Sie sich ja durch Geringschä„tung abzuschrecken." Viglius hielt sie noch lange durch Worte hin, bis die Fürsten kamen, von denen er wußte, daß sie die Flucht der Regentin keineswegs zugeben würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtrathe den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore schließen und Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als ihre Vorstellungen gethan hatten. — Die Regentin, die sich in ihrer eigenen Residenz gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden ihres Adels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mannsfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung, und bewaffnete ihren ganzen Hof. [1])

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, dessen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an den Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebst einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Revers, getreue Diener Sr. Majestat zu seyn, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem Könige gegen innere und äußere Feinde thätige Hülfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampfe und weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Oranien. [2])

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Flandern, Oranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen, wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gibt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder,

1) Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. Lib. II. 15.

1) Burg. 330. 331. Hopper. §. 128 Vita Vigl. 48.

2) Meteren. 86. 89. 90. Hopper. §. 128 129 — 134. Burgund. 333—337. Meurs. L. II. 16 17.

veranſtaltet ihre Ausbeſſerung und ſtellt den katholiſchen Gottesdienſt wieder darin her. Drei von den Bilderſtürmern, deren man habhaft geworden, bußen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwieſen, viele andere ſtehen Zuchtigungen aus. Darauf verſammelte er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man ſie nannte, von den Nationen, und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden ſollten, wo ſie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuſer dazu einrichten könnten. Darin ſollten ſie jeden Sonn- und Feſttag, und immer zu derſelben Stunde, ihren Gottesdienſt halten; jeder andere Tag aber ſollte ihnen zu dieſem Gebrauche unterſagt ſeyn. Fiele kein Feſttag in die Woche, ſo ſollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geiſtliche ſollte keine Religionspartei unterhalten, und dieſe müßten geborne Niederländer ſeyn, oder wenigſtens von irgend einer angeſehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle ſollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen von Oranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu ſeyn. Alle Auflagen ſollten ſie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand ſollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber ſollte erlaubt ſeyn. Kein Prediger ſollte die herrſchende Religion auf der Kanzel anfechten, noch ſich auf Kontroverspunkte einlaſſen, ausgenommen, was die Lehre ſelbſt unvermeidlich machte, und was die Sitten anbetrafe. Außerhalb des ihnen angewieſenen Bezirks ſollte kein Pſalm von ihnen geſungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorſteher und Diakonen, ſo wie zu allen ihren übrigen Konſiſtorialverſammlungen ſollte jederzeit eine obrigkeitliche Perſon gezogen werden, die dem Prinzen und Magiſtrate von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abſtattete. Uebrigens ſollten ſie ſich deſſelben Schutzes, wie die herrſchende Religion, zu erfreuen haben. Dieſe Einrichtung ſollte Beſtand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beſchließen würde; dann aber Jedem frei ſtehen, mit ſeiner Familie und ſeinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherſtellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während ſeiner Abweſenheit der Aufſicht des Grafen van Hoogſtraten anvertraut, der ein ſanfter Mann war, und, unbeſchadet ſeiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln laſſen. Es iſt ſichtbar, daß der Prinz bei dieſem Vertrage ſeine Vollmacht weit überſchritten, und im Dienſte des Königs nicht anders, als wie ein ſouverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu ſeiner Entſchuldigung an, daß es dem Magiſtrate weit leichter ſeyn würde, dieſe zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er ſich ſelbſt in ihren Gottesdienſt miſchte, und wenn dieſer unter ſeinen Augen vor ſich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde ſich ſelbſt überlaſſen wären. [1])

Strenger betrug ſich der Graf van Megen in Geldern, wo er die proteſtantiſche Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüſſel bediente ſich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten ſogar außer der Stadt zu verhindern. Als deßhalb der Graf von Naſſau ſie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an ſie that, ob die Stadt Brüſſel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? ſo antwortete ſie, wenn in Brüſſel vor dem Vertrage ſchon öffentliche Predigten gehalten worden, ſo ſey es ihr Werk nicht, wenn ſie jetzt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber ließ ſie unter der Hand der Bürgerſchaft bedeuten, daß dem Erſten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß ſey. So erhielt ſie wenigſtens die Reſidenz ſich getreu. [1])

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geſchäft, an Montigny's Statt, zu deſſen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Haarn befahl den Proteſtanten, ſogleich die Kirchen zu räumen, und ſich außer den Mauern mit einem Gottesdienſte zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen ſeyen zum Gebrauche des Volks errichtet, das Volk aber ſey, nicht wo die Väter, ſondern wo der größere Theil ſey. Verjage man ſie aus den katholiſchen Kirchen, ſo ſey es billig, daß man ihnen das Geld ſchaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magiſtrat: wenn auch die Partei der Katholiken die ſchwächere ſey, ſo ſey ſie zuverläſſig die beſſere. Kirchen zu bauen ſollte ihnen unverwehrt ſeyn; hoffentlich aber würden ſie der Stadt nach dem Schaden, den dieſe bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderſtürmern, erlitten, nicht zumuthen, ſich ihrer Kirchen wegen noch in Unkoſten zu ſetzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wußten die Proteſtanten doch im Beſitze einiger Kirchen zu bleiben, die ſie zu mehrerer Sicherheit mit Wache beſetzten. [2]) Auch in Valenciennes wollten ſich die Proteſtanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. S. Aldegonde, Herrn von Noirkarmes, dem in Abweſenheit des Marquis von Bergen die Statthalterſchaft daſelbſt übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Grange, ein Franzoſe von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit unumſchränkt beherrſchte, auf eignen Kirchen innerhalb der Stadt zu beſtehen, und im Verweigerungsfalle mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Kalviniſten und ihr Einverſtändniß mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltſames gegen ſie zu unternehmen. [3])

Auch der Graf von Egmont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem Könige ſeinen Eifer zu beweiſen. Er brachte Beſatzung in die Stadt Gent, und ließ einige von den ſchlimmſten Aufrührern am Leben ſtrafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholiſche Gottesdienſt erneuert und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalviniſten, aber nur dieſen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz ein-

1) Meteren. 91. Burgundius 349—351. Strada 153. Hopper. § 136. Meurs. Guil. Auriac. L. I. 17. 18.

1) Burgund. 345. 346. 351.
2) Burgund. 356. 357.
3) Burgund. 359 sq.

geräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu thatiger Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Bilderstürmer verpflichten: ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, Johann Cassembrot, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger Bündischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweiundzwanzig aufgehängt, die Uebrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden. [1])

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hatten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Oranien, Egmont und Hoorn bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer, und schlug eben so glücklich aus, als was Noirkarmes, Megen und Aremberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spat. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edikte gesprochen, zu heftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Granvella beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentin erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident Viglius mit seinem Freunde Hopperus um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Großen legten Viele, als z. B. Egmont, Mannsfeld, Megen, Aremberg, Noirkarmes und Barlaimont besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmucken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte, und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Haupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens machtig, welchen diese verhaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Consei, sich über diesen neuen Vorfall zu berathen.

Granvelta's Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen, und vorzuglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monate, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem Oranien die Stadt Antwerpen verlassen, seyen auch die Kirchen verwüstet worden. Wohrend des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seyen zum Vortheile der Sekten gewesen, alle andere hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie Alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigne Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorscheine, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen; welche jener aber hartnäckig verlaugnete. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Rotten seyn, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Sekten, welche jene zu der Schandthat gedungen; die Geusen, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Geusen durch Lehnsverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angesteckt, und Alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloß mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kampfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Emporung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Hinsicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Klassen ohne Unterschied drückte, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man Beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem Letztern eine Portei, und dem Erstern Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen Beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pobel, stets furchtsam und träge, wenn die äußerste Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen kunftig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmüthiges Geschenk zu bewilligen. [1])

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermal zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden,

---

Meteren. 91. 92. — Burgund. 310—343.

1) Burgund. 363. 364. Hopper. §. 138. 139. 140. und §. 152 153.

ſchienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verſchwinden. „Jetzt,“ ließen ſich Toſſenaeque und Hopperus heraus, „ſey die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut ſeiner eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen von Egmont gethan, tauſend Leben zu wagen bereit ſey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe ſich Karl der Fünfte einer beſchwerlichen und gefahrvollen Landreiſe durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die Ruhe, vielleicht ſogar den Beſitz aller vereinigten Provinzen.“ [1] Dieſer Meinung waren die Meiſten, und die Reiſe des Königs wurde als eine Sache angeſehen, die er ſchlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er ſie antreten ſollte? und hierüber waren der Prinz von Edoli und der Graf von Figueroa mit dem Herzog von Alba verſchiedner Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verſchieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, ſo war der Herzog von Alba der Unentbehrliche, der im Gegentheile bei einer friedlichen Beilegung, wo man ſeiner weniger bedurfte, ſeinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee,“ erklärte Figueroa, den die Reihe zuerſt traf, zu reden, „würde die Fürſten, durch deren Gebiet man ſie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerſtand von ihnen zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren Beruhigung ſie beſtimmt ware, unnothig beläſtigen, und zu den Beſchwerden, welche dieſe bisher ſo weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheile eine friedlich ausgeubte Gerechtigkeit den Unſchuldigen von dem Schuldigen unterſcheide. Das Ungewöhnliche und Gewaltſame eines ſolchen Schritts würde die Häupter der Faktion in Verſuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Muthwille und Leichtſinn den größten Antheil gehabt, von einer ernſthaftern Seite zu ſehen, und nun erſt mit Plan und Zuſammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König ſo weit gebracht zu haben, würde ſie in eine Verzweiflung ſtürzen, worin ſie das Aeußerſte unternehmen würden. Stelle der König den Rebellen ſich gewaffnet entgegen, ſo begebe er ſich des wichtigſten Vortheils, den er über ſie habe, ſeiner landesherrlichen Würde, die ihn um ſo mächtiger ſchirme, je mehr er zeige, daß er auf ſie allein ſich verlaſſe. Er ſetze ſich dadurch gleichſam in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerſeits nicht verlegen ſeyn wurden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen ſpaniſche Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertauſche nuf dieſe Art die gewiſſe Ueberlegenheit, die ihm ſein Verhältniß, als Landesfürſt, gewahre, gegen den ungewiſſen Ausgang kriegeriſcher Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, nothwendig einen Theil ſeiner eignen Unterthanen zu Grunde richten müſſen. Das Gerücht ſeiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug in den Provinzen voraneilen, um Allen hinreichende Zeit zu verſchaffen, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und ſowohl ihre innern als auswartigen Hulfsquellen wirken zu laſſen. Hierbei wurde ihnen die allgemeine Furcht große Dienſte leiſten; die Ungewißheit, wem es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinuberziehen, und ihm Feinde erzwingen, die es ehne das niemals würden geworden ſeyn. Wüßte man ihn aber ohne eine ſolche fürchterliche Begleitung im Anzuge, ware ſeine Erſcheinung weniger die eines Blutrichters, als eines zürnenden Vaters, ſo würde der Muth aller Guten ſteigen, und die Schlimmen in ihrer eignen Sicherheit verderben. Sie würden ſich überreden, das Geſchehene für weniger bedeutend zu halten; weil es dem Könige nicht wichtig genug geſchienen, deswegen einen gewaltſamen Schritt zu thun. Sie würden ſich hüten, durch offenbare Gewaltthatigkeiten eine Sache ganz zu verſchlimmern, die vielleicht noch zu retten ſey. Auf dieſem ſtillen friedlichen Wege würde alſo gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem ſtrafwürdigen Rebellen vermengt; auf dieſen allein würde das ganze Gewicht ſeines Zorns fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwande entginge, den der Transport einer ſpaniſchen Armee nach dieſen entlegenen Genden der Krone verurſachen würde.“ [1]

„Aber,“ hub der Herzog von Alba an „kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anſchlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr ſchwebt? Weil einige treugeſinnte übel dabei fahren, ſollen darum die Anführer nicht gezüchtigt werden? Das Vergehen war allgemein, warum ſoll die Strafe es nicht ſeyn? Was die Rebellen durch die Thaten, haben die Uebrigen durch ihr Unterlaſſen verſchuldet. Weſſen Schuld iſt es, als die ihrige daß es ihnen ſo weit gelungen iſt? Warum haben ſie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerſtanden? Noch, ſagt man, ſind die Umſtände ſo verzweifelt nicht, daß ſie dieſes gewaltſame Mittel rechtfertigen — aber wer ſteht uns dafur, daß ſie es bei der Ankunft des Konigs nicht ſeyn werden, da nach jeglichem Berichte der Regentin Alles mit ſchnellen Schritten zur Verſchlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erſt beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie nothwendig ihm eine Kriegsmacht geweſen? Es iſt nur allzugegründet, daß ſich die Rebellen eines auswärtigen Beiſtandes verſichert haben, der ihnen auf den erſten Wink zu Gebote ſteht; iſt es aber dann Zeit, auf eine Kriegsrüſtung zu denken, wenn der Feind uber die Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen laſſen, ſich mit den nächſten den beſten niederländiſchen Truppen behelfen zu müſſen, auf deren Treue ſo wenig zu rechnen iſt? und kommt endlich die Regentin ſelbſt nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehorigen Kriegsmacht ſie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu geben und die Fortſchritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohldiſciplinirte und gefürchtete Armee kann dieſen die Hoffnung ganz abſchneiden, ſich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die gewiſſe Ausſicht ihres Verderbens ihre Forderungen herabſtimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ohnehin ſeine Perſon nicht in feindliche

1) Hopper. §. 142. Burgund 356.

1) Burgund. 386. 387.

„Länder wagen, ohne sie kann er mit seinen re„bellischen Unterthanen keine Verträge eingehen, „die seiner Würde gemäß sind.“ [1])

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Uebergewicht und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ocean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die Appenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig seyn konnte; und über die Appenninen war in dieser späten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Kastilien, wooon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahre nicht unternommen werden. [2])

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwartigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehn zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin, Clara Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oesterreich und Fürstin der Niederlande, an. Er erklärte ihr nunmehr seinen festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Brief gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte und sie der Gewalt wurde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein Niemand kund würde. [3])

(1566.) Wahrend dem, daß man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungener Weise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel, wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehrern Städten eigne Consistorien und einen eignen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fond zusammenzuschießen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen angingen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogstraten von den Kalvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländischen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Ueber dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformirten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Beisteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benöthigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sey es für oder gegen die Regentin, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, daß sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Kriege beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts, als eine temporare Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unschlüssig zu machen gesucht haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großsprecherei um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung so reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sey, so gewannen seine Urheber dadurch wenig; die Beisteuern flossen sehr sparsam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit still-schweigender Verachtung. [4])

Aber der Exceß der Bilderstürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte Beiden einen unersetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Biglius Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen, als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken, und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befordert, doch unstreitig

1) Burgund. 381—390.
2) Hopper. §. 154. 145. Burg. 390 392.
3) Meteren. 92. Hopper. §. 144. 145. 145. Burgund. 569. 370.

4) Strad. 163. Burgund. 374. 375. Allgem. Gesch. der v. N. III. 93

von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Kalvinisten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken auf's Grausamste bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigne Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Feeunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeigen, und den Verdacht eines Verständnisses mit den Uebelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so, daß jederzeit Einer oder der Andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; Viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letzten Male angeboten ward. [1])

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Oranien. Beide hatten sich bei dem König über die übeln Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch mon ihm gefällig werden und seinen Diensteifer darthun könnte. Seine Verläumder, ließ ihm der König durch den Präsidenten von Tyssenaeque zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefaßt seyen, daß es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedurfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathschlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzugeben, gebühre dem Unterthan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten, als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht Alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektirer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Feeund mußte man Kunst und Betrug zu Hülfe rufen. Auch Oranien hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern, um von dieser Beschwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, daß er ihn seiner Aemter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentin gethan, stets aber unter den stärksten Betheuerungen ihrer Achtung eine abschlagige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwoet, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besondees bezeigte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumstände des Prinzen (von denen der letzteee einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen seyn sollten, enbigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sey, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedurfe. Er habe gegtaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwatze gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rath aus, und äußerte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen. [1])

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz von Oranien hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm Alles hinterbrachten; was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses Heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin ingeheim nach Madrid

1) Thuan. II. 807. Strad. 161. 165. Meteren. 93.

1) Hopper. f. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume, Pr. d'Orange als Beilage.

geschrieben, mit ihrer eignen Handschrift erhalten, und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph cirkuliren lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier in Jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem Könige anlag, ihre Depeschen inskünftige sogleich zu vernichten. Wilhelms Wachsamkeit schränkte sich nicht bloß auf den spanischen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und einige beschuldigen ihn sogar, daß die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluß gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin sich dieser über die schone Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verschuldung des niederländischen Volks dem Könige jetzt gegeben sey, eine willkürliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künste zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloß er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, so wie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwischen würden; und er habe geschworen, ein Beispiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müßte er auch alle seine Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien schrieben, und worin sie über die zurückgesetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und Oranien erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe. [1])

(1566.) Den Brief des Ministers Alava, nebst einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seinen schlimmen Absichten wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau, dem Grafen von Egmont, von Hoorn und von Hoogstraten bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde, in Flandern, vor, wohin sich diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreist, daß man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger festen Plätze versichern müsse. Dem Könige müsse man, es koste auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen dringen, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten, und wenn er sich dessen ungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurchschlinge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündniß zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertausend Reiter, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk, zusammenzubringen; an einem Vorwande fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute wurden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stiche lassen. Aber Wilhelm, vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verstattet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grunde, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, daß man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sey, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf Alles ein wachsames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sey, zu handeln, wenn die Umstande es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Oranien beigetreten, so ist kein Zweifel, daß eine so mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Ansehn ihrer Glieder, den Absichten des Konigs Hindernisse hätte entgegensetzen konnen, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der versammelten Ritter wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf von Egmont sie überraschte. „Lieber," sagte er, „mag Alles über „mich kommen, als daß ich das Glück so verwe„gen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers „Alava rührt mich wenig, — wie sollte dieser „Mensch dazu kommen, in das verschlossene Ge„müth seines Herrn zu schauen, und seine Ge„heimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche „uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, „als daß der König eine sehr zweideutige Meinung „von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu ha„ben glaubt, ein Mißtrauen in unsre Treue zu „setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm „nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch ist es mein „ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines „Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und „durch mein künftiges Verhalten, wo möglich, den „Verdacht auszulöschen, den meine bisherigen „Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und „wie sollte ich mich auch aus den Armen meiner „zahlreichen und hülfsbedurftigen Familie reißen, „um mich an fremden Hofen als einen Landflüch„tigen herumzutragen, eine Last für Jeden, der mich „aufnimmt, Jedes Sklave, der sich herablassen will, „mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Aus„landern, um einem leidlichen Zwange in meiner Hei„math zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch „ungutig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb „und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht „auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr „wird man mich überreden, daß Er, der für „sein niederländisches Volk so billige, so gnadige „Gesinnungen gehegt, und so nachdrucklich, so hei„lig mir bethenert hat, jetzt so despotische An„schläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem „Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben „die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottes„dienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, daß „man von keinen spanischen Truppen mehr hören

1) Reidan. 3. Thuan. 607. Burgund. 401 Meteren. 94. Strad. 160.

„wird; und dies ist es, wozu ich Sie alle durch „meinen Roth und durch mein Beispiel jetzt auf„fordere, und wozu auch bereits die mehrsten „unserer Bruder sich neigen. Ich meines Theils „furchte nichts von dem Zorne des Monarchen. „Mein Gewissen spricht mich frei; mein Schick„sal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner „Gnade.“ [1])

Umsonst bemühten sich Nassau, Hoorn und Oranien, seine Standhaftigkeit zu erschuttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem Konige wirklich ergeben; dos Andenken seiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnisse. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham, als aus Parteigeist, hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und noturlicher Herzensgute, als aus geprüften Grunbsatzen, die harten Maßregeln der Regierung bekampft. Di: Liebe der Notion, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsogen, der ihm so angenehm klang, hatte er doch etwas thun mussen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Fomilie, ein harter Name, unter welchem mon ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetruge auf und scheuchte ihn eilfertig zu seiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan scheiterte, als Egmont zurücktrot. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiß auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklarung mochte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Mon ging auseinander, ohne nur etwas beschlossen zu haben. Alle, die in Dendermonde zusammengekommen waren, wurden im Staatsrathe zu Brüssel erwartet; aber nur Egmont verfugte sich dahin. Die Regentin wollte ihn uber den Inhalt der gehabten Unterredung ausforschen; aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abschrift mitgenommen hatte und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfongs entfarbte sie sich darüber, aber sie faßte sich bald, und erklärte ihn dreistweg fur untergeschoben. „Wie kann,“ sogte sie, „dies„er Brief wirklich von Alava herruhren, da ich „doch keinen vermisse, und derjenige, der ihn auf„gefangen haben will, die andern Briefe gewiß „nicht geschont haben würde? Ja, da mir auch „nicht ein einziges Paket noch gefehlt hat, und „auch kein Bote ausgeblieben ist? Und wie läßt „es sich benken, daß der König einen Alava zum „Herrn eines Geheimnisses gemocht haben sollte, „das er mir selbst nicht einmal würde preisgege„ben haben?“ [2])

1) Thuan. 507. Burg. 405. 406. Meteren. 95.
2) Burgund. 408. Meteren. 95. Grol. 23.

Burgerlicher Krieg.

(1566) Unterdessen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innere Zwietrocht wonkte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog Erich von Brounschweig fur sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reiterei und erichtete funf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen von Mansfelb, von Megen, von Aremberg und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Oranien mußten, um ihn nicht aufs Empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Stotthalter vorstand, ihrer am nothigsten beburften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen Waldensinger, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewochte, und seine Moßregeln, wenn sie gefahrlich zu werden schienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont steuerte die Geistlichkeit in Flandern vierzigtausend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichsten Plätze vertheilte. Jeder Stattholter mußte seine Kriegsmacht verstärken, und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche aller Orten unb mit Nachdruck gemacht wurden, liessen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin kunftig einschlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit versichert, und dieses mächtigen Beistandes gewiß, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willtürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergunstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsubungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Manbote für unerlaubt erklört, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Mon vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahle zu benken, aber es onders zu genießen, war Frevel; ihre Art zu toufen, zu trauen, zu begroben, wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grousamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausubung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, wor der Zoghaftigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutenbsten Uebertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädikonten wurde unter dem Vorwande, daß sie ihr Amt an einem andern Platze, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Prozeß gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehrern Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Furcht gemißbraucht, und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepreßt, nicht gebunden halte. [1])

1) Meteren. 93. 94. Thuan. 507. Strada 166. Meurs Guil. Auriac. 21.

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von allen war die Partei der Kalvinisten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen.[1] Die Nahe Frankreichs, dem es sowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit naher, als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, daß man diese Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstande der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugenotten ausliefernte, mit denen sie das genaueste Verständniß unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philipp von Noirkarmes, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten, und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegne Theil, sich dawider erklärt habe. Noirkarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund, und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnien Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eignen Sohn zum Geißel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger Peregrine le Grange an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun seyn mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man Noirkarmes diese Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten, gegen alle Gesetze des Völkerrechts, in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie, auf der Regentin Geheiß, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt die Stadt noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellin erklaet, und Noirkarmes erhält Befehl, sie formlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrühererischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zugesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernunftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog Nairkarmes aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen (1566), nahm St. Amant in Besitz und legte Garnisan in alle nächstliegenden Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrigen Stadte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den überbliebenen Rotten der Bilderstürmer in der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverständniß mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemachtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Lannoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noirkarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. Noirkarmes begnügt sich, das protestantische Consistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Vertheidigung an, fest entschlossen, es auf's Aeußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; Alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Kloster, riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion auf's Aeußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Nach einmal versuchte es Noirkarmes, dessen Heer durch die Hülfsvölker, welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen zu einer langen Blokade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgraben eroffnen, und schickte sich an, die Stadt einzuschließen.[1]

1) Es war ein Sprichwort in Hennegau, und ist es vielleicht noch, die Provinz stehe nur unter Gott und unter der Sonne. Strada. 174.

1) Burgund. 379. 411 — 448. Meteren. 98. 99. Strada. 176. Vgl. ad Hopper. Epist. 2. 21.

Die Lage der Proteſtanten hatte ſich unterdeſſen in eben dem Grade verſchlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählig bis auf den dritten Theil geſchmalzen. Einige ſeiner wichtigſten Beſchützer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem Konige übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man ſo ſicher gerechnet hatte, fielen ſehr ſparſam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten; und mit der gelinden Jahrszeit mußten nun auch die öffentlichen Predigten aufhoren, die ihn bis jezt in Uebung erhalten hatten. Alles dieſes zuſammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten, und, ehe ſie das Aeußerſte wagte, alle unſchuldigen Mittel vorher zu verſuchen. In einer Generalſynode der Proteſtanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beſchloſſen, an die Regentin zu deputiren, ihr dieſer Wortbruchigkeit wegen Vorſtellungen zu thun, und ſie an ihren Vertrag zu erinnern. Brederode übernimmt dieſen Auftrag, muß ſich aber auf eine harte und ſchimpfliche Art abgewieſen, und von Bruſſel ſelbſt ausgeſchloſſen ſehen. Er nimmt ſeine Zuflucht zu einem ſchriftlichen Aufſatze, worin er ſich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angeſicht aller Proteſtanten, die auf des Bundes Burgſchaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wortbruchigkeit Lügen ſtrafe, und Alles, was die Verbundenen Gutes geſtiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß ſie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen geſucht, Zwietracht unter ſeinen Gliedern erregt, und Viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen laſſen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Proteſtanten ihre freie Religionsübung benommen ſey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leiſten konne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Maßigung ſehr verſchieden war. „Wer dieſe Verbundenen ſind, die ſich „in dieſer Schrift an mich wenden, iſt mir in der „That ein Geheimniß. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun hatte, ſind, wie ich nicht anders „weiß, auseinander gegangen. Alle wenigſtens konnen an dieſer Klagſchrift nicht Theil haben, denn „ich ſelbſt kenne Viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zurückgetreten ſind. Wer es aber auch ſey, der ſich hier ohne „Namen an mich wendet, ſo hat er meinen Worten wenigſtens eine ſehr falſche Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert, daß ich den Proteſtanten Religionsfreiheit zugeſichert habe. Niemand kann es unbekannt ſeyn, wie ſchwer es mir „ſchon geworden iſt, die Predigten an denen Orten „zuzugeben, wo ſie ſich ſelbſt eingeführt haben, und „dieſes kann doch wohl nicht fur eine bewilligte „Glaubensfreiheit gelten! Mir hätte es einfallen „ſollen, dieſe geſetzwidrigen Konſiſtorien in Schutz „zu nehmen, dieſen Staat im Staate zu dulden? „Ich hätte mich ſo weit vergeſſen konnen, einer „verwerflichen Sekte dieſe geſetzliche Würde einzuräumen, alle Ordnung in der Kirche und in der „Republik umzukehren, und meine heilige Religion „ſo abſcheulich zu läſtern? Haltet euch an den, der „euch dieſe Erlaubniß gegeben hat; mit mir aber „müßt ihr nicht rechten. Ihr beſchuldigt mich, daß „ich den Vertrag verletzt habe, der euch Strafloſigkeit und Sicherheit gewahre? Das Vergangene „hab' ich euch erlaſſen, nicht aber, was ihr kunftig begehen würdet. Eure Bittſchrift vom vorigen April ſollte keinem von euch Nachtheil bringen, und das hat ſie, meines Wiſſens, „auch nicht gethan; aber wer ſich neuerdings gegen die Majeſtät des Königs vergangen, mag die „Folgen ſeines Frevels tragen. Endlich, wie konnt „ihr euch unterſtehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den ihr zuerſt gebrochen „habt? Auf weſſen Anſtiften wurden die Kirchen „geplündert, die Bilder der Heiligen geſtürzt und „die Städte zur Rebellion hingeriſſen? Wer hat „Bündniſſe mit fremden Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen angeſtellt, und von den Unterthanen des Königs geſetzwidrige Steuern eingetrieben? Deswegen habe ich Truppen zuſammengezogen, deswegen die Edikte geſchärft. Wer mir „anliegt, die Waffen wieder niederzulegen, kann „es nimmermehr gut mit ſeinem Vaterlande und „dem Konige meinen, und wenn ihr euch ſelbſt „liebt, ſo ſehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entſchuldigt, anſtatt die meinigen zu „richten.“ [1])

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung ſank mit dieſer hochtonenden Erklarung. Ohne ſich eines machtigen Rückhalts bewußt zu ſeyn, konnte die Regentin eine ſolche Sprache nicht fuhren. Eine Armee ſtand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentin forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jezt ſo ſchlimm, daß eine offenbare Widerſetzung ſie nicht ſchlimmer machen konnte. Lieferten ſie ſich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, ſo war ihr Untergang gewiß; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigſtens noch zweifelhaft machen; alſo wählten ſie das Lezte, und fingen mit Ernſt an, zu ihrer Vertheidigung zu ſchreiten. Um ſich ein Recht auf den Beiſtand der deutſchen Proteſtanten zu erwerben, wollte Ludwig von Naſſau die Städte Amſterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgiſchen Confeſſion beizutreten, und ſich auf dieſe Weiſe enger an ihre Religion anzuſchließen; ein Vorſchlag, der nie in Erfullung kam, weil der Religionshaß der Kalviniſten gegen ihre evangeliſchen Brüder den Abſcheu, wo möglich, noch überſtieg, den ſie gegen das Papſtthum trugen. Naſſau fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachſen ernſtlich wegen Subſidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen befeſtigte ſeine Schloſſer; Brederode warf ſich mit einem kleinen Heere in ſeine feſte Stadt Viane, an dem Leck, über welche er ſich Souverainetätsrechte anmaßte, und die er eilig in Vertheidigungsſtand ſetzte, um hier eine Verſtärkung von dem Bunde und den Ausgang von Naſſau's Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgeſteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten ſah man Truppen marſchiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten

1) Thuan. 523. 524. Strada. 167. 168. Burgund. 433. 434. 435. Meteren. 96. 97.

sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentin eine Stadt geraumt, so mußte sie von den Makiern des Bundes dieselbe Gewaltthatigkeit leiden.[1])

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Burgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler Scheiff von Brobant mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern, und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf von Megen, der in der Nahe mit einem Corps stand, beschligt, gegen die Stadt anzurucken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu kannen. Aber Brederode, der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen Anton von Bomberg, einen hitzigen Kalvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten, und die Anschlage der Regentin zu hintertreiben. Diesem Bomberg gelang es, die Briefe welche der Kanzler von der Herzogin mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wußte er die beiden Gesandten der Herzogin in Verdocht zu bringen, als ob sie schlimme Anschlöge auf die Stadt hatten, welches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, daß dieser sich in toller Wuth an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an die Spitze von achthundert Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen von Megen entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anruckte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, daß Megen unverrichteter Dinge zuruckweichen mußte. Die Regentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern und im Verweigerungsfalle mit einer Belagerung drohen; aber Bomberg besetzte mit seinem Anhange das Rathhaus und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen, und der Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Brederode's Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sey. Der Herold, der außen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb.[2])

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf von Megen in Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Bione kampirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschutzer auf, und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienste mochte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane bestreichen kannte. Brederode, der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verließ mit dem besten Theile seines Heers diesen Waffenplatz und eilte nach Amsterdam.[1])

So unnütz auch der Prinz von Oranien während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode seine Schlösser befestigt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte gießen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlage gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu seyn, die vornehmsten Plätze seiner Statthalterschaft in seine Gewalt zu bekommen; zu welchem Ende er Brederode's Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im Stillen nach allen Kräften zu befordern gesucht hatte.[2])

Der wichtigste Platz war die seeländische Insel Walchern, wo man eine Landung des Konigs vermuthete; und diese zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien, Johann Marnix, Herr von Toulouse, Philipps van S. Adelgonde Bruder, über sich nahm (1567). Toulouse unterhielt mit dem gewesenen Amtmanne von Middelburg, Peter Haag, ein geheimes Verständniß, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte, in Middelburg und Vließingen Besatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen angestellt wurde, konnte so still nicht vor sich geben, daß der Magistrat nicht Verdacht schepfte. Um nun diesen zu beruhigen und seinen Anschlag zugleich zu befordern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Auslandern, die nicht in Diensten des Staats wären, oder sonst Geschafte trieben, eigentlich durch den Herold verkundigen, daß sie ungesaumt die Stadt räumen sollten. Er hatte sich, sagen seine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieser verdachtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Scheide eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vließingen schon vor ihrem Anschlage gewarnt wor, so versagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufstand zu erregen. Toulouse ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen und segelte wieder rückwärts die Scheldе bis nach Osterweele, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte und am Ufer ein Lager schlug, des

1) Thuan. 621. Strad. 169 A. G. d. v. N. XXII. B. 95. Vigl. ad Hopper. Epist. 3.

2) Thuan. 625. Strada 176 Burgund. 423. 421. 427. 428. Vigl. ad Hopper. Epist. 6.

1) A. G. d. v. N. 98. 99. Strad. 170. Vigl. ad Hopper. 8. Brief.

2) Grotius 28.

Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken, und den Muth seiner Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformirten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfing, den Antwerpnern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von Oranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in starken Marschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wußte der Graf von Megen das gesinnte Heer bei Viane so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundesverwandten zu Hülfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unversehens, und richtete sie in einem schrecklichen Blutbade zu Grunde. Toulouse warf sich mit dem kleinen Ueberreste seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkomen, stürzten in das Schwert des Feindes, oder fanden in der Schelde ihren Tod. Toulouse selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermißte nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen. [1])

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Kalvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des Toulouse zu schlagen, wahrscheinlich aber, daß mit die Katholiken dem gesinnten Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger wurde, in die Stadt eindrange. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiß zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Osterweel her ihnen verkündigte, was dort vorgehen mochte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wallen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Fahnen unterscheiden, und die Stimmen der Ueberwinder wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier aben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemalt lesen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Gesinnten, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Toulouse's letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens, der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Laut schreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Wittwe des geschlagenen Feldherrn durch den Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Herrmann, ihrem Apostel, greifen die Kalvinisten zu den Waffen, entschlossen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts, als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schrien alle. Verderben über die Papisten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufruhrverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwahnen, daß alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Kalvinisten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglücklicher Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; Jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Geheimniß vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen, ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funke zur lohen Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Funfzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke, und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughause genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der

1) Meteren. 97. 98. Burgund. 440. 441. Strad. 171. 172. Thuan. Libr. 41.

Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wüthenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehor flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraten, von dem Burgermeister Strahlen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu machtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, ware aus keiner andern Ursache geschlossen warden, als um den Sieger, wer er er auch sey, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden seyn. Umsonst, die rasenden Rotten horen ihn nicht, und einer der Verwegensten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einen Verrather zu schelten. Mit tumultuarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum rathen Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht, in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glucklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie thaten; in der Vorstadt warteten sechshundert feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Noth und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufsitzen ließ, um unter Vergunstigung desselben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beispiele folgt. Diese Worte zu ihrer Zeit gesagt, und zugleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunachst standen, folgten, und so die nachsten an diesen wieder, daß endlich die Wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie Niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den sechshundert Reitern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf die Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte, und eine tumultuarische Nacht unter den Waffen durchwachte. [1])

Der Stadt Antwerpen drahte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plunderung. In dieser dringenden Noth versammelt Oranien einen außerordentlichen Senat, wozu die rechtschaffensten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Kalviniſten niederschlagen wolle, sagte er, so musse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sey, sie zu empfangen. Es wurde also beschlassen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inlander, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo moglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrschsucht der Kalviniſten, die auf ihren Reichthum stolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung begegneten, hatte schon langst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegen einander war von einer unversohnlichern Art, als der Haß, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzuglich aber die Reformirten, zu beschränken, von deren Wachsthum das Meiste zu fürchten war. Aus diesem Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwachern Theil, und die Friedfertigsten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen, und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Haß durch Kontroverspredigten in steter Uebung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahne, daß der König von ihrem Religionsbekenntnisse billiger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verstandniß mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stand zu bringen, da es darauf ankam, so verhaßte Nebenbuhler zu unterdrucken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Kalviniſten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heers fing die Beredsamkeit Oraniens an, eine weit grossere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Kalviniſten, obgleich im Besitz der Waffen und des Geschutzes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Oraniens Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und diesen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner. [1])

Zwei Tage und zwei Nachte hatte Antwerpen in diesem furchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrucke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von den Letztern gegen die Katholiken geschehen. [2]) Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Oraniens Besonnenheit war es, was ihn verhutete.

(1567.) Noch lag Noirkarmes mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusischen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstarkt haben würde. Der König, sey es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden konnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten, und den treugesinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten stieg, die, durch die Unthatigkeit des Feindes kuhner gemacht, sich sogar vermaßen, ihn durch ostere Ausfalle zu beunruhigen, einige Kloster vor der Stadt in Brand zu stecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnutz

1) Burgund. 441 — 447. Strad. 172.

1) Thuan. 526. 597. Burgund. 448 — 451. Strad. 173. Meteren. 97. 98.

2) Meteren. 97.

vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenossen besser benutzt werden kannte: so lag Nairkarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zu Stürmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch mochte man sich begnügen, bloß die Maschinen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfing, erst eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu lassen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin zu diesem äußersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen van Egmont, nebst dem Herzog von Arschat, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputirten der Stadt, und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdecken ihnen, daß Tonlouse geschlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sey; daß der Graf von Megen das geusische Heer von der Stadt abgeschnitten, und daß sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem sollte es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunale er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt seyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnahmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitburger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Gensen darin verbreitet hatten. Toulouse, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Herr sey im Anzuge, die Stobt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, daß man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwolf van den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestat angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fande, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noirkarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig seyn, daß er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schicksal nicht mit vermengt seyn wollten. Sie umfaßten sogar Egmonts Knie, sich seine Fürsprache zu erwerben; aber Noirkarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie, ungern, nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzogin zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache, wie das erstere, zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreste gutdenkender Bürger entblößen, noch zugeben, daß ein blinder, tollkuhner Hause Herr ihres Schicksals würde. Egmont war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrustet, daß er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke rekognoscirte, und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sey. [1])

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und genießt einer eben so festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Thürme beschützt, scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber Noirkarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässiger Weise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerst euten Korps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen, und erobert in einer sturmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Bossu, den jungen Grafen Karl von Mannsfeld und den jungern Barlaimont. Einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thore gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit sehr wenigem Verluste, in gleicher Hohe mit den Festungswerken, eine Batterie aufgeworfen, von welcher einunbzwanzig Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade bestürmen. Der Nikolausthurm, auf welchem die Belagerten einiges Geschutz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und Viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragende Gebaude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört, und an dem Thore selbst eine so starke Bresche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehor anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Desto mehr fordern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verandert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszu-

1) Thuan. 528. Strad. 178. Burgund. 466.

bessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Unterganges gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung sechsundreißig Stunden gedauert, und dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt Noirkarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und seine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; sechsundzwanzig der schlimmsten Rebellen, unter denen auch la Grange und Guido de Bresse, ein anderer reformirter Prediger, sich befinden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitliche Personen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt, und der protestantische vernichtet; der Bischof von Arras muß seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung. [1])

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz Aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost, und brachte die Waffen der Regentin nicht wenig in Ansehn. Noirkarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschirte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die geusische Partei, welche unter Bombergs Anführung den Magistrat nach immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, daß sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt raumte. Noirkarmes wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzogin sogleich in Freiheit gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischofe, den die herrschende Partei der Reformirten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenarden unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Gelbern hatte der Graf von Megen beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen von Aremberg in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas später und mit größerer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trotzten. [2]) Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den siegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Aufrührer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung. [1])

1) Thuan. 528. 529. Meteren. 98. 99. Strad. 178—180. Burgund. 462—465.

2) Vgl. ad Hopper. Epist. 1. 21.

1) Burgund. 466. 473—475.

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so ineinander verwirrt, daß die Regentin Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es endlich, daß unter der Menge und Mannichfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinktionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu seyn, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam gegen den König die willkurlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu seyn, waren die Statthalter, die hohern und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden, und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Maßregeln der Regentin unkräftig machte. Die Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachtheilige Folge, daß die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie Jeden, der die Partei des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die ungewissen Vasallen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, den Grafen von Egmont, von Bergen, van Hoogstraten, von Hoorn und mit mehrern von dem höhern Adel. Die Statthalterin sah

die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee in's Feld stellen mußte, und sich gezwungen sah, mehrern unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den romisch-katholischen Glauben befordern, die Bilderstürmer verfolgen, die Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eignen zu behandeln, und sich gegen Jeden, ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowohl die Gemüther zu erforschen, und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schworen, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Vließes, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Offizieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mannsfeld war der Erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiele folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Megen und Barlaimont; Hoogstraten und Hoorn suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor Kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln seinen Statthalter nicht langer missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sey, hatte sie ihm jene Provinz entzogen, und an einen Andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Bürden habe entledigen wollen, und setzte hinzu, daß sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf von Hoorn, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in ganzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben. [1])

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder sich des Oberdefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er daron hernahm, daß er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloß er sich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineide. [2])

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdachte, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieser Reinigung zu bedurfen schien, und wegen der großen Gewalt, die man in seine Hande zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kurze, wie gegen einen Brederode oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Aemter, wozu er sich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl voraussah, wie gefahrlich ihr dieser Mann erst alsdann werden wurde, wenn er sich unabhangig wissen, und seine wahren Gesinnungen durch keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben wurde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Berathschlagung in Dendermonde unwiderruflich beschlossen, aus dem Dienste des Königs von Spanien zu treten, und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist, auf den großen Haufen zu grunden, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit starkere naherte sich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen, und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nothige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen, und ihn in diesem dringenden Bedürfnisse im Stiche ließen? [1]) Eifersucht und Religionshaß trennten noch dazu beide protestantische Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgischen Bekenntniß hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, daß nunmehr auch an den machtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glucke seines Feldherrn folgte, der es bei S. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Halfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wußte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreißen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen,

1) Meteren. 99. Strad. 190 sq. Carol. 24.
2) Burgund. 121. 122.

1) Wie wacker der Wille, und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiele. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschießen, die eine Summe von elftausend Gulden beisammen ware, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zur Einlegung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von — 700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen von Brederode auf Abschlag seiner nicht bezahlten Zeche verehrte. A. G. d. v. N. III. B.

bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Ueber die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Mißtrauens so vielen Warnungen aus Madrid, nicht mehr zweifelhaft seyn. Wäre er es auch gewesen, so wurde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am meisten widerstund, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er sein eignes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine andere, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verweigert, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm ausdrücklich in's Gewissen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste sur das Land sowohl, als für seinen eignen guten Namen noch sich ziehen wurde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewißheit erheben würde. Auch gebuhre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Pallaste zu Antwerpen, schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben, und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstratens Beisein, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sey; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen Jeden, ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sey, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eignen Söhne, ja seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich Allem unterziehen müssen, was dem Könige einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König konnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm schaudre, und die Harte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er konne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba, mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille. [1])

Alle diese Einwenbangen wurden Punkt für Punkt von Berti beantwortet. Man habe nach keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen nach niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlonge diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern, um ihnen jenen ersten Eid lebhafter in's Gedachtniß zu bringen, und in dieser dringenden Lage ihre Thätigkeit aufzufrischen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kranke, denn der Konig habe diese Privilegien und Rechte so gut, als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide sey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser, noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er sich ja daran stieße, durch eine eigne Klausul ausdrücklich davon freisprechen. Mit Auftragen, die seinem Menschengefühle widerstritten, wurde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nothigen konnen, gegen Gattin oder gegen Kinder zu handeln. Berti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog van Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König wurde nach den Nieder„landen kommen," sagte er, „und er kenne den „König. Der König würde es nimmermehr dulden, „daß Einer van seinen Dienern eine Lutheranerin „zur Gemahlin habe, und darum habe er beschlossen, „sich mit seiner ganzen Familie freiwillig zu ver„bannen, ehe er sich diesem Loose aus Zwang un„terwerfen müsse. Doch," schloß er, „wurde er „sich, wo er auch seyn möge, stets als ein Unter„than des Königs betragen." Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte. [2])

Noch hoffte Berti von Egmants Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die seinige zu wirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem Letztern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmant vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen, und den Verbtendeten, wo moglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureißen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebroek, einem Dorfe an der Rupel zwischen Brussel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretar Berti war auch der junge Graf von Mannefelb dabei

1) Burgund. 456 — 458. Strad. 182. 183.
2) Burgund. 456. 458. Strad. 182. 183.

zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlage dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornsteine des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging. 1) Alle drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir „deine Guter kosten, Oranien, wenn du auf „diesem Vorsatze bestehst," sagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, „wenn du den deinigen nicht änderst;" versetzte Jener. „Mir wenigstens wird es Ernst seyn in „jedem Schicksale, daß ich dem Vaterlande und „meinen Freunden mit Rath und That habe nahe „seyn wollen in der Stunde der Noth; du wirst „Freunde und Vaterland in ein Verderben mit „dir hinabziehen." Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, sich einem Volke wiederzuschenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sey.

Aber alle noch so lichtvolle Grunde, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübsinnigen verzogenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schooße des Ueberflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jungling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn besaß, und dies alles, um einem Uebel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hatte er eine von langem Gluckstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. „Nimmermehr wirst „du mich bereden, Oranien," sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, wor„in sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. „Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, „die öffentlichen Predigten abzustellen, die Bil„derstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Bo„den zu treten, und den Provinzen ihre vorige „Ruhe wieder zu schenken — was kann der König „mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht, „ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit „erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich „mir selbst schuldig bin." — „Wohlan," rief Oranien mit Unwillen und innerm Leiden, „so „wage es denn auf diese konigliche Dankbarkeit! „Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe „der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die „Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die „Spanier in dos Land setzen, und sie abbrechen „werden, wenn sie darüber sind." Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thranen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder. 1)

Gleich den folgenden Tag schrieb Oranien der Regentin den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte, und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt auf's Beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeschafte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte; eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so viel andern Fallen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefallt hatte. In Breda wandten sich die Häupter der Kalvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren sey? — „Er habe ihnen „ehemals den Rath gegeben," antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie „dem Augsburgischen Bekenntnisse beitreten sollten; dann wäre ihnen Hülfe aus Deutschland „gewiß. Wollten sie sich aber dazu noch immer „nicht verstehen, so sollten sie ihm sechsmalhundert„tausend Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn „sie könnten." — „Das Erste," erwiederten sie, „streite mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewis„sen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath „werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, „wozu er solches gebrauchen würde." — „Ja," rief er mit Verdrusse, „wenn ich das wissen las„sen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche." Sogleich brach er das ganze Gespräch ab, und entließ bald darauf die Gesondten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße, doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch zwanzigtausend Gulden vorschießen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterliegen, und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wußte Niemand; Niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn einige, wie er sich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte? „Rubig," war seine Antwort, „es „sey denn, daß er sich an meiner Ehre oder mei„nen Gutern vergreife." Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt, Dillemburg, im Nassauischen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten,

1) Meteren.

1) Thuan. 527. Strada. 183. Meteren. 95. Bargand. 470. 471. Meurs. 28.

von Kuilemburg, von Bergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksale leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von allen mit einander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigne Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdurstigen Eifer der Sekten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Kalvinisten denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag wo der Feind von ihnen gewichen war. 1) (1561.)

1) Meteren. 100. Meurs. Guil. Auriac. 34. Reidan. 5. Grotius. 26

Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes.

Gleich nach genommenem Abschiede von seinem Freunde eilte der Prinz von Gaure nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentin die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühle und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die Oraniens ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überließ ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit doppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmäler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beywohnte, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen, und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraten, seinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreste der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schooß der Kirche zurückzutreten, und sich mit ihrem Könige zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen Beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Flucht des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten, und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrien die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten. 1)

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen, oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden. Alles wich dem Glücke der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; Hermann und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Sturme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln, und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Rathschlagen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen, und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritte überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklarte, daß sie von nichts hören könne und wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf von Mannsfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Regierung in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihem ganzen Schmucke wiederherzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und Alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt seyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln, und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschließung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verließen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier

1) Strada. 118. Burgund. 172.

führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantische Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrate zu beurlauben, widerstanden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrien sie, liederlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büßen würde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Kalvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sey, hatte man sie in ein Bündniß wider die Kalvinisten verflochten, und Letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, ließ man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksale ihre Thorheit beweinen. [1])

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldnen Vließes, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pompe einer Siegerin. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf offentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mußten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher, als jemals, geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem Glück folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wuthend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Kalvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Drossarten in die Hände fielen, und als Raubgesindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden. [1])

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Würtemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Konfession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamirt, dessen auch Brabant, als ein Reichsstand, theilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentin, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, sie unter dem Scheine von Ehrenbezeugungen so scharf bewachen zu lassen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe schließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sey. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgische Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende seyn, aber äußerst unnatürlich und unerlaubt sey es, die Anhänger desselben durch so grausame Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Volker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von Staremberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sey es klar, daß sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluß über sein Verfahren enthalten sey, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem Konige in Spanien überlassen, das Beste seiner Volker zu besorgen, und der unrühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentin ingeheim die Erklärung, daß sich sein Herr diesem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sey. [2]) Dir deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Breberode hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Megen, im Stiche gelassen, und sich mit Hülfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äußerst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber auf's Neue belebte. Täglich vergrößerte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche Megens und Arembergs siegreiche Waffen von dort

1) Meurs. 33. 34. Thuan. 527. Reidan. 5. Strad. 187. 188. Meteren. 99. 100. Burgund. 477. 478.

1) Thuan. 529. Strad. 478. Meteren. 99. 100. Burgund. 482. 484.

2) Strada. 188. Burgund. 487 — 489.

verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretaire, Jakob de la Torre, an den Rath von Amsterdam, und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sey, des Grafen von Brederode zu entledigen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus Brederode's Gefolge in seinem Zimmer überfallen und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hatte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfalle hing Brederode, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrößern, während dem, daß sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Megen genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Brederode, nach dem Beispiele Oraniens, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuß einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Banquiers streckten es auf Burgschaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen seyn, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Loos fiel seiner Wittwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Brederode's Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte. [1])

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überließ, war muthig und tapfer, und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisamen. Einige rückten, unter Anführung Dietrichs von Battenburg, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf von Megen, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nöthigte sie, diesem Anschlage zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waterland auf, wo sie sich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Megen, und nöthigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Gebrüder von Battenburg, nebst einigen friesischen Edelleuten, Beima und Galama, warfen sich mit hundertundzwanzig Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber, durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Hartlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmanne in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edelsten Geblüte, unter denen die Gebrüder Battenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzoge von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten an's Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein, und entkamen glücklich in's Clewische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Kloster verspätet hatten, ereilte der Graf von Megen in Nordholland, und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Noirkarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberrest der geusischen Armee, überfiel Herzog Erich von Braunschweig bei Viane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie auf's Haupt und bekam ihren Anführer, Rennesse, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe. [1]) Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; Brederode und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen von Hoogstraten, Bergen und Knilemburg ihrem Beispiele gefolgt; Mannsfeld war abgefallen; die Gebruder Battenburg erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und Toulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren,

1) Meteren. 100. Vigl. Vit. N. CV. A. G. d. v. N. 104.

1) Meteren. 100, 101. Thuan. 530. Burgund. 490—492. Strad. 189. Meurs. 31. Vigl. ad Hopper. Epistol. 31. A. G. d. v. N. 105.

hatten auch nichts, als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt, und das Ansehn gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Mißtrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er an's Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei ihrer Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtete allzuklar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unsinne der Bilderstürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigne gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben, die Entblößung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiß in eine andre Weltgegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen, waren wohl ein zu theurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefahrliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen ließ, und stürzte ihn in's Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß er vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heers brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Süderse zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfalle ihres Wohlstandes entgegen. 1) Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Muth der Bürger durch schöne Verheißungen aufzurichten. Allen, die dem Könige und der Kirche gutwillig schworen würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja, sie ging so weit, sich entfahren zu lassen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, diesem Heere den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederließen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben, und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glückstandes mit sich; bei weitem der größte Theil dettelte sich dahin, und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände und rechtschaffene Bürger. 2)

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sey, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und daß sie sich stark genug glaubte, sie darin zu erhalten. Die Sekten seyen ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängnisse; die Städte seyen ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen konnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seyen, und, indem sie den Bürger in neue Unkosten stürzte, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Herbeischaffung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heers habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dampfen sey, so konnte man zu diesem Heere keinen andern Grund ausfinden, als daß es zur Züchtigung herangezogen; unter dieser Voraussetzung aber würde es

1) A. G. d. v. N. 105.

2) Meteren. 101. Meurs. 35. Burgund. 486. Vigl. ad Hopper. Epist. 5. Ep. 34. Grot. 26.

keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhaßten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther auf's Neue erbittern, die Protestanten auf's Aeußerste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie von dem fremden Kriegsheere befreit seyn sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater, und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie auf's Neue zu stören. [1])

1) Strada. 197.

Alba's Rüstung und Zug nach den Niederlanden

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granvella, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Großinquisitor, Spinosa, und der Herzog von Alba, jeder von seinem Hasse, seinem Verfolgungsgeiste oder seinem Privatvortheile geleitet, hatten die gelindern Rathschläge des Prinzen Ruy Gomes von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters, Fresneda, überstimmt. [1]) Der Tumult sey für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen seyn würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Bewegungen des niederländischen Volks dem Könige eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen; so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zwecke sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetzmäßigen Vorwande Freiheiten zu entreißen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoß gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schien sich mit dem maschinenmäßigen Takte seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gange seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannichfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von Außen her auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr erschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomes, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung auf's Aeußerste zu treiben, hatte er die weitläuftigsten Anstalten zu dieser Reise getroffen, und Alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Offiziere angestellt, und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremde Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem Könige von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sey? Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verzeichniß aufsetzen, und ihre Entfernungen von einander auf's Genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigne Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzoge die nöthigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sey. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten, und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich seyn möchte, obwohl Manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Bergen und Montigny, welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während daß die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die

1) Strada. 193 sq.

dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnothigten, machte er aus, daß der Herzog von Alba mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eignen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, daß der niederländische Adel eine Maßigung, die er dem Souverain nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach Alba's wirklichem Eintritt fortwahrende Glaube, daß der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiß würde zu erfahren gehabt haben. [1])

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem Könige zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege, bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vicekonige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatze im genuesischen Gebiete abzusenden, wo der Herzog von Alba sie übernehmen und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentin wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fußvolk unter den Befehlen der Grafen von Eberstein, Schaumburg und Lodrona in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritte in die Provinzen damit verstarken konnte. Dem Grafen Barlaimont wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen und der Statthalterin eine Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Unkosten sowohl, als den Aufwand für ihre eigne Armee davon zu bestreiten. [2])

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu furchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten hatte, wandte sich Philipp an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu großer Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte bloß die Bedingung, zweitausend Fußgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt seyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu versorgen. [3])

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer, und Graubündter in Bewegung. Der Prinz von Condé und der Admiral von Coligny lagen Karl dem Neunten an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine todtliche Wunde zu versetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer und seiner eignen protestantischen Unterthanen würde es ihm ein Leichtes seyn, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Passen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von funfzigtausend Hugenotten zu unterstutzen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefahrliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von Karl dem Neunten unter einem anständigen Vorwande abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, fur die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er stellte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürch und Graubundten, alle bereit, den furchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen. [1])

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit dreißig Galeeren, die Andreas Doria und Herzog Cosmus von Florenz dazu hergeschafft hatten, zu Karthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzogerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wieder hergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über zehntausend Mann, Reiterei und Fußvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefahrlichen Zuge nicht mit unnutzem Troß beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte, und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer großern Armee seyn, die er nach Maßgabe der Umstande und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige, undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Fuhrers stolz, und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, furchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des warmeren Himmels auf ein mildes, geeignetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurste und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das starkste und zuverlassigste Band, an welchem der spanische Heerfuhrer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz ließ er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreißen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmadchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Apennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich

1) Strada. 193. 200. Meteren. 403.
2) Meteren. 104. Burgund. 412. Strad. 196.
3) Strada. 198. 199.

1) Strad. 166. Burgund. 497.

kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimenter weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen. [1] Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr preßte er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des athenienſiſchen Feldherrn, Iphikrates, in Ausübung, der den wollüſtigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugeſtand. Je ſchmerzhafter die Begierde unter dem langen Zwange zuſammengehalten worden, deſto wüthender mußten ſie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelaſſen ward.

Das ganze Fußvolk, ungefähr neuntauſend Köpfe ſtark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorſetzte. Alphons von Ulloa führte die neapolitaniſche Brigade, die unter neun Fahnen dreitauſend zweihundert dreißig Mann ausmachte; Sancho von Lodogno die mailändiſche, zweitauſend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die ſicilianiſche Brigade zu eben ſo viel Fahnen und eintauſend ſechshundert Mann kommandirte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der ſchon ehedem auf niederländiſchem Boden gefochten, [2] und Gonſalo von Braccamonte die ſardiniſche, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn Musquetiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde ſtark, beſtand aus drei italieniſchen, zwei albaniſchen und ſieben ſpaniſchen leichten und ſchwergeharniſchten Geſchwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarſchall war Chiappin Vitelli, Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit welchem Cosmus von Florenz den König beſchenkt hatte, und Gabriel Serbellon, General des Geſchützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein geſchickter Kriegsbaumeiſter, Franz Paciotto, aus Urbino, überlaſſen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Feſtungen nützlich werden ſollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des ſpaniſchen Adels, wovon der größte Theil unter Karl V. in Deutſchland, Italien und vor Tunis gefochten; Chriſtoph Mondragone, einer der zehn ſpaniſchen Helden, die unweit Mühlberg, den Degen zwiſchen den Zähnen, über die Elbe geſchwommen, und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengeſetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiſer nachher eine Schiffbrücke ſchlug; Sancha von Avila, den Alba ſelbſt zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nikolaus Baſta, und Graf Martinenga — alle von edlem Feuer begeiſtert, unter einem ſo trefflichen Führer ihre kriegeriſche Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch dieſen glorreichen Feldzug zu krönen. [1]

Nach geſchehener Muſterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, denſelben Weg, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal ſoll gegangen ſeyn. Der Herzog ſelbſt führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Oberſten Lodogna an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis von Cetona. Voraus ſchickte er den Proviantmeiſter Franz von Idarra, nebſt dem General Serbellon, der Armee Bahn zu machen, und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte des Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrab wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in maßigen Tagmärſchen die ſavoyiſchen Alpen, und mit dem vierzehnten Marſche war dieſer gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende franzöſiſche Armee begleitete es ſeitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von ſieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den ſteilen Felſen bergauf und bergunter klimmte, über die reißende Iſer ſetzte, oder ſich Mann für Mann durch enge Felſendrüche wand, hätte eine Handvoll Menſchen hingereicht, ſeinen ganzen Marſch aufzuhalten und es rückwärts in's Gebirg zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittel Proviant beſtellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem ſpaniſchen Namen ſchien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß ſie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigſtens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um ſie ja nicht daran zu erinnern, eilte der ſpaniſche Feldherr, ſich in möglichſter Stille durch dieſen gefährlichen Paß zu ſtehlen, überzeugt, daß es um ihn geſchehen ſeyn würde, ſobald er beleidigte; während des ganzen Marſches wurde die ſtrengſte Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt; [2] und nie iſt vielleicht ſeit Menſchengedenken eine ſo zahlreiche Armee einen ſo weiten Weg in ſo trefflicher Ordnung geführt worden. Ein ſchrecklicher Glücksſtern leitete dieſes zum Mord geſandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob die Klugheit ſeines Füh-

1) Der prachtvolle Aufzug dieſes Heeres kontraſtirte ſeltſam genug mit dem finſtern Ernſte und der vorgeſchützten Heiligkeit ſeines Zwecks. Die Anzahl dieſer öffentlichen Dirnen war ſo übermäßig groß, daß ſie nothgedrungen ſelbſt darauf verfielen, eine eigne Disciplin unter ſich einzuführen. Sie ſtellten ſich unter beſonderer Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer ſoldatiſcher Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und ſonderten ſich mit ſtrenger Etikette, nach Rang und Gehalt, in Befehlshaberinn***, Hauptmannin***, reiche und arme Soldatrinn***, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Anſprüche ſtiegen oder fielen. Meteren 104.

2) Derſelbe, unter deſſen Befehlen einer von der ſpaniſchen Regimentern geſtanden, worüber ſieben Jahre vorher von den Generalſtaaten ſo viel Streit erhoben worden.

1) Strad. 200. 201. Burgund 393. Meteren. 104.

2) Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingange von Lothringen einige Hammel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht ſobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zuſtellte, und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieſes Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringiſchen Generals, der ihn an der Grenze zu begnaden gekommen war, nur an Einem von den Dreien vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. Strad. 202.

rers oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen. [1])

In der Franche Comté stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fußvolk in Luxemburg, welche die Grafen von Eberstein, Schauenburg und Lodrona dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er dir Oberstatthalterin durch Franz von Idarra begrüßen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen Noirkarmes und Barlaimont im spanischen Lager, dem Herzog zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf van Egmont herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Ketzer," rief er laut genug, daß Egmont es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenke von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward. [2])

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sey, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld bezogen, aus einander gehen. Dreitausend sechshundert Mann wurden unter Ladrona's Befehlen in Anwerpen einquotirt, woraus dir wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sozleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge des Adels des Landes begleitete. [3])

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, aber wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzug mit einer Bangigkeit, wie dem Anbruche eines Gerichtstages entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreißen konnte, flah oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eignem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort. [4]) Aber die Ankunft des spanischen Generals kannte den Niederländern nicht verhaßter seyn, als sie der Regentin kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren hatte sie angefangen, die Süßigkeiten der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschsucht zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen, und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleißes, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abgewinnen kannte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit raschern Erfolgen über ihr grünbliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvella hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschoft desto mehr zu genießen gob, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, daß sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wa nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geiste, den keine Hafsprache milderte, ihrer Eigenliebe die todtlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung seyn würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes, und auf ihre eignen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmlinge abzutreten, und alles van ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Genis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte. [1])

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hotte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuthe weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Kanige, die er aus Spa-

1) Burgund. 496. 497. Strad. l. c.
2) Meteren. 105. Meurs. 37. Strad. 202. Watson. Tom. II. p. 9.
3) Strada. 203.
4) Strada. L. I. c.

1) Meteren. 104. Burgund. 470. Strad. 200. Vigl. ad Hopper. IV. V. XXX. Brief.

nien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorscheine, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eignem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte, und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschungen zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverain gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentin auf's Aeußerste und es war ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Kommission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die nach weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären? welches er nicht unbeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläufig sein dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Rathsversammlungen und Standen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Pallast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte. [1])

Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnisse des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Mistrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Feyhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Mienenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, ceging es ihr, wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt die todtliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeilige Flucht zuvorkame. Sein Erstes mußte seyn, sich der verdächtigsten Großen zu versichern, um der Faktion für ein- und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern, und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze voeige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Sohne, Ferdinond und Friedrich Toledo, bediente, deren Gefälligkeit und Jugend sich leichter mit dem flomischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betrogen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathsomer gehalten, den ersten Begrüßungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brussel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgische Haus war unaufhörlich von einer zohlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ; Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Muthe in diesem Houfe aus- und einzugehn, bewirthete die Sohne der Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male kommen durfte und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoogstraten, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen, unter einem scheindoren Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, fallte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Oranien und der im Verdachte war, die Kalvinisten begünstigt zu haben; ein anderer den geheimen Sekretor und Edelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Beckerzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen, und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsrathe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen möchte, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederlander der Herzog von Arschot, die Grafen von Mannsfeld, der von Barlaimont, von Aremberg, und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Vitelli, Serdellon und Ibarra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mannsfeld, der gleichfalls bei dieser Beesammlung erschien, winkte sein Vater, daß er

1) Strad. 203. Meteren. 105. Meurs. Guil. Auriac. L. IV. 38.

ſich ritligſt wieder unſichtbar machte, und durch eine ſchnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geuſenbundes, verhängt war. Der Herzog ſuchte die Berathſchlagung mit Fleiß in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen ſollten. Um dieſes mit deſto weniger Verdachte zu thun, mußte der Kriegsbaumeiſter Paciotto bei der Berathſchlagung mit zugegen ſeyn, und ihm die Riſſe zu einigen Feſtungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht daß Lodrona's Anſchlag glücklich von Statten gegangen ſey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von ſich ließ. Und nun wollte ſich Graf Egmont nach den Zimmern Don Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzuſetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich ſah er ſich von einer Schaar ſpaniſcher Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieſer höchſt unerwartete Streich griff ihn ſo heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Beſinnung verlor; doch faßte er ſich bald wieder, und nahm ſeinen Degen mit gelaſſenem Anſtande von der Seite. „Dieſer Stahl," ſagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache „des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück ver„theidigt." Zur nämlichen Zeit bemächtigte ſich ein anderer ſpaniſcher Offizier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr ſo eben nach Hauſe kehren wollte. Hoorn's erſte Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortetete, daß ſeinem Freunde in eben dem Augenblicke daſſelbe begegne, ergab er ſich ohne Widerſtand. „Von ihm hab' ich mich leiten laſſen;" rief er aus, „es iſt billig, daß ich Ein Schickſal mit ihm theile." Beide Grafen wurden in verſchiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieſes innen vorging, war die ganze Garniſon ausgerückt und ſtand vor dem Kuilemburgiſchen Hauſe unter dem Gewehre. Niemand wußte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüſſel, bis endlich das Gerücht dieſe unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob ſie Jedem unter ihnen ſelbſt widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über Egmonts Verblendung das Mitleid mit ſeinem Schickſale; Alle frohlockten, daß Oranien entronnen ſey. Auch ſoll die erſte Frage des Kardinals Granvella, als man ihm in Rom dieſe Botſchaft brachte, geweſen ſeyn, ob man den Schweigenden auch habe? Da man ihm dieſes verneinte, ſchüttelte er den Kopf: „Man hat alſo gar nichts," ſagte er, „weil man den Schweigenden entwiſchen ließ." Beſſer meinte es das Schickſal mit dem Grafen von Hoogſtraten, den das Gerücht dieſes Vorfalls unterwegs nach Bruſſel noch erreichte, weil er Krankheitshalber war genothigt worden, langſamer zu reiſen. Er kehrte eilends um und entrann glücklich dem Verderben. [1])

Gleich nach ſeiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handſchreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er dieſem anbefehlen mußte, dem ſpaniſchen Obriſten Alphons von Ulloa die Feſtung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem ſie einige Wochen lang in Brüſſel, jeder an einem beſondern Orte, gefangen geſeſſen, unter einer Bedeckung von dreitauſend ſpaniſchen Soldaten nach Gent abgeführt, wo ſie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man ſich aller ihrer Briefſchaften bemächtigt. Viele aus dem erſten Adel, die ſich von der verſtellten Freundſchaft des Herzogs von Alba hatten bethören laſſen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schickſal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufſchub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Egmonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtauſend Einwohner den Wanderſtab, außer den hunderttauſend, die ſich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des ſpaniſchen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand ſchätzte ſich mehr ſicher, nachdem ſogar auf ein ſo edles Leben ein Angriff geſchehen war; [1]) aber Viele fanden Urſache, es zu bereuen, daß ſie dieſen heilſamen Entſchluß ſo weit hinausgeſchoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht ſchwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen ſperren ließ, und auf die Wanderung Todesſtrafe ſetzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelaſſen, um nichts, als Athem und Freiheit zu retten. [2])

1) Meteren. 108. Strad. 204. 205. Meurs. Guil. Auriac. 39. Allgem. G. d. v. N. III. Bd. 112.

1) Ein großer Theil dieſer Flüchtlinge hatte die Armee der Hugenotten verſtärken, die von dem Durchzuge der ſpaniſchen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zuſammenzuziehen, und Karl den Neunten jetzt auf's Aeußerſte bedrangten. Aus dieſem Grunde glaubte der franzöſiſche Hof ein Recht zu haben, bei der Regentin der Niederlande auf Sundolen zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hatten den Marſch der ſpaniſchen Armee als eine Folge der Verabredung angeſehen, die zwiſchen beiden Höfen in Bayonne gegen ſie geſchloſſen worden ſey, und waren dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechts wegen komme es alſo dem ſpaniſchen Hofe zu, den franzöſiſchen Monarchen aus einer Bedrangniß ziehen zu helfen, in welche dieſer nur durch den Marſch der Spanier gerathen ſey. Alba that auch wirklich den Grafen von Aremberg mit einem anſehnlichen Heere zu der Armee der Königin Mutter in Frankreich ſtoßen, und erbot ſich ſogar, es in eigener Perſon zu befehligen, welches Letztere man ſich aber verbat. Strada. 206. Thuan. 541.

2) Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Meteren. 108. Allgem. G. d. v. N. 113.

Alba's erſte Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Alba's erſter Schritt, ſobald er ſich der verdächtigſten Großen verſichert hatte, war, die Inquiſition in ihr voriges Anſehn wieder einzuſetzen, die Schlüſſe der Trientiſchen Kirchenverſammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Plakate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen. [1]) Der In-

1) Meurs. Guil. Auriac. 38. Meteren. 105.

quisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers Granvella beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; Alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsetzung der Bischofe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle die einen unkatholischen Priester beherbergt oder verheimlicht, kalvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle endlich, die sich geäußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen — Alle, ohne Unterschied, seyen in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestatsverletzung und Hochverrath lege, und diese Strafe soll ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden. 1) Nach dieser Angabe war kein Reiner mehr in allen Prooinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner Großmuth und Menschlichkeit zum Geschenk.

Durch diesen eben so fein ausgesonnenen als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an wem er das Urtheil vollstrecken lassen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefallt war, so hielt jeder Einzelne sich stille, um, wo möglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen, und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand Jeder, mit dem es ihm gefiel, eine Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld, und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleich kam. Da dieses Strafgericht aber bei Weitem nur an der kleinern Halfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der großern durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert, und für Einen, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren zehn andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Stromen Bluts, die er fließen ließ, im ruhigen Besitze seiner Herrschaft, so lange er dieser Staatskunst treu blieb, und verscherzte diesen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme, drückte. 1)

Um aber nun diesem blutigen Geschafte, das sich täglich unter seinen Händen haufte, mehr gewachsen zu seyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite sein Verfahren von den Standen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von zwolf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen, und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urtheil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden durfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklartesten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs war Er selbst, und nach ihm ein gewisser Licentiae Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eignes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein schamloser, verharteter Bosewicht, in dessen Gemuthe sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswurdigkeit die Geschichtschreiber beider Parteien mit einander einstimmig sind. 2) Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf von Aremberg, Philipp von Noirkarmes und Karl von Barlaimont, die jedoch niemals darin erschienen sind; Hadrian Nikolai, Kanzler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Aßet, Präsidenten von Artois und Flandern; Jakob Heßelts und Johann de la Porte, Räthe von Gent; Ludwig del Rio, Doktor der Theologie und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Konigs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius Vorstellungen wurde der geheime Rath mit einem Antheile an diesem Gerichte verschont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur rathgebend, nicht beschließend, welches Letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räthe versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltener zu werden, und seinem Lieblinge, Vargas, zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Wuthigkeit besetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehülfen seyn mußten, bis auf den spanischen Doktor del Rio und den Sekretär de la Torre, aus den Versammlungen wegblieben. 3) Es empört

1) Meteren. 107.

1) Thuan. II. 540. A. G. d. v. G. III. 115.

2) Dignum Belgico carcinomate cultrum wnat ihn Meurs. Guil. Auriac. 38. Vgl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meteren. 106.

3) Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Manner, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister

die Empfindung, wenn man lieſt, wie das Leben der Edelſten und Beſten in die Hände ſpaniſcher Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, daß ſie ſelbſt die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimſten Kontrakte zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten. 1)

Von dem Rathe der Zwölfe, der, ſeiner Beſtimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, ſeines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt iſt, fand keine Reviſion der Prozeſſe, keine Appellation ſtatt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, ſo, daß beinahe alle andere Juſtizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war ſo gut als nicht mehr; das Anſehn des Staatsraths fiel gänzlich, daß ſogar ſeine Sitzungen eingingen. Selten geſchah es, daß ſich der Herzog mit einigen Gliedern des letzten über Staatsgeſchäfte beſprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, ſo war es in ſeinem Kabinette, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch ſo ſorgfaltig beſiegelter Freibrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anſchlag. 2) Alle Urkunden und Kontrakte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigſte Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerſpruch zu fürchten hatte, ſo galt ſie ohne das brabantiſche Siegel. In die heiligſten Rechte der Perſonen wurden Eingriffe gethan, und eine beiſpielloſe Despotie drang ſich ſogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholiſchen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den erſten Familien des Landes ihren Anhang ſo ſehr zu verſtarken gewußt hatten, ſo gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden ſie auch ſeyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut, unterſagte, ohne vorhergeſchehene Anfrage bei Ihm und ohne ſeine Bewilligung eine Heirath zu ſchließen. 3)

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor dieſem Tribunale erſcheinen, die Geiſtlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigſten Häupter der Senate, wie der Bilderſtürmer verworfenes Geſindel. Wer nicht erſchien, wie auch faſt Niemand that, war des Landes verwieſen, und alle ſeine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer ſich ſtellte, oder den man ſonſt habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Funfzig, wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichſten waren dem Donnerſtrahle immer die Nächſten. Geringere Bürger, die nichts beſaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überraſcht und verhaftet. Manche angeſehene Kaufleute, die über ein Vermögen von ſechzig- bis hunderttauſend Gulden zu gebieten gehabt hatten, ſah man hier wie gemeines Geſindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeſchweif zu der Richtſtätte ſchleifen, in Valenciennes zu Einer Zeit fünf und fünfzig Häupter abſchlagen. Alle Gefängniſſe, deren der Herzog gleich beim Antritt ſeiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen laſſen, waren von Delinquenten vollgepreßt; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit ſeltner ſchon hörte man von Galeerenſtrafe und Verweiſung, denn faſt keine Verſchuldung war, die man für Todesſtrafe zu leicht geachtet hätte. Unermeßliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Goldburſt des neuen Statthalters und ſeiner Gehülfen vielmehr reizten als löſchten. Sein raſender Entwurf ſchien zu ſeyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und ſeiner Diener Hände zu ſpielen. Der jährliche Ertrag dieſer Konfiskationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom erſten Range gleich geſchätzt; man ſoll ſie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieſes Verfahren war deſto unmenſchlicher, da es gerade die ruhigſten Unterthanen, und die rechtgläubigen Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härteſten traf; denn mit Einziehung der Güter ſahen ſich alle Gläubiger getäuſcht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hoſpitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die ſonſt einen Rothpfennig davon gezogen, mußte dieſe einzige Nahrungsquelle für ſich vertrocknet ſehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an dieſe Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte ſich mit dieſen Unterſuchungen befaſſen), verzehrten ſich in langwierigen koſtbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe ſie das Ende davon erlebten. 4) Von einer ſolchen Umkehrung der Geſetze, ſolchen Gewaltthätigkeiten gegen des Eigenthum, einer ſolchen Verſchleuderung des Menſchenlebens kann die Geſchichte gebildeter Staaten ſchwerlich mehr als noch ein einziges Beiſpiel aufweiſen; aber Cinna, Sullo und Marius traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigſtens ohne Hülle, was der niederländiſche Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Geſetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieſes 1567ſten Jahres hatte man noch an die perſönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Beſten aus dem Volke hatten

---

Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas, bei Rio und de la Torre unterzeichnet fand. Meteren. 106.

1) Meteren. 106. Zu einem Beiſpiele, mit welchem fühllofen Leichtſinne die wichtigſten Dinge, ſelbſt Entſcheidungen über Leben und Tod, in dieſem Blutrathe behandelt worden, mag dienen, was von dem Rathe Hefels erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrentheils in der Verſammlung zu ſchlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, ſeine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch ſchlaftrunken aufzuſchreien: Ad Patibulum! Ad Patibulum! So gewöhnlich war dieſes Wort ſeiner Zunge geworden. Von dieſem Hefels iſt noch anzumerken, daß ihm ſeine Gattin, eine Tochter des Präſidenten Viglius, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeſchrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalts niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhaßt machte. Vgl. ad Hopper. LXVII. Epiſt. A. G. d. v. N. 114.

2) In einem ſchlechten Latein richtete Vargas die niederländiſche Freiheit zu Grunde. Non curamus ve tros privilegios, antwortete er Einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 227.

3) Meteren. 106. 107. Thuan. 549.

4) Meteren. 109.

sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu diesem Zwecke hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Vließingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzusegeln; und bloß allein, weil er in ihren Mauern residiren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählig ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahre auf's andere verschob, und der neue Regent sehr bald anfing, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät, als einen souveränen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, mußte nun auch in der Person der Regentin ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden. [1])

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel mehr übrig ließ, hatte Margaretha den Entschluß gefaßt, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben im Besitze einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuß zum Bedürfnisse geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und verloren zu fühlen, was sie besessen zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen im Stande ist; aber Herzog Alba war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr gerieth, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzoge anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gelassen, so unmerklich abgehen können, daß die Herzogin die Veränderung nicht auf's Bitterste empfand. Selbst die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath Viglius, standhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruß, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen. [2]) Bei weitem der größte Theil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen Beiden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Pallast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Kuilemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzogin zu dem äußersten Grade reizte, war Hoorns und Egmonts Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre Sie gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzoge beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich Alba, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, daß man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhaßten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuschließen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber Machiavell, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernste zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er setze, drückte er sich aus, seinen eigenen und der Provinzen Vortheil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von dreißig tausend Thalern begleitete diese Bewilligung, und zwanzig tausend wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewiesen. [1]) Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog von Alba, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämmtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht erklärte. [2])

Gar gern hätte Margaretha gesehen, daß ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterschaft vor einer solennen Standeversammlung niederzulegen; ein Wunsch, den sie dem Könige nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu sehen. Ueberhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das außerordentliche Schauspiel seiner Kronabdankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal von der höchsten Gewalt geschieden seyn mußte, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanze zu thun; und da ihr außerdem nicht entging, wie sehr der allgemeine Haß gegen den Herzog sie selbst in Vortheil gesetzt hätte, so sah sie einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritte sehnsüchtig entgegen. So gern hatte sie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrscherin fließen sehen, so gern auch die ihrigen dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte, so viel Werth hatte es jetzt für sie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte; und gern hätte sie sich überredet, daß sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Niederländer geworden sey. Da der Monarch weit davon entfernt war, durch eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille seiner Schwester

1) Vigl. ad Hopper. XLV. Brief.
2) Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV. u. XLV. Brief.

1) Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint aufgezahlt worden zu seyn, wenn man anders einer Brochure trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: Discours sur la Pleasure de Monseigneur, Prince d'Orange, 1582, ohne Druckort, und steht in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden.) Sie schmähte, heißt es hier, zu Namur im Elende, so schlecht unterstützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), daß ihr Sekretar, Aldobrandin, selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heißt es weiter, was konnte sie von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel besuchte, hinter dem Rücken ein Schnuppchen schlug?

2) Strada. 206. 207. 208 Meurs. Guil. Auriac. 40. Thuan. 539. Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV. Brief.

zu befriedigen, so mußte sie sich mit einem schriftlichen Abschiede von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die sie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit schloß, daß sie ein geendigtes Werk verlasse, und ihrem Nachfolger nichts, als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe mußte auch der König zu wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben mochten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füßen des Königs nieder. 1)

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugniß der Niederlande selbst dafür spräche, so wurde einem Dritten das Recht nicht benommen seyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüth des Volks ist nur allzusehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuschreiben, und unter dem Drucke eines gegenwärtigen Uebels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Uebels anklagen, hieß, dem Könige und seinen Ministern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog Alba's Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampfe mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt, und der Nation augenscheinlich zuviel geschadet, um dem Könige so wenig zu nützen. Wahr ist's, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei that ihr dabei größere Dienste als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzoge ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderbenden Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seyen. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für den neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat sie sich aus feldstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigener schöner Menschlichkeit mißverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsicherer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefurchtet, zuviel zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvella's Vertreibung, die Wohlthäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, Philipp der Zweite, ihrer längst vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzoge bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutze des Grafen von Mannsfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

1) Meurs. Guil. Auriac. 40. Strad. 207. 208.

Beilagen.

I.

Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. [1])

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwohrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, Johann du Bois, mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläufig seyn, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehn in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen.“ Granvella's Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konfoderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen seyn, Alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldnen Vließes nur von dem Könige selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden konnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf zwei und achtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden: jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ widerholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestotionen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine gebohrne Herzogin von Baiern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Harn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Haorn, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom Goldnen Vließe dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Interceſſionen belagert, die von einem zum andern gewiesen, und von Beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorn sammelte von allen Rittern des Vließes aus Spanien, Deutschland, Italien, Certifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die „Grafen beschuldigte, seyen in Angelegenheit der „niederländischen Provinzen begangen, und er, der „Herzog, von dem Könige über alle niederländi„schen Angelegenheiten zum alleinigen Richter ge„setzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeraumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber

1) Dieser Aufsatz erschien zuerst im 4ten Hefte der Thalia.

anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hatten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn konnen; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 4sten Junius 1568, erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksale, welches beide Geafen erwartete. Johann Casembrot von Beckerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem genfischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittschrift des Adels als Hochverrother eingezogen und verur theilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heeee nohe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die gonze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr ungluckliches Schicksol nicht wenig veemehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssei, war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Geafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, daß der Bittschriften und Interceſſionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl, als bei dem Könige in Spanien, einliefen, täglich mehr wurden, ja, daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ: „sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen," welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der Konig konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgebrn, und das Todesuetheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spat kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefollt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im Brodthause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretär Pranz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Dos Urtheil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräthe bemuhet hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius beochte mon ihnen die Sentenz in's Gefängniß, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischofe von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich daeum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereitrn. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwoetet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwohr ein strenges Urtheil!" rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem Schicksole mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nochtheile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu konnen. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Konige so gefollt." Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Peiester, dem er die Messe mit großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortetete, daß kein eindringenderes Gebet sey, als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vater unser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke

an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuester Vasall und Diener

Lamoral, Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischofe auf's Dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrath Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem Konige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, Alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflussig war. Zwischen zehn und elf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses, und erklarte, daß er willig und bereit sey, zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldnen Tressen verbramt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuße des Gerustes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte Anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehort werden, oder, wenn dies auch geschahe, bei der gegenwärtigen gefahrlichen Stimmung des Volkes leicht zu Gewaltthatigkeiten Anlaß geben konnte, die seine Freunde nur in's Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichern Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zahne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Krucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thranen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus dem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser von einer heftigern Gemuthsart, als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit wenigee Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringeen Grade unrecht war. Er hatte sich harte Aeußerungen gegen den Konig erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu vertieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischofe seine Beichte ab, die er ihm Anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailandische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Korper seines Freundes sey? Da man ihm dieses bejahet hotte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und kniete auf das Kiffen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Kopfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren; wo sie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen van Parma, in den Jahren 1584 und 1585. [1])

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beiden liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens Anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsexperimenten auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler bließen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hatte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie nach immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben so viel Kraft, als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs Neue in Ansehn gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraume über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schooße hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Krieges nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getraide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Juli 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern. [1])

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten.

---

2) Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795, St. 4 und 5 gedruckt.

1) Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis. 84.

Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlassen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Stram der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und nach überdies eine Flatte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Stram, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberflusse zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom nach einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Flut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vartheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Strams, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden, es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde zu sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu kannen. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, nnd durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf zehntausend Mann Fußvolk und siebenzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Nach dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nathwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie langst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, troz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen. [1])

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog van Parma sein Vorhaben jezt eroffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizuechi und Mandrago'n, widerriethen alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erwarbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich seldst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog van Parma in seinem Vorsatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, aber nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhab ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu kannen, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kammandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militarischen Unteenehmungen mehr auf die Kraft ankamme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unteenehmung beschaftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erreate. [2])

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannichfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlassen werden. Um ihr für's Erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemachtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden konnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedurfnisse ziehen machte, die man ihr van der Seeseite abzuschneiden suchte, so sallten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte. [3])

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan van diesem Umfange in Erfullung zu briagen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre

1) Strada de bello Belgico. Dec. II. Lib VI.

1) Strad. loc. cit. 553.
2) Strad. Dec. II. Lib. 6.

Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch-gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. [1])

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen van Rysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mannsfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mandragan, stieß. Die beiden Letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Korps vertheilten sich längst der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragan selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge van Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf van Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshaek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, daß in Kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets van Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabraek, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen. [1])

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veranderte die Maßregeln des Herzogs van Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefahrliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog van Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth kannte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Baraeei und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücken zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle beswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren St. Philipp genannt wurde. [2])

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermande, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Scheide vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt, vor dem Brüsseler Thore, wurde

1) Meteren. Niederl. Historien XII. Buch 467 folg.

1) Meteren. Niederl. Historien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

2) Strad. Dec. II. Lib. VI. 557.

sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in Kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher, nach dem Urtheile der Sachverständigen, eben so viele Wochen erforderlich geschienen. [1])

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampirten, immer starker und stärker bedrangt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem Könige auf die namlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklarte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen konne. Ja, man ließ sie sogar befurchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzoge von Parma, der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Diesee Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf ruckten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein. [1])

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, sieben und dreißigtausend Häuser zählt, und aus zwanzig Inseln besteht, die durch acht und neunzig steinerne Brucken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Burgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden, fuhrten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefordert wurde. [2])

Noch ehe Gent an den König uberging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hande der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte. [3])

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die eeste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten würde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen verteauten Feeund, zu sich nach Delft, wo

1) Strada. loc. cit. Meteren. XII. Buch. 479. Thuan. II. 329.

1) Meteren. XII. Buch. 479. 480. Strad loc. cit. 562. 563. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

2) Meteren. am angeführten Orte.

3) Allgem. Gesch. d. v. Niederl. 479. Meteren. 470. Thuan. II. 529.

er mit demſelben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwiſchen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich ſchleifen zu laſſen, um die Waſſer der Oſter-Schelde, ſo bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den ſeelandiſchen Schiffen, wenn etwa die Schelde geſperrt würde, durch die überſchwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu konnen. Aldegonde hatte auch wirklich nach ſeiner Zurückkunfe den Magiſtrat und den großten Theil der Bürger bewogen, in dieſen Vorſchlag zu willigen, als die Zunft der Fleiſcher dagegen aufſtand, und ſich beſchwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Waſſer ſetzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftauſend Ochſen gemaſtet wurden. Die Zunft der Fleiſcher behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilſamen Vorſchlags ſo lange zu verzogern, bis der Feind die Dämme mit ſammt dem Weideland in Beſitz genommen hatte. [1])

Auf den Antrieb des Bürgermeiſters, St. Aldegonde, der, ſelbſt ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denſelben in großem Anſehen ſtand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Feſtungswerke an beiden Ufern der Schelde in beſſern Stand geſetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Damme durchſtochen, und die Waſſer der Weſter-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegoſſen. In der angrenzenden Markgrafſchaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Oberſten Morgan ſtand bereits im Solde der Republik, wöhrend daß man neue Subſidien aus England und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der ſchleunigſten Hülfleiſtung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms feſten Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantiſchen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landſeite ſperrte, ſo ſtiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernſtliche Beſorgniſſe wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzigtauſend Seelen, und nach den angeſtellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derſelben jährlich dreimalhundertauſend Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen ſolchen Vorrath aufzuſchütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geſchützes wußten ſich die ſeelänbiſchen Proviantſchiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam alſo bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern dieſe Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel ſich zu Meiſtern des Preiſes machten. Ein gewiſſer Gianibelli aus Mantua, der ſich in der Stadt niedergelaſſen und ihr in der Folge dieſer Belagerung ſehr erhebliche Dienſte leiſtete, that zu dieſem Ende den Vorſchlag, eine Auflage auf den hundertſten Pfennig zu machen, und eine Geſellſchaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieſes Geld Getraide einkaufen, und wöchentlich liefern ſollte. Die Reichen ſollten einſtweilen dieſes Geld vorſchießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichſam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieſer Vorſchlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beſchloſſen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten ſie dafür, daß man einem Jeden befehlen ſolle, ſich fur ſich ſelbſt auf zwei Jahre lanz mit dem nöthigen Proviant zu verſehen; ein Vorſchlag, wobei ſie ſehr gut für ſich, aber ſehr ſchlecht für die ärmeren Einwohner ſorgten, die ſich nicht einmal auf ſo viele Monate vorſehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Abſicht, dieſe Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von ſich abhängig zu machen; als ſie ſich aber nachher beſannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht reſpektirt werden dürfte, ſo fanden ſie rathſam, ſich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen.[1])

Der Magiſtrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländiſche Unternehmer hatten eine anſehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche ſich glücklich durch die Kanonen der Feinde ſchlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieſer gewagten Spekulation ermuntert; in dieſer Erwartung aber fanden ſie ſich getäuſcht, als ſie ankamen, indem der Magiſtrat von Antwerpen um eben dieſe Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgeſetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um ſie nachher deſto theurer loszuſchlagen, in ihren Magazinen aufſchütten möchten, ſo verordnete er, das Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden ſollte. Die Unternehmer, durch dieſe Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, ſpannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. [2])

Dieſe Vernachläſſigung der nächſten und natürlichſten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und alſo den äußerſten Fall im Ernſte gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Abſicht habe, eine Brücke über die Schelde zu ſchlagen, ſo verſpottete man in Antwerpen allgemein dieſen chimäriſchen Einfall. Man ſtellte zwiſchen der Republik und dem Strome eine ſtolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine ſo wenig als die andere das ſpaniſche Joch auf ſich leiden würde. „Ein Strom, der zweitauſend vierhundert Fuß breit, und wenn er auch nur ſein eignes Waſſer hat, über ſechzig Fuß tief iſt, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu ſteigen pflegt — ein ſolcher Strom, hieß es, ſollte ſich durch ein elendes Pfahlwerk beherrſchen

1) Allgem. G. d. v. N. III. 469. Grotius 88.

1) Allg. G. d. v. N. III. 472.
2) Grotius. 92. Reidan. Belg. Annal. 69.

lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Flut ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbeipossiren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.“ 1)

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war so breit, daß acht Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estakade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um elfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estakaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estakaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen. 2)

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so, daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde passirt, den linken Damm der Scheldе zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kalloo, und lief glücklich wieder in die Scheldе. Das Frohlocken der Armee war um so großer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Paß zu verlegen. 1)

Dadurch gerieth der Herzog von Parma auf's Neue in's Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen halte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Scheldе fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Scheldе ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Drusus und Korbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Süderse, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren Kanal von Parma nannte, erstreckte

1) Strada. 560.

2) Strada. 560 sq. Thuan. 530 Meteren. XII. Buch.

1) Meteren. 481. Strada. 564.

sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Meer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalleo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden. [1])

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meeresflut starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebäke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging. [1])

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die beguterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Lieftenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rathe eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte. [2])

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versaumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen konnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verführte, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmel sie seit Kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den frohlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den

1) Strada. 665.

1) Meteren. 484. Thuan. II. 629. Grotius. 88.

2) Meteren. 485.

Frieden traktiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es auf's Aeußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog van Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hande, erklarte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmoglich gut heißen konne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschuß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen van Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen. [1])

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen machtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Konigreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königin Elisabeth van England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thatigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hulfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu dieser Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand. [2])

Zwar hatte es der Bürgermeister van Antwerpen, St. Albegonde, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermogen, wahrend daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstutzen würde. Die langen und afters stürmischen Nachte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lilla einen Ausfall wagte, so wurde es dem Feinde kaum moglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehn. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blais, van Treslang, und der Admiralitat von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Passe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begunstigung der Nacht, und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Beücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solche Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erfordete Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz ungluckliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Grossen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte. [1])

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlar, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zweiundbreißig Playten (platte Fahrzeuge) jede sechsundsechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten aneinander, doch so, daß sie noch zwanzig Fuß von einander abstanden, und dem Steome einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Ankertauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Flut stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesem zusammengenommen, eine Länge von zweitausend vierhundert Schritten. Dabei war diese Maschine so künstlich organisirt, und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie

1) Thuan. II. 530. 531. Meteren. 485. 486.

2) Meteren. 488 u. folg. Allgem. Geschichte der v. Niederlande III. 476—491. Grotius. 89.

1) Strad 564. Meteren 481. Reidan Annal. 69.

gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und außer den zwei holzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zweiundbreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete, nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem siebenundneunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Basteien, theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen: diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiundbreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe queer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Mastdämmen an einander befestigt waren, so, daß sie elf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikeniner, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrte. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern bedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten. [1])

Dieses bewunderungswürdige Werk war im Mäez des Jahres 1585, als dem siebenten Monat der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich herfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Muhseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlassen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genothigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewage, um entweder diese Stadt wegzunehmen, aber doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war ebenfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. [1])

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hinburch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoseiren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besandees die Einrichtung der Brücke auf's Genaufte besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh," rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. „Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter dieser Brücke zu „vergraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt „einzuziehen." [2])

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Langst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dort her zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Momene auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zogerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin van Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen kannten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Lieskenshoek, welches der Feind in Besitz hatte, und beschaß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lilla unterstützt, mit so glücklichem Erfolge daß die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem

1) Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren. 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. A. G. d. v. N. III. Band. 497.

1) Strada. 567 — 571. Meteren. 492. 491. Thuan. III. 44. 45.

2) Strada. 568.

Feind schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Dael mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor ein Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus, durch schon bereit gehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch in die Stadt zu segeln. [1])

Denn ehe noch der Herzog van Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Giambelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem Könige Philipp seine Dienste im niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit dem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth van England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer. [2])

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei große Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Plauten, welche mit Gabeln und Ketten an einander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verleugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Plauten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuhe breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallnen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen blaß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so daß sie endlich vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das schwimmende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie herauszulocken und der ganzen tödtlichen Wirkung des Vulkans auszusetzen. [1])

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei

1) Strad. 573, 574. Meteren. 495.
2) Meteren. 495. Strad. 574.

1) Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren. 596.

andere, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager in's Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, Jakob Jakobsohn, hatte es, man wußte nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Damme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerscheine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen nnd Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einem Feste als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten. 1)

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hangen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erloschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles furchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gedalk ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Ryßburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Billy, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich von Cajetan und Gnasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort Se. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als berste die Erde, nnd als stürze das Gewolbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Flut über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinwassen, welche die Mitte bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, daß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert, Menschen wurden das

1) Strada. 676.

Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, Andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch Andere erstickte der giftige Schwefeldampf; Jene wurden in den Fluten, Diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, Viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hangen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so bob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem todtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, Cajetan und Guasto, sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzhafte Nachricht hören, daß der Markgraf von Ryßburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! [1])

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradeswegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine besseren Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthatigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seelander bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuern Ineonsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete; [2])

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt,

1) Strada. 577 sq. Meteren. 497. Thuan III. 47. Allgem. G. d. v. N. III. 497.

2) Meteren. 496.

der alle seine Entwürfe darniederzustürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte auf's Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand an's Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angetrieben, that sein Aeußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja, sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, daß derselbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde. [1])

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Plätzen, wie er sie Anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweiten Male auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweiten Male die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete auf's Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada [1]) nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben konnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiffe, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operirt hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen. [2])

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schifffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Oberschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst einer Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfalle die nämlichen Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrangniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich unweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge

1) Strad. 581 seq.

1) Dec. II. Lib. VI. 586.
2) Meteren. 497.

hinderte, in die Ebene von Antwerpen heradzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blokade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespaart, ihn bis auf's Aeußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stadroek stand der Graf von Mannsfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stadroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhangende Linie, welche von der Scheldе zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damme selbst waren, in gehöriger Entfernung von einander, fünf verschiedene Batterien errichtet und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mannsfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigner Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt aber erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze. [1])

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Scheldе folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den holländischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreifen; während daß eine andere in der Scheldе sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ der Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dicht gedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, sich mit einem großen Verluste zurückzuziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm. [1])

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechzehnte Mai 1585 war zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Verbindung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von Gianibelli's Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen. [2])

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Scheldе sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äußersten Ende des Dammes, unweit Stadroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf von Mannsfeld nebst einem Italiener, Capizucchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn

1) Strad. 582. Thuan. III. 48.

1) Strad. 583. Meteren. 498.

2) Strad. 584. Meteren. 496.

durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen. [1])

Früh Morgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche blaß wie Branber aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich an's Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben. [2])

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaten den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgraber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Larm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen; oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihren Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Taglahner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vorbersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfahle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, nach mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgraber in ihren Lochern durchbohrten, und mit den todten Korpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhorlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten fur rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen. [1])

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und, weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu konnen, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche Camillo van Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicher Weise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Scheide her abschnitt. Hatte man also diese Entkraftung und Unthatigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geoffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben wurde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkältete in demselben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Flut nach der Stadt schaffen wollte. St.

1) Strad. 582. 584.
2) Strad. 587 aq Meteren 498. Thuan. III 48

1) Strad. 589. Meteren. 498

Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getradeschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. [1])

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheld-Brücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pitenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzundete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drangte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seelandee und Antweeper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stadroek her drongen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Toge ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Scheldе her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahl-Schanze zu befreien suchten welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrangte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Groeg und der Pfahl-Schanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohldefestigten Walle, und das Geschutz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Capizuechi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahl-Schanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Von dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen an's Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexandrr stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mannsfeld von der andern; funf Angriff geschahen und funfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederlander übertrafen in diesem entscheidenden Augenblickr sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkrit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemond mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfpieß in der Hand, bis an die Brust in's Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und, indem der Eine sich auf die Schultern des Andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Bartholemi Toralva, ein spanischee Hauptmonn, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizuechi auf dem Rande der Brustwehr; nnd so wurde denn, gleich rühmlich fur beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krirger zu behandeln pflegte. Den Italiener Capizuechi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehe zu danken hadr. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eignes Quartiee zu Stadroek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag voe dem Treffen getragen hatte. [1])

Nach Einnahme der Beustwehr blied der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die hollandischen und seelandischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nahe zu kompfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Flut fing an, sich zu verlaufen, und die Fuhrer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fohrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem ungluecklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beutr zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Koum bemerkte dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die hollandischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bold folgten die Seelander ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel

1) Meteren. 494.

1) Strada. 693.

zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so, daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit sammt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben, und auf beiden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Covensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Giänibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen, Ende des Kriegs, beigelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung, Vertornes Getd, vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. [1])

Die Unternehmung auf den Covensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getraidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getraide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. [2])

1) Thuan. III. 49. Meteren. 485. Strad. 697 sq.
2) Meteren. 500. Strad. 600 sq. Thuan. III. 50. Allgemeine Gesch. d. v. Niederl. III. 499.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskriegs in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraume ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herflossen, und jeder noch so große und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derselben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wuede der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundfesten erschütterte, auslandische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich, und weckte bei diesem Volke das Verlangen und den Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches Philipp der Zweite gegen die Konigin Elisabeth von England beschloß, war Rache, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und sich an die Spitze einer Religianspaetei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde palitische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es großentheils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatsbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhaltnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so mußte es durch einen seltsamen Gang der Dinge die Kirchentrennung seyn, was die Staaten unter sich zu einer engern Vereinigung fuhrte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Bahmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Poo bis an die Küsten der Ostsee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Stadte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele Tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahehundert verlöschte, und die kaum aufliebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Male als eine zusammenhangende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltburger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Staß in Bohmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege eine Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Bahmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieses alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah, aber es fehlte viel, daß es für sie und ihrentwegen unternommen warden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Thelogen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapsere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, aber dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Farderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war,

mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Uebermuth seines Glücks an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalvinisten in Frankreich nie einen Conde oder Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus ward ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile seines Fürsten verspritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreiung vom Popstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrucklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Uebermacht des Hauses Oestreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das erste weckte die Regenten, das zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain gleich verführerisch seyn mußten; warum, konnte man fragen, wirkten sie nicht eben so gut auf die Prinzen des Hauses Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Aufforderungen so vieler seiner Unterthanen Gehör zu geben, und sich nach dem Beispiele Anderer auf Unkosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen größern Antheil gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Stützen des Papstthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die österreichische Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gothischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren Luthers und Calvins mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem Papstthum konnte ihn dieses Königreich kosten. Ein spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er mußte von diesem Throne steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte, als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduldigsten trugen, und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Ansehen des Papstes zernichtete — die ihn aufforderte, sich letztern durch den thätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte seyn mußten, wurden bei Jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl sich ketzerischer Grundsätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion bei ihm noch nicht in Achtung setzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung verhanden. Bei seinem Sohn und Nachfolger, Philipp dem Zweiten, vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl mindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einflusse fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen

dir Neuerer schlossen. Was unter Karl des Fünften und Philipp des Zweiten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Sponien an dem Katholicismus halten.

Feeier schien die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu seyn; aber wenn bei dieser auch mehrere von diesen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kieche die römische Kaiserkeone tragen?) knüpfte die Nachfolger Ferdinands des Ersten an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhle aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutsch-östreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch forderte die Koiserwürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Koiser behaupteten, und welches der protestantische Reichstheil zu stürzen strebte. Rechnet mandazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkeren fühlten; so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheil der katholischen Religion auf's Genauestr vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse adhing, den das Haus Oesterreich ergriff, so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwüefe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte Letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewohnlichen Hulfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen, außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bei weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündnisse unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestonden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für die Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargebaten hätte, das die Nationen in Leidenschaft setzte, und einen Enthusiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhönglichkeit an eine Lehre, welche dieses Hous mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie aufapfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Büeger vermocht hätte, bewirkte dir religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten; dreifach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die neue Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Unterthan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der sponischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten, eröffnete dem Prinzen von Oronien, dem Admiral Coligny, der drittischen Königin Elisabeth, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hülfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt undegreiflich sind.

Mit noch so großen eigenen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet hoben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfsleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharaktees, welche die Nationen und Länder in eben so viele besondere Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformotion stürzte diese Schridewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationolvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhangig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieses Bond wegfallin. Der französische Kalvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Hollander einen Berührungspunkt, den er mit seinen eigenen katholischen Mitbürgern nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staates zu seyn, seine Aufmerksemkeit und Theilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich, er fangt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eigenes zu weissagen und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten

es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem blosen Nachbar und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hatte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oestreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, daß sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter diesem, war es den schwachern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bei Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in Moritz von Sachsen, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Siegs gehen auf dem Kongresse zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutschland zerriß auf diesem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jetzt erst zerriß es, weil die Trennung jetzt erst gesetzlich war. Bis hierher waren die Protestanten als Rebellen angesehen worden; jetzt beschloß man, sie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man sie dafür erkannt hätte, sondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgische Konfession durfte sich von jetzt an neben den katholischen Glauben stellen, doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einstweiligen schwesterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich bekannte, auf seinem Grund und Boden zur herrschenden und einzigen zu machen, und die entgegengesetzte der freien Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jetzt zum ersten Male erfreute sich also die Lehre Luthers einer positiven Sanktion, und wenn sie auch in Baiern oder in Oesterreich im Staube lag, so konnte sie sich damit trosten, daß sie in Sachsen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darnieder liegen sollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Bloß allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Unterthanen (welche es damals schon waren), die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs Ferdinand, der diesen Frieden zu Stande brachte: eine Versicherung, die von dem katholischen Reichstheile widersprochen, und mit diesem Widerspruche in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugesehen! Aber an diesen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte: ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinschaftlich genossen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Voreltern war der Reichthum der Kirche innerhalb eines Jahrtausends zusammengeflossen, und diese Voreltern gehörten dem Weggehenden eben so gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hause, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche geschehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erstgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adeligen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genusse dieser Güter ausgeschlossen seyn, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, bloß allein deswegen ausgeschlossen seyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholiken stattfand? Beide Religionsparteien haben über diese Streitsachen mit scheinbaren Gründen gegen einander gerechtet; und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile so schwer fallen, als dem andern, sein Recht zu erweisen. Das Recht hat nur Entscheidungen für denkbare Falle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum Wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so thut es die Starke, und so geschah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachten Bisthümer und Abteien verblieben den Protestanten; aber die Papisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien und Wür-

den verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muß er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnisse abhangig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Beisatze, daß beide Parteien sich über diesen Punkt nicht verglichen hatten. Konnte er für den protestantischen Theil mehr verbindlich seyn, als jene Versicherung Ferdinands zum Vortheile der protestantischen Unterthanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den Aemtern und Würden war er nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentirte? Zu dem ganzen Deutschlande gehört aber auch der protestantische Theil — und wie repräsentirt sich nun dieser in einer ununterbrochenen Reihe katholischer Kaiser? — In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall, daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschließenden Besitze ist, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beiden deutschen Kirchen einführte, so ging die katholische doch unwidersprechlich als Siegerin davon. Alles, was die lutherische erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholische hingab, opferte sie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Prinzip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu seyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrunnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen, war noch Hoffnung und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch mißlänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessen ungeachtet schon gewonnen, daß man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit diktirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und wenn man aufrichtig seyn will, einen solchen vertrugen die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Kalvinisten, welche freilich eben so wenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie eben so weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnisse, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte also auch für's Künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwerte mußten die Grenzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervor drohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in Einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wieder herzustellen, war vorbei. So genau der Frieden die Rechtsgrenzen beider Theile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichts

desto weniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelescht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beide halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich bei dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthan drücken, vor den namenlosen Drangsalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verstricken kann, konnte der todte Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Unterthan protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wuth an dem gemeinschaftlichen Religionsfeinde erschöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beide streitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Kalvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen, und die Protestanten unter sich selbst zu entzweien, daß sie einander kaum mehr an etwas anderm als dem gemeinschaftlichen Hasse gegen das Papstthum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburgischen Bekenntnisse zu suchen. Dieses Bekenntniß setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen ließ, und, die Protestanten verscherzten unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe wurden hinreichend gewesen seyn, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssysteme, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche, und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen geschlossen. Bloß als Anhänger der Konfession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Konfessionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg seyn mochte, so stand es gleich schlimm um die Konfessionsverwandten. Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Konfession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich Beides, und die schlimmen Folgen von Beidem stellte sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnisse; und wenn sich die Kalvinisten davon entfernten, so geschah es nur, sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen scheinbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können, als diese Uneinigkeit unter sich selbst, kein erfreulicheres Schauspiel, als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemaßt hatten, das einzige wahre Religionssystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch eine ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bei dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art in's Gedränge. Auf die Konfessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, wen diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einschließen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unselige Trennung den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Mißtrauen zwischen beide Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen protestantischen Gegnern gebunden, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu erfechten. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz

unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papstthum, nicht in Augsburgischen Konfessionen, nicht in Konkordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem Andern getheilt war, so begriff man doch einstimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden konne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachsamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Losung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Kränkung dieses Friedens abzielen; jeder den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstvertheidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Theil zu seyn. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten, sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glauben zu beobachten sey, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen die Ehre verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten oder Protestanten beruhigen. Wie hatte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einstweilige Konvenienz abschilderten, der in Rom selbst feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trident vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Vereinigung getban zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu seyn. Feierlich waren diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Koncilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schluß des Konciliums aufzuheben schien? An einem Scheine des Rechts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr, als der Respekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für fast alle europäischen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brod setzte. So vielen von einander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammenzubringen, welche sich alsdann, sey's aus Gewinnsucht oder aus Parteisucht, an fremde Mächte verliehen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandter, ein außerordentlicher päpstlichrr Legat, eine Zusammenkunft von Fursten, jede ungewohnliche Erscheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, Konig von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweite, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Koncilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Muhe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stiche gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen Waffen der Turken bedrängt, wie hatte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen, und sein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges konnte von den sparsamen Beitragen seiner erschopften Erblande nicht bestritten werden; er brauchte also den Beistand des Reichs, und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in einem Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfniß machte ihm die Protestanten nicht weniger nöthig, als die Katholischen, und legte ihm also auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte bloß dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthran zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten sie seinem Sohne. Der Enkel büßte es theuer, daß er weder die Billigkeit horte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Sohne hinterließ Maximilian, aber nur der älteste von diesen, Erzherzog Rudolph, erbte seine Staaten und bestieg den kaiserlichen Thran; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer

gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte, doch wurden auch diese schon unter Ferdinand dem Zweiten, seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nöthig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog, und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtsames Gemüth, wie das seinige war, so leicht überliefert. Dieses und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Rathschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines großen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen gescheeckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Unterthanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem Marstalle zu verbergen, während daß die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste, und die Flamme der Empörung schon anfing, an die Stufen seines Throns zu schlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, versperrt, unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unschlüssig blieb, der Infantin Isabella seine Hand zu geben; dem Reiche drohte die furchterlichste Anarchie, weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen romischen Konig erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit, und Böhmen saumte nicht lange, diesem Beispiele zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten Karls des Fünften schwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürstenbunde, den ein großer Monaech in ganz Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelassen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände sich selbst, und Bündnisse müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberstehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müßig und überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen, und über die andere zu herrschen.

Was hätte auch das deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal vermögend war, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen, und eine mächtige Faktion wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiser gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in einer mystischen Dunkelheit hätte Rudolph, wie so viele Andere seines Ranges, seine Blößen versteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß seine Unfähigkeit an's Licht. Deutschlands Lage foederte einen Kaiser, der durch eigene Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolphs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu Stützen des Papstthums: aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximillans Güte, hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Kollegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der Ubrigen noch vollends von dem Landtage verscheuchte. So war unvermerkt der ganze östereichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern. Der unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaarenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen

beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beider, einander so nahe stehender Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besitzung. Die Unmöglichkeit, diese beiden Länder gegen die nahe und übertegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntniß der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone, und forderten trotzig alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reichs und die Leichtigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Trotze; unzufrieden mit der österreichischen Regierung warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Uebergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomanischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn, desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nachste türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Scepter und Krone; eben so bereitwillig bestätigte man in Oesterreich einem Andern den Besitz der Provinzen die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Bathori, Boschkoi, Ragoezi, Bethlen, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten, als diese: sich an den Feind anzuschließen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthon führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults, wirkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiose Schwärmerei. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boschkai, angeführt, die Fahne der Emporung. Die Aufrührer in Ungarn sind im Begriffe, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mahren und Bohmen gemeine Sache zu machen und alle diese Länder in Einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehor gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eigenen Erwortungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Bruder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Roth mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aeltesten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Aeltesten, und bekleiden ihn mit souverainer Vollmocht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eroffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Turken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben so eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig, sie zu behaupten, halt mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde und verratherischer Absichten auf die Ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kurzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhongs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten und die Waffen in der Hand mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit, und jetzt von dem Erzherzog durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen,

nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem Mathias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen, in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreißigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Huß die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hussite in beiden Gestalten genoß. Dieses Vorrecht hatte die Basel'sche Kirchenversammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmischen Kompakten) Hussens Anhängern zugestanden, und wiewohl ihm nachher von den Päpsten widersprochen wurde, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutze der Gesetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Utraquisten (der in beiderlei Gestalt Kommunicirenden) und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen, verbarg sich auch die weit strengere Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnliches hatten. Bei beiden machten die deutschen sowohl als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten nach dem Beispiel der Deutschen eine eigene Konfession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquistischen Kirche auf diese neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerstand bei ihren katholischen Mitständen, und sie mußten sich mit einem bloßen Worte der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Ein kaiserliches Edikt erschien, welches den sogenannten böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich deswegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Kompakten und auf das böhmische Landrecht, worin sich freilich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung Maximilians und auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke nachgesetzt seyn wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bei Kollin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des Letztern Verlegenheit stieg auf's Höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszusehen war, daß sie seine Noth, zu Durchsetzung ihrer Foederungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fensterladen auf dem Hofgange geöffnet werden, den er passirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber Rudolph, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sklavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern eilte, sich mit dem Erzherzoge, seinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer formlichen Entsagungsakte überließ er demselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oesterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne.

Theuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Bedrängnisse gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächsten Landtag verwiesen worden; dieser Landtag erschien 1609. Sie forderten dieselbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiser, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prager Akademie,

und die Erlaubniß, Defensoren oder Freiheitsbeschützer aus ihrem Mittel aufzustellen. Es blieb bei der ersten Antwort; denn der katholische Theil hatte alle Entschließungen des furchtsamen Kaisers gefesselt. So oft und in so drohender Sprache auch die Stände ihre Vorstellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In großer Anzahl erschienen sie zu Prag. Des kaiserlichen Verbots ungeachtet, gingen die Berathschlagungen vor sich, und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernstlich den Entschluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen und den Kaiser so lange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben sich selbst die Defensoren, die der Kaiser ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beschloß auf das Schleunigste eine militärische Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieses Aufstandes, der Graf von Thurn als Generalwachtmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt sogar die Sponier ihm riethen. Aus Furcht, daß die auf's Aeußerste gebrachten Stände sich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majestätsbrief der Böhmen, durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Konfession, welche die Stände dem Kaiser Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den Utraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortfuhren sich zu nennen wird die Prager Universität und ein eigenes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefs in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herren- und Ritterstande und allen Städten unverboten seyn. Diese letzte Stelle im Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht viel mehr, als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freiheitsbeschützer wurde dem Geiste des Aufruhrs eine gefahrliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerisches Werk für die übrigen Erbstaaten Oesterreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewußt hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem Könige von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig seyn. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöschlichen Haß gegen Matthios in seinem Herzen zu nahren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmische Scepter in eine so verhaßte Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl, als den Matthias, von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der liebste und der verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Bohmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs und ihre Neigung zu Leopolds Person, schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem Rudolph mehr seine Parteilichkeit und Rachgier, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusetzen, bedurfte es einer militärischen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bisthum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Korps wußte Niemand; aber ein unverschener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Bohmen that, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Konigreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld; sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun; sie hörten nicht. In der Voraussetzung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, bewaffneten die Freiheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und Matthias wurde in's Land gerufen. Nach Verjogung seiner Passauischen Truppen blieb der Kaiser, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in seinem eigenen Schlosse bewachte und alle seine Rathe von ihm entfernte. Matthias war unterdessen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Bohmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, daß er seinem Feinde noch lebend einen Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nothigte man ihn, seine Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entsagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolph eines seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland vertheilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten

der andern zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholiken gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthonen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Trotze und an dem schnellen Glücke des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers, oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten, alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder duech kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lossen. Dieses obrigkeitliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Riche, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beisitzer zu stellen, auch die Ausiprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untrsuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstoren. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien, anfänglich zu nichts Anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbezweifelten persönlichen Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres Heern zu ihrem höchsten Gesetze, und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshandel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefahrlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch bloß allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Faustrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem letztern noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit Statt finden dürfte. Die deutschen Reichsstände würden sich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte saßen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgegeben hatten, aufhören sollte, eine nothwendige Instanz zu seyn. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnisse des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet, nnd von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen und unvermerkt vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Stadtrath zu bringen, so forderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltsamen Wege verschofften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklarte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche

aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürst Gebhard zu Köln, gedorner Truchseß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mannsfeld, Kanonissin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Bundniß gerichtet waren, so forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Kalvinisten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, so lange der Churfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blute diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgange mit der Gräfin entsagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherstellte. Der Churfurst, gleichgultig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt schon geneigt war, oder daß die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab und führte die schone Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Churfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bei Churfurstenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so harter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Werth seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstenthums so gern zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschland schien es von äußerster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Chur zu entreißen. Das Beispiel selbst war schon in mehrern geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben und durchgesetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Köln waren bereits Protestanten und auf des Churfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Grunde, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Starke gaben, brachten den Churfurst zu dem Entschlusse, auch bei veränderter Religion sein Erzstift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes in den Kölnischen Landen hatte bei den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte und aller sowohl geistlichen, als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstande und sein Kapitel. Der Churfürst sammelte eine militarische Macht; die Kapitularen thaten ein Gleiches. Um sich schnell eines machtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Churfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen baierischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem großen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfall nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflosung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, daß der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswurden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bei einem Theile gänzlich gestürzt war und bei dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freiheit. Vier protestantische Stimmen gegen drei katholische im Churfürstenrathe mußten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthrone auf ewig versperren.

Aber Churfürst Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen; dieser einzige Umstand machte sein Ungluck. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Churfürsten als den Ihrigen ansahen und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugesprochen und Hülfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Casimir, ein kalvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heer in's Kölnische, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürst, selbst von dem Nothwendigsten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Desto schnellere Fortschritte machte der neupostulirte Churfürst, den seine baierischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus auf's Kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem Feind einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt sich noch etwas länger in seinen westphälischen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung gethan, zog er sich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben; das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts, oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl mit dem Churfürsten zugleich getroffen hatte, hatten sich in dieses Bisthum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besaßen. Da die katholischen Kapitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Pradenoen zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltsam in Besitz, und ein

mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdessen hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischer Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs heraus nehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu billigen, postulirten den Bischof zu Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkundete.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpaartei aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwirrigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Acquivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwerth, einer schwabischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniß der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine offentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklarung ermuntert, ein Jahr darauf die Prozession wiederholte, schritt man zu offentlicher Gewalt. Der fanatische Pobel sperrte den zurückkommenden Klosterbrudern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen noch Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgangig gemacht wurden, so erfolgte endlich die formliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge Maximilian von Baiern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die so trotzige Bürgerschafe bei Annäherung des baierischen Heers, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mouern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine baierische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkurliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefallt, und dem Herzoge von Boiern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündeten ihnen von katholischer Seite gewaltthatige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stutzen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Starke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwachste Theil der geschaftigste seyn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vernunftigsten Berechnung nach, der erste Streich vielmehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen, und sich also sehr leicht unterstutzen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle blosgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen und ihren Angriff gegen eine einzle Religionspartei richten wurden, so waren die Kalvinisten, als die Schwachern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nahern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Beides traf in den churpfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzoge von Baiern einen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Ruckfalls zum Kalvinismus oder von dem Religionsfrieden keinen Schutz, von den evangelischen Standen wenig Beistand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Beherrscher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre schworen, und diese Lehre zweimal fur den Kalvinismus verlassen. Churfürst Friedrich der Dritte war der Augsburgischen Konfession zuerst untreu geworden, welche sein erstgeborner Sohn und Nachfolger, Ludwig, schnell und gewoltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er nur strengorthodoxe Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Casimir, sein Bruder, und nahm

nach den Vorschriften der goldnen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürsten (Friedrich dem Vierten) gab man kalvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den lutherischen Ketzerglauben, selbst, wenn es seyn müßte, mit Schlagen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Unterthans schließen.

Unter diesem Friedrich dem Vierten war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Nebendem, daß dieser Hof durch französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen bei Zeiten zu versichern. Große Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß sich jeder Theil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben, unschuldige Vorfalle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhausen in Franken traten (1608) der Churfurst Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — also Lutheraner mit Kalvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen und alle für Einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigesprungen, jedem im Nothfalle für seine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlösser der nichtunirten Stände geöffnet, was erobert wurde aber, nach Verhältniß des Beitrags, den ein Jedes dazu gegeben, unter sämmtliche Glieder vertheilt werden sollte. Die Direktion des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zu Bestreitung der Unkosten Vorschüsse gefordert und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Kalvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg ließ sich bereitwillig finden; Chur-Sachsen mißbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entschließung fassen; die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsstädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes sehr bedürftig war, und ihr Beispiel von mehrern andern Reichsstädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geschlossener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten Christian von Anhalt ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen vor den Kaiser, unter denen die Wiederherstellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformen seines eigenen Regiments und seiner Rathgeber den obersten Platz einnahmen. Zu diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Unruhen in seinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oesterreich und Ungarn kürzlich an Mathias verloren, und seine böhmische Krone bloß durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die jülichische Succession schon von Ferne ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwertr griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben so mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung auf's Höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkte mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbfolge in den jülich-cleviſchen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken, und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Churfürst von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich der Dritte auf diese Erbschaft ertheilt, und Maximilian der Erste beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beide Theile ziemlich gleich zu begünstigen. Beide Höfe ließen auch sogleich nach Eroffnung der Erb-

schaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und wurden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beide streitende Parteien zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern, umsonst, daß er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, in's Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Julich, hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig, und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage: wer das jülichische Herzogthum besitzen, und wer es nicht besitzen sollte? — die Frage war, welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war, ob Oesterreich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen, und seine Länderfucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Anmaßungen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war bis hieher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heilsamen Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen, aber in ihrer ganzen Schrecklichkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst vor Augen, den weder Widerwärtigkeit noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaft mäßigt, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Die österreichische Länderfucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen, und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflugern, die Werkstätten von Künstlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren, und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeit ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefahrlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören.

Betrachtungen solcher Art umwölkten Heinrichs Gemuth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte? Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem Könige für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefahr brauchte, um sich schnell wieder in Einen Körper zusammenzuziehen und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefahrliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romuls Volk, aber durch einen edlern Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europas hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als chimärische Plane, und die Weisheit selbst läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schonen Zwecke zu machen.

In dem ersten Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen, und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer so freigebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Konige war es wohl noch nie eingefallen, bei den Vollstreckern seines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen Sully bei dieser Unternehmung befeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine

politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabei zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Oesterreichischen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des österreichischen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen. Dem Papste und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyrannei auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiger seyn, als eine Revolution, welche es von seinem abgesagtesten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieser Theilung des österreichischen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verschmähen, weil es durch Oesterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweimal gewann, und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß sie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten sich auszubreiten. Ravaillac's Messerstiche retteten Oesterreich, um die Ruhe Europas noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschaftig, und das Wenige, was sie von dem großen politischen Geheimnisse ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein so feuriger Haß gegen Oesterreich beseelte, und die Vergrößerungsbegierde so mächtig beherrschte. Heinrichs staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Beistand, wozu er sich anheischig machte, erhob den Muth der Verbündeten zur festen Zuversicht. Eine zahlreiche französische Armee, von dem Könige in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerst die Eroberung der julichschen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutschen nach Italien rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Papst schon einen mächtigen Beistand bereit hielten), um dort alle spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann, von der Lombardei aus, in das Habsburgische Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufstande der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das österreichische Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Beistand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elsaß, ehe noch Heinrich sich dort zeigte, und ein österreichisches Heer, welches der Bischof von Straßburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es in's Julichische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich der Vierte hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten, und erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey. So wenig hatten sich Heinrich der Vierte und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüstung. Das tiefgefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenstellen.

Der Bischof von Wurzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangelischen unterschieden wurde. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ungefähr dieselben, welche die Union zum Grund legte, Bischöfe ihre mehrsten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog Maximilian von Baiern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Außer diesem Umstande, daß der einzige Herzog von Baiern Herr der ganzen liguistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen, als bei der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf ein-

mal überraschend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Jülichischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, nnd nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die nnirten Fürsten aus der gemeinen Kasse große Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußstapfen ihres Zugs, und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemachtigt) wieder freigegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612), eben so wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierung das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich zurückwünschte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und muthig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten noch das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie Alles von seiner Hinfalligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf das, was er gezeigt hatte; diese urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesteigung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prufung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem Matthias bei seinem Anfruhr geleistet, lebten bei den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Unterthanen wieder, so wartete schon ein gehorsamstes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten wurde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Stadten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehrern Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst, stellte voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verschmaht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine

solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiele gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, boten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höheren Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räthe, unter denen der Bischof von Wien, Melchiar Kiesel, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolph noch lebte und ein Zuschauer dieses Auftritts war, wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den Oesterreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuß von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londner Parlament überrascht haben würde. „Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen protestantischen Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fande, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel Rudolphs sollte dem Matthias eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheile des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbruder übertraten, da die Union in Deutschland sich auf's Nachdrücklichste für diese in's Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte, und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholiken begeben, und keiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Berathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele Maximilians seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verscherzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzigen Entschlüsse geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheile der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so mißliche Situation mußten einen größern Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hatte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber auf's Engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehr mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, daß die höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wa-

nig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streites. Die Protestantischen verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Turken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlangern, und den Fürsten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. War auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte bei allen nach gefährlichen Spaltungen demnach Friede. Dem jülichischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Nach immer wurde dieses Herzogthum von dem Churhause Brandenburg und dem Pfalzgrafen van Neuburg in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Hauser unzertrennlich verknupfen. Diesen ganzen Plan zerstorte eine — Ohrfeige, welche der Churfurst van Brandenburg das Unglück hatte, seinem Eidam in Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Hausern dahin. Der Prinz van Neuburg trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessin von Baiern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Baierns und Spaniens war die natürliche Folge von Beidem. Um den Pfalzgrafen zum ausschließenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gaste zu entladen, rief der Churfurst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen erschienen; aber, wie es schien, blos um für sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschem Boden spielen zu wollen, und welch ein unerschopflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen, mit noch größerem das katholische die Hollander über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland durchhohlte — nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolphs des Zweiten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person Ferdinands von Gratz ein neuer Thronfolger in diesem Konigreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand der Zweite näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfallige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer, fingen die böhmischen Papisten an, den Protestantischen mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die harteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unaarsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Thatigkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volkes unternehmende Anführer gegeben hatte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein gebarener Bahme, aber Besitzer einiger Guter in diesem Konigreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Turken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten; unbesonnen und tollbreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gangelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thatigsten Antheil genommen, und der Majestatsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen van Karlstein, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors, oder Glaubensbeschutzers, übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu offnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweiten erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu gute; bloß für die Unterthanen geistlicher Lander, hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestatsbrief sprach nur von den Ständen und von den koniglichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeraumt, Kirchen und Schulen zu errichten,

und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstand überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinands dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestrittener Punkt war, war ein unbestimmter im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhoft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen geistlicher Landstände in Bohmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die Ferdinandische Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den koniglichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abte dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufaufgeführt, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherrn, und selbst der Mißbilligung des Kaisers der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas geminbert, und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu konnen. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsom gesperrt, und die unruhigsten Koyfe unter den Bürgern in's Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestonten war die Folge dieses Schrittes; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beseelt und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Konigreichs wueden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, diefer gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Loslassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaifers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, fondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Borgang in Klostergrab und Beaunau durch einen kaiserlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Einbruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fanb baher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten', und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben werden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slavata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Karlstein erwählte Freiherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Hosses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feinbseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie fur jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hunden in die Messe hetzen ließen, und durch Verfagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem koniglichen Schloß, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slavata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martinitz und Slavata antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slavata und Martinitz, schleppte sie an ein Fenster und stürzte sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Kreatur von Beiden, schickte man ihnen nach. Ueber eine so seltsame Art zu exequiren, verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an diesem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als das man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche Exekution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde, aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so mußte jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit sie noch tiefer hineinreißen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthulfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesohnt werden zu können. Da die That selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man die strafende Macht entwaffnen. Dreißig Direktoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmaßig fortzufuhren. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle koniglichen Beamten und Soldaten in

Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschaden zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehedem seinen König und Herrn mitten im Schooße seines Volks aufsuchen und von drei Thronen herunter stürzen konnte. Der zuversichtliche Muth, der ihn bei seiner Usurpation beseelt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen; die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Theile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Unterthonen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten Andere die Ursache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europo rechtfertigen würde. „Der Ungehorsam, hieß es, die Gesetzlosigkeit und der Aufruhr seyen immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; stufenweise seyen sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriffe hinauf gestiegen; in Kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sey Hülfe gegen einen solchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien—nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiß zwar sey der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren.“ — War es den böhmischen Protestanten zu verdenken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts gethan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschließen, ergriff man die Waffen schon unter Matthias; doch so lange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer scheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und bewaffnet durfte ihnen der Kaiser nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien schoß Geld zur Rüstung her, und versprach Truppen von Italien und den Niederlonden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen von Bucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen wor, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, kommandirte unter seinin Befehlen. Ehe sich diese Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Behmen: „daß der Majestätsbrief ihm heilig sey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschlossen, daß selbst seine jetzige Rüstung ihm durch die ihrige sey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch Er sein Heer verabschieden.“ Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Aufrudrs für rathsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verbergen. Anstatt desselben verbreiteten sie auf den Kanzeln und in fliegenden Blattern die giftigsten Gerüchte, und ließen dos hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe existirten. Ganz Bohmen, mit Ausnahme dreier Stadte, Budweiß, Krummou und Pilsen, nahm Theil an dem Aufruhr. Diese drei Städte, größtentheils katholisch, hatten allein den Muth, bei diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe versprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefahrlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Handen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Konigreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweiß und Krummou, und hoffte beide Plötze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab sich ihm, aber von Budweiß wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun fing auch der Koiser an, etwas mehr Ernst und Thatigkeit zu zeigen. Bonequoi und Dampierre fielen mit zwei Heeren in's bohmische Gebiet, und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prog schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie mochten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Aussichten, die sich ihnen aufthaten, erhoben den Muth dee Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen von Mannsfeld ein eben so unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig zugesehen. Beide kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen lasen sie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volks wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen Bundes abgeschildert. Diesem Grundsatze getreu, starkten sie den Muth der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in den Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mannsfeld, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, Ernst von Mannsfeld, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzuge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Julich und im Elsaß, gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsatze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von viertausend Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen auflohderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstarkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommener seyn als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, diese viertausend Mann in das Konigreich zu fuhren, und eine vorgegebene böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

Dieser Mannsfeld zeigte sich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die schlesischen Stande ihnen zu Hülfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen, kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlicheren Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Operationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser, und ließ sich sogar die angebotene sächsische Vermittlung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgangers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stande an Selbstthatigkeit noch übrig ließ, hielten seine eignen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksale vorgriff, und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eroffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreich so gut als erloschen; denn von allen Sohnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwachliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine nahern Rechte auf diese Erbschaft an die Grazische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben, und die ehemahlige Größe Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jungsten Bruder Kaiser Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Krain, Karnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Baiern. Da er den ersten schon im zwolften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsatze er aus dem Umgange eines Fürsten schopfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhanger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen, auf der andern den Segen Baierns und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beiden Mustern ließ man ihn wahlen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Baiern nach einem funfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erblander zu übernehmen. Die Stande von Krain, Karnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort: daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingungen gefordert, und auch wirklich geleistet. Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loretta die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens des Achten in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine formliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Lander bewilligt hatte, gesetzmaßig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückge-

nammen werden; aber den Zögling der frommen Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen Reichsstände, welche das Reformationsrecht in ihren Landern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Mißbrauche, welche die steyerischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzusetzen, ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn, als ihren gefährlichsten Feind, zu rüsten. Nichts desto weniger fand das Gesuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen konten ihn, unter sehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem Könige. Spater erst, nachdem sie den schlimmen Einfluß seiner Rathschlage auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsatze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht auf's Höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieser Krone, nach Abgang mannlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu horen, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steyermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steyermärkische Emigranten, welche ein rachersülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschaftig, das Feuer der Empörung zu nahren. In so widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Matthias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältniß zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte, und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Handen hatte, da durch das Gefühl der Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Beistandsversprechungen und schwindlige Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war. Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklarten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wohl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich Ferdinand im Besitz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wunschenswerth macht, oder mit dem Schwert in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mahren war im Begriffe, diesem Beispiele zu folgen. In Ober- und Unter-Oesterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüstung der Turken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte in Besitz, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hulfe stand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Gesetz der Noth unterjocht, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschlöge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spitze eines Heers zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mahren, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal zur Emporung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifalle empfangt. „Kein Unterschied der Religion soll mehr seyn, gleiche Rechte fur alle christlichen Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles was er dem wüthenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pobel den Erzherzog in einem Monchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden

anvertraut und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wamms. „Ferdinand!“ schnaubte er ihn an „wirst Du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Manner — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in des Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele vom Adel und der Bürgerschaft horte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Kurassiere, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studirenden selbst, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General Boucquoi hatte den Grafen Mannsfeld bei Budweiß aufs Haupt geschlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsetzen.

Und jetzt waren auch die Päße wieder frei, die der Feind besetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besteigen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidendste Zeugniß für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beistande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieselbe Kabale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am wenigsten aber Ferdinand, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Baiern, und nach Weigerung desselben dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten ließen nichts unversucht, Churſachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanische Verbindungen die protestantische und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privat-Angelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Churstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Churstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erblander hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklarten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschlage den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig, und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Baiern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Kalvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Churfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privat-Interesse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich der Fünfte war von einem freien und aufgeweckten Geiste, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Baiern, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der Kalvinistischen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich den

Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles, was auf dem Prager Reichstage geschah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war bei der ganzen Verhandlung zu thätig gewesen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und Baiern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Mitchurfürsten, alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er sich stürzte. Selbst König Jakob von England wollte seinem Eidam lieber eine Krone entreißen sehen, als die geheiligte Majestät der Könige durch ein so schlimmes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von ihm, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Eben diese Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wagestücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnsucht aller seiner pfalzischen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden Kalvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspielungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmäßig übertrieben, als sie die Macht des Feindes herunterseßten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Traumereien erfüllten seinen Kopf mit chimarischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. „Konntest du dich „vermessen, sagte die Churfürstin zu ihm, „die „Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir „bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir „entgegenbringt? Ich will lieber Brod essen an „deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische schwelgen.“

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthume, das er seinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Batbori, mit Hülfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der österreichischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstoßen. Unterdessen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voll Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Preßburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Bouquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch zwölftausend Siebenbürgen verstärkt, und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte sie auf's Neue, diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweiten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück: zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun Alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sachen in eben dem Maße, als Friedrich die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So faßte der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hülfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Churfürsten, und zu München den Herzog Maxi-

milian von Baiern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die Ligue an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschlande schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Baiern und alle Fürsten der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem Letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller zu erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der liguistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefahrliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklarten Antheile an dem böhmischen Kriege vermogen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Allürten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen offentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwahlten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Baiern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigsten Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partei, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine formliche Kriegserklarung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Wahrend daß Baiern und die Ligue sich fur den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schlafrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegengesetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorschusse von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniß zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der protestantischen auf das Nachdrucklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die sekularisirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen die Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, daß so viele edle Lander, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen fliegen, und der römische Antichrist nur dem helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand Alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstoßiges enges Bündniß mit dem Fursten von Siebenbürgen, dem offenbaren Allürten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Konigreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Großen erkaltete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermudetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergötzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem theatralischem Prunke und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinne bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupt zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistande verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Churfachsen und Hessendarmstadt hatte Ferdinand fur sich gewonnen; Niederosterreich, von wo aus man eine nachdeückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt, Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mube, sich der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthatig; König Jakob von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand.—

So schnell hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indem versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern stand unter Maximilians Fahnen bei Donauwörth versammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen von Anspach. Der entscheidende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu seyn, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältniß beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Aengstlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr erstaunte man, als auf einmal die Bothschaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das französische Ministerium, durch keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrößerung der Kalvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eignen Kalvinisten eben damals in einen gefahrlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faktion in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frankreich sich ein gefahrliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und der Ligue als Mittelsperson dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, „daß die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben, und den Beistand, welchen sie Friedrich dem Fünften leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte.“ Maximilians Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den liguistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, in's Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Baierns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Bouequoi an sich, und diese kaiserlich-baierische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig die Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs, und versicherte ihm den Sieg. Nicht dreißigtausend Mann hatte Friedrich beisammen; achttausend hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, zehntausend Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen Fahnen stoßen. Ein Einfall des Churfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Beruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf Mannsfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohentohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-baierischen Armee (am 8. November 1620) der Anariff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Baiern und Wallonen vor, und die Ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen, kaum etliche Hundert von den Kaiserlichen und Liguisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschießen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Walle herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von vierundzwanzig Stunden; achte waren alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Die Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere, und Friedrich seine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, die ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, die

nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mannsfelds fliegendes Kommando stand noch in Pilsen und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabar konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Gränze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen schwanden vor der Furcht. Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürsten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schlesier und Mährer. Drei Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich voll Vertrauen auf diese scheindare Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Kammission gezogen, die aus gedornen Böhmen und Oesterreichern zusammengesetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter konfiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; desto schmerzhafter war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen, die böhmischen sogleich, etwas später die Deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Protestanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, sich selbst zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge setzte Ferdinanden in den Besitz aller seiner Staaten; ja, er gab sie ihm sogar mit einer größern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet wurde, und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschlusse, den er faßte. Nie log eine so große Entscheidung in Eines Menschen Hand; nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszuge gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Partei nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichskonstitution mehr begünstigt war, so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meers, und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigern Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistand bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Churfürstenrathe drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsmitglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb der

entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn Moritz, der Umfang seiner Länder und das Gewicht seiner Stimme, stellten den Churfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden streitenden Parteien den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschoffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermied er sorgfältig, sich an einen von beiden ganz zu verschenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung, sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religioser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem solidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange blasgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverläßiger Freund nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundsgenossen täuschte, und seiner Versprechungen spottete, wenn Johann Georg dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflichern Fesseln. Was man diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer Rathschläge und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestücke hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs nach lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstücklung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Konfession zugethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verspritzten, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den furchtbaren Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partei der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erste, der seinen Heldenarm freiwillig dem schwedischen Helden brachte, und Deutschlands Fürsten ein Beispiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluß verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Marddrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürst! Langsam, aber glorreich, ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Waldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Churhut von deinem Haupte stieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder kannte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriatische Tugend, wodurch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Muth, der ein Jahrhundert später den Thron seines Enkels wankend machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen Hadsburgs Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt sich der unbesiegte Stahl. Als Männer vollführen sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche sie kaum einen Werth besaß. Der Besitz von Landern und Würden ertödtete den Muth; Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u. a. m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die Anhalt, die Mansfeld, die Prinzen von Weimar u. A. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtenberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampfe mit dem Kaiser, und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzoge Maximilian von Baiern einen eben so mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Kriegs einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvortheile und seiner Religion, nie Sklave Oesterreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, großtentheils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten sich, im Kabinet und auf den Konzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oesterreichs oder Baierns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigen ost- und westindischen Ländern unnatürlich zusammenzwangen, neigte sich schon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer schnellen Größe gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Felddou, entzogen wurde. Die westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armuth gestürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimärische Projekt, die französische Thronfolge nmzustoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Größe, der Haß seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Mißtrauen der Protestanten lieh dem Ministerium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bei den deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf spanische Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die spanischen Schattenkönige ihren deutschen Verwandten Gesetze, und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beistand, den sie leisteten, der schimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatssystem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale besaß, die wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Gesandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was sie gegen drei Weltgegenden einbüßte, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souverains für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Vicekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tyrol und dem spanischen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich in's Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche seit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwei ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstoats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erstern keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen, so hatte der Letztere Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar außer Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der dringenden Gefahr — und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergang der Ketzer, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergange des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation, was aus der Freiheit geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst zu Rom beständig Ein Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europens verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sülly's Oekonomie und Heinrichs Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten sie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt seine

Volljährigkeit nur an, um seine eigene Mutter und seine protestantischen Unterthanen zu bekriegen. Diese, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Fesseln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eigenen Staat zusammen, und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weise Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich Ludwig der Dreizehnte bald zu dem erniedrigenden Schritt gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Kalvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht, und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erfochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erst Richelieu sollte seine Staatskunst wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder heruntersank, vollendete das freigewordene Holland den Bau seiner Größe. Noch war der begeisterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der Oranier entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bei ihrer Befreiung fremdem Beistande schuldig waren, brannten diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und dies um so mehr, da beide gegen den nämlichen Feind stritten, und Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrößert, hatte unter seinem schwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hatte sich diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beizuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige, und verscherzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Liebling Buckingham spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete, und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spaßhafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiele aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sahne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Churhut seinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, blos weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohne, und nöthigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheile an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Faktionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhme einander zwar bei weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Christians des Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von Innen, und Ansehen von Außen zu verschaffen. Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet, und den neu geschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser große Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete, wurde durch seinen größern Enkel Gustav Adolph vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengezwungen, und krafttos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwiesen, so nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beide stützte sich die evangelische Kirche, beide hatten dieselben Meere zu bewachen; Ein Interesse hätte sie gegen denselben Feind vereinigen sollen. Aber der Haß,

welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweien. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormaligen dänischen Tyrannei nicht verbannen. Die zusammenfließenden Grenzen beider Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beider Könige und unvermeidliche Handelskollisionen in den nordischen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger des Papstthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens den Religionszustand des Reichs abzuändern. Aber schon Gustavs zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papstthum zurück, und dessen Sohn, Sigismund, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergange der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. Karln, Herzog von Sudermannland, Gustavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Neffen, zwischen dem Könige und der Nation, sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte Sigismunds lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich auf's Engste zu verbinden, und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismunds beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheile des Reichsverwesers von dem Rechte der Erstgeburt abzuweichen, welches Gustav Wasa in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Sudermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Neunten regierte, war Gustav Adolph, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohne eines Thronraubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt seyn, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen, und seinen Platz durch einen würdigern zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Erstlinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Gränzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. Gustav Adolph eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunstgriff unversucht, die Unterthanen Gustav Adolphs in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die gehäuftesten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlorenen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge Gustavs wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Polnisch-Preußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Gustav Adolph immer der Erste bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieser schwedisch-polnische Krieg fällt in den Anfang des dreißigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortsetzung eines Krieges aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bei gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland, und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundsgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnisse mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine chimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundsgenossen, der auf seine Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freiheit des deutschen Reichs umzustürzen, und alsdann den er-

schöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustavs Heldengröße, zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Gustav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die schwedischen Heere zu stählen, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Wunder thun sollten.

Nach dieser nothwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von vierzig Millionen Gulden, welche die Konfiskationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen seyn, ihm und seinen Alliirten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Baiern, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eigenem Verluste zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das Glänzendste zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben. Wie konnte dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergehungen schwer genug abgeschildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Ansehen der Gesetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden konnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses ersten zu verstärken. Bis hierher hatte Ferdinand bloß für seine Existenz gefochten, und keine andere Pflichten, als die der Selbstvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte sich an das Gelubde, das er zu Loretto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr seiner Krone und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelubde unzertrennlich verknupft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfullung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammenfanden. Die pfalzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht noch an einem Schein des Rechts, und unübersehlich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Baiern mit dem Raube seines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden und erfullte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er ersparte seinem Eigennutze ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses Letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfursten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Bohmen für ihn die Waffen gefuhrt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerin des burgundischen Kreises, dem Herzoge von Baiern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Baierns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfursten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstadte von dem Bundnisse hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Gluecklich genug, ihre eigenen Lander zu retten, überließen sie den Churfürsten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schwuren die Union ab, und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen Friedrich verlassen, Bohmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glucksritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, Ernst Graf von Mannsfeld, wagte es, in der bohmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Churfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm Friedrich seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen Stand, bis seine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in Kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer fur alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber in's Gedrange gebracht von dem Herzoge von Baiern, der als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mannsfeld aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden baierischen General Tilly entsprungen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheinischen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die

er den fränkischen zugedacht hatte. Während daß die kaiserlich-böhmische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General Ambros Spinola van den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General Corduba, welcher diese Truppen nach dem Abzuge des Spinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einode wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergaß, und nur durch ungeheuere Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mannsfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Churfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugesehen hatte, wie sein Eidam die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Fuhllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spat genug öffnete er jetzt seine Schätze und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz nach vertheidigte, und, als diese dahin war, den Grafen von Mannsfeld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurden auch sein naher Anverwandter, König Christian van Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Halland deraubte zugleich den Kaiser alles Beistandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieses war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand Gabors mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Oesterreichs Ungarn auf's Neue überschwemmte, und sich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, so daß Boucquoi Böhmen verlassen mußte, um Ungarn und Oesterreich gegen Gabarn zu vertheidigen. Dieser tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhausel seinen Tab; schon vorher war der eben so tapfere Dampierre vor Preßdueg geblieben. Unaufgehalten drang Gabar an die osterreichische Grenze vor; der alte Graf van Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit dem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff van deutscher Seite, während daß Gabar den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück schnell wieder herstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor in's Feld rückte; immer hatte sich dieser Letztere erschöpft, wenn jene anfingen, sich zu erholen.

Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche Mannsfeld und der baierische General Tilly sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl van Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf Georg Friedrich van Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heerr vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehens in's Feld rückte und sich mit dem Grafen Mannsfeld vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas menschliches über ihn verhangen sallte. Auch der benachbarte Herzog von Wurtemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder in's Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Carbuba an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich Mannsfelb und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem baierischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Konigs aufgestellt, den einer seiner nachsten Verwandten zu Grunde richtete und der Vater seiner Gemahlin im Stiche ließ. Ein regierender Prinz degab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Krieges zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian van Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Muthe getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er rittertich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von ringeschmalzenem Kirchensilber führte, und drin er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersachsischen und westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bisthumer am Oberrhein zu plündern. Von Frrund und Feind dart vertrieben, näherte sich der Administrator bei der mainzischen Stadt Hachst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang streitig machen wollte, passirte. Mit Verlust seines halben Heers erreichte er das jenseitige Ufer, wa er den Rest seiner Truppen schnell wieder sammelte, und mit demselben zu dem Grafen von Mannsfeld stieß.

Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweiten Male über das Elsaß, um die Verwüstungen nachzuholen, die bei dem ersten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Churfürst Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkalten und das Aeußerste zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der österreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die Gnade des Kaisers appellirte, und Jakob fand diese Forderung äußerst billig. Auf sein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, den Grafen von Mannsfeld und dem Administrator, den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mannsfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen Mannsfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. Mannsfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgrafin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die Seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hute, und die Devise: Alles für Gott und sie, auf seinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen, und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexekution überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Baiern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubniß, durch einen Fußfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen, und ein sogenannter Churfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden, aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Churfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hatte, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshasse des pfalzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des baierischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälzischen Churwürde an Baiern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Churfürstenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses Letzte war genug, die drei geistlichen Churfürsten dieser Meinung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Churſachsens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eigenes an den Churhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hatte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die katholischen wahrnehmen, sondern welche von zwei gleich gehaßten Religionen, der kalvinischen und der papistischen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Chur zusprechen sollte; und im Gedränge zwischen zwei entgegengesetzten Pflichten war es so wohl natürlich — dem Privathasse und dem Privatnutzen den Ausschlag heimzustellen. Der geborene Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Chur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und sich im Geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von Seite Churſachsens, der Form wegen, sich seinen Maßregeln entgegensetzen sollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit seiner Einwilligung zurückblieb, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Baierns mit der pfälzischen Chur hörte auf, ein gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Churfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Baiern zu Regensburg feierlich mit der pfälzischen Chur doch, wie es hieß, unbeschadet der Ansprüche

welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu seyn, eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher, vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Kardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tiefgesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an seinem Ruder saß. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oesterreich zur Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jakob der Erste starb, und Karl der Erste, im Streite mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihr der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Feldzuge auf's Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einem förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der baierische General Tilly mit einem sieggewohnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christians von Braunschweig hatten ihn nach dieser Gegend, und einmal schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfallen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belastigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden; aber bedenklich war es, daß die Ligue sich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen, so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiose Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlorenen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefahrvollen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tilly'sche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stande nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefullt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgultig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Kusten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte des Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian der Vierte, König von Danemark, zahlte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Standen dieses Kreises; durch gleich starke Grunde wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheile an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Konige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare österreichische Macht zu betreten. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Konigs Nachdruck; die ganze baltische Kuste war von dem Namen Gustav Adolphs erfullt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Konigs, und je mehr Lorbeern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian der Vierte es von sich erhalten, sie

seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Gustav Adolph forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fußbreit Landes besaß, um seinen Truppen im Falle eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian der Vierte hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein sechzigtausend Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Meklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichsten Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man ausstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weserstroms, und bemächtigte sich aller Passe bis Münden; nach einem fehlgeschlagenen Angriffe auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Kalemberg, und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und vervollständigte sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detaschements hatte er sein Hauptheer so geschwächt, daß er mit dem Ueberreste nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der liguistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Baierns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsexekution, und Tilly, der sie befehligte, war ein baierischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Baierns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Baierns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weit aussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungspläne erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Baiern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienter Offizier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient, und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufruhr konfiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf fünfzigtausend Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die chimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte; aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt würde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplatzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Offizierstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen zwanzigtausend Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verließ; bald darauf erschien er schon mit dreißigtausend an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also—zum ersten Male in diesem Kriege—erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem baierischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf's Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbeern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unter-

stützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfniſſe seines Heers bestritt, so mußte er das seinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem liguistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet, und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den Abminkstrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mannsfeld diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe, und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluste von dreitausend Todten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte, und dann plötzlich nach Schlesien brehte, um von dort aus in Ungarn einzubringen, und in Verbindung mit Bethlen Gadorn den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unvertheidigt waren, so erhielt Wallenstein einen schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, und Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil seines Heeres in das Westphalische zu schicken, um dort die Bisthümer Munster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog Christians, welcher Miene machte, durch Hessen in die liguistischen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu versetzen, riefen ihn auf's Schnellste wieder aus Westphalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden, und eine gefahrliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich Tilly eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fulb, und versicherte sich der Stabt Münden am Eingange der hessischen Gebirge, wo beide Ströme in die Weser zusammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Nordheim basselbe Schicksal zugedacht, welches aber zu verhinbern der König mit seiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nöthigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thuringen einen neuen Weg in die liguistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbei; aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitagigen Scharmützel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Offiziere blieben todt auf dem Platze, gegen viertausend von den Gemeinen; mehrere Kompagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder; Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Plätze Besatzungen warf, blieb er unthatig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Korps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die liguistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die bänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mannsfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit Bethlen Gadorn verhinbern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor auf's Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete Gadors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten, und ganz außer Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mannsfeld Geschütz und Heeresgeräthe, und ließ seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhaben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elde und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den liguistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessenkassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. Wallensteins furchbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Baiern als rechtmäßigen Churfürsten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs war jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt, beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles dies nur das Vorspiel schreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mannsfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten Mannsfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabensten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten Mannsfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was mußte sich dann nicht ausrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhaben war; wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthatigkeiten die Straflosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr drachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue kannte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der Selbstrache der gemißhandelten Fürsten sicher, so lange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Gräueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt, und offenbar die Autorität seines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschopfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann, zu verstarken. Odeesten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers um dort seinen Einfluß zu erhalten — Alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Beandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmachtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Kammada sechzigtausend Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Kontributionen gehoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto starker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke.

Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle deutschen Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bei einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, desto mehr mußte es zwischen beiden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah Alles im Namen des Letztern; aber die Majestät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Ansehen des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst emporte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich um seinem General einen Vorzug mehr vor dem baierischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallensteins nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch seyn mochte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkommlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erdtheil, um eine Kreatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenstein an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hanseståbten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu großern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des Hanseatischen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallensteins schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzung anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen wurde. Christian der Vierte warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu seyn, als einen Seeplatz, der auf's Vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand er-

fahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frei, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto weniger umzingelte es Wallenstein zu Lande, und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu ersetzen. „Ich will," sagte er, „diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden." Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheindare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit Christians Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der dänische Kommandant verließ die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge vertheidigte. Wallensteins Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum ersten Male erlebte sein Stolz die Kränkung, nach mehrern verlorenen Monaten, nach einem Verluste von zwölftausend Todten, seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwischen Gustav Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hieher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und Christian der Vierte, in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Gränze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sonden setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieser beiden Fürsten zu trennen, und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht, desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuern Kosten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschlande im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen beeiferte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Dessen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit aufgenommen. Auf einem Kongresse zu Lübeck (1629), von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu interessiren kamen, mit ausstudirter Geringschatzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Danen weggenommene Länder zurückgegeben. Man legte dem Konige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. Christian selbst hatte diese beiden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht der unerheblichste gewesen — auch dieses Fursten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Silbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der baierischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Gräuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherren hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mannsfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichern Heerschaaren Tilly's und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet, und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Ober-Italien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicher Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, statt beide Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und so stürzte Deutschland auf's Neu in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegen-Reformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine

Feldherren in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschlusse gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion aber ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die furchterlichsten Emporungen unter den Landleuten in Oesterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu größern. Auf einem Churfürstenkonvent zu Mühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbare und unmittelbare Abteien und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bedruckungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hatten. Bei einem so streng katholischen Fürsten, wie es Ferdinand war, kannte ein solcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu frühe, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht, Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte. Aber ein langer, bei vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voreltern einen gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unübersehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mußten, war dies kein geringer Nachtheil für sie, daß die wieder eingesetzten katholischen Bischofe die katholische Partei auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seite der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegesfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Wirtemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälliger Weise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung Christian Wilhelms, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beiden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischofe, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Bischof zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemaßter Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligen Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks außer aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darniederzuliegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch so viel Unglück berüchtigte Restitutionsedikt (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Churfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren, und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Churfachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie großen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freiheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entscheidung: „daß jede, nach dem Datum dieses Friedens, von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieses Friedens zuwiderlaufe, und als eine Verletzung desselben widerrufen sey.“ Er gab ferner die Entscheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholischen Landesherrn aufsage, protestantischen Unterthanen etwas mehr, als freien Abzug aus seinen Landen zu bewilligen.“ Diesem Ausspruche gemäß wurde allen unrechtmä-

ßigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes anbefahlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissorien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer standen auf der Liste; außer diesen eine unübersehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hätten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland; schrecklich schon an sich selbst durch das, was es wirklich nahm; schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sey, und daß der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung wurde geachtet, die Kommissarien wurden ernannt, und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Eben so mußte der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelischen Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstande begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deswegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürstenversammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Person beiwohnte, (1630), sollte nun mit allem Ernste an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt, und den Anführer derselben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Churfurst von Baiern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und seine bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Autorität seines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Uebel, hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt, Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen noch Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hülfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider Wallenstein gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsche in Deutschland, und der größte Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürsten von Baiern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, so lange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Churfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Churfursten von Baiern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte, und dem Hofe seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfursten. Er ging damit um, seinem Sohne Ferdinand, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Churfürsten von Baiern zu verpflichten.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, de-

bieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesondten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während das Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urtheilspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif, und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gangelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemuhen, um mit Wahrscheinlichkeit vorher zu sagen, daß ein Feind wie Gustav Adolph einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verrathen," antwortete Wallenstein den Gesandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Baiern dominirt. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Pallast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein stille, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaisers hatte seinen Ehegeiz von einem lastigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch, wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Nach Wallensteins Absonkung und Gustav Adolphs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher geteennte Kommando der kaiserlichen und liguistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Baiern trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte, aber eben dies bewog Letztern, sich für den König von Ungorn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Kompetenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Kommando dem liguistischen General Tilly, der nunmehr den baierischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa vierzigtausend Mann; nicht viel schwächer war die liguistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere beschligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen.

Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereindrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustav Adolph der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Krieges in Niedersachsen, bewogen, seine Person und sein Heer zur Vertheidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erhitzen und als König bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen Könige Sigismund zu Hülfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen Freunden damit aushelfen.“ Von dem Kongresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotze abgewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen Flaggen insultiren, und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und Gustav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen; denn auch dem höheren Geiste möchte es ungestraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs, und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnisse mit dem Feinde seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelien den eingeschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Thätigkeit auf Versuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolph, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnasse, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erschien in Polnisch-Preußen, wo Gustav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Gustav Adolph war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem Könige Sigismund über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besitze aller seiner Eroberungen blieb, und die lang erwünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholischen Macht Mißtrauen bei den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden Andern, als Gustav, würde ein so gefahrvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohldisciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers we-

nigstens eben so sehr gehaßt als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren, und zur Fortsetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrsten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt, und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolph — in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äußerlichen Hülfsmittel zu versichern, und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Muth. Gustav Adolph war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Romer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehülflichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben diesem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen auseinander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer doppelten Reihe in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußganger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeilen so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden auf's strengste geahndet; am strengsten Gotteslasterung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurme erniedrigt, und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Sieg, und seinem beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler Oxenstierna zu gewagt, die Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die weiter sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden," sagte Gustav, „so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unsrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns Alles liegen. So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland be-

siegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen.“

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden auf's Lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch Keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen, und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolph nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disciplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Korps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20 Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherinn, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloß die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinniger Weise,“ fing er an, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's Grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet, aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euren Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elfsnaden, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Größe des Wagestücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren welche bei diesem Heere kommandirten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig. Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudissen, Banner, Teufel, Tott, Mutsenfahl, Falkenberg, Knyphausen, und andere mehr, einen glänzenden Na-

men erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24sten dieses Monats die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der Erste, der hier an's Land stieg. Im Angesicht seines Volkes kniete er nieder auf Deutschlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen an's Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen sogleich bei seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzes-Schnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; oder zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen; so wenig konnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. Gustav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. Bogisla erschien selbst im Lager des Königs, sich diese Einquartirung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen," antwortete Gustav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben seyn, und sicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußstapfen der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Usedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen."

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beispiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Einnahme verschaffte dem Könige in Pommern festen Fuß, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogisla säumte nicht, den gethanen Schritt bei dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei im voraus zu begegnen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die Schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die Europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifeste, in welchem alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progressen in Pommern fort, und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenstein gefochten, stellten sich Offiziere sowohl, als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsruhm bloß der Ungeschicklichkeit eines noch schwächern Feindes verdankte. Die herabsetzende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers: wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute, mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reißenden Fortschritte Gustav Adolphs in Pommern konnten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Namen gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nords jetzt zusammenhalte, die aber zusehends schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit, und weigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und in Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Platz nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, um sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Kongreß zu Danzig, und die Er-

bitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Briefwechsel auf's Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern kommandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Kamin, Walgast fielen nacheinander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon auf's Grausamste gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareien dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; Alle kaiserliche Soldaten, welche dem pommerischen Landvolke in die Hand fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Kontribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem Könige von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen, und jener Stadt die Kommunikation zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzu sehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste. Nicht zu läugnen ist es, daß Gustav Adolph bei diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung auf's Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst: ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Offiziere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen und ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahrszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen erhielten daher die trostlose Antwort: „Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann nach mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen machten es mit sich halten wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Kommando, wo wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit mußte sich der Vortheil nothwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päße bei Ribnitz und Damgard hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerem Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Kommando darüber dem Herzoge Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterem belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand dann auf's Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten

zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Schaaren hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatze ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und Geldnoth sich gefallen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamroth das Kommando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befohl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbstrache zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Christians von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edeln Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlongten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolph dem Zweiten in Ungorn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Baiern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der baierischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Uebermacht im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Kommando der liguistischen Truppen, und jetzt, nach Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterer Gemüthsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdurstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Aeußere entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen hochaufgestutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, daß seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden," erklärte er auf der Churfürstenversammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfahrig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengeflossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist."

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von zwanzigtausend Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon auf's Aeußerste gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerst schlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Passe nach Vorpommern auf's Beste besetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plane, und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem

Könige frei, unaufgehalten in's Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine achttausend Mann starke Besatzung vertheidigt, großtentheils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schande schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. Neubrandenburgisch Quartier! antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tausend wurden erschlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie gerieth in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolph eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs, und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsedikts und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld auf's Aeußerste zu treiben. Nothgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders, als durch eben so willkürliche Mittel zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskorper, wie der deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unübersehlichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthulfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschließung seines Sohnes von dem Erzstifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister, verabsäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs Höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter Wallensteins Kommando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Churfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Gustav Adolph war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Churſachsens Beispiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewissermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeize seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Furcht dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschließen, um immer wichtig zu seyn und immer freie Hand zu behalten. Er begeisterte ihn für den stolzen Plan, (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte) die ganze Partei der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutschland aufzustellen, und in der Mitte zwischen Schweden und Oesterreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um so mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besaß, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloß also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vortheile für seine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden mißtrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eigenen Landstände versichert hatte, deren Beistimmung ihm zur Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelischen Stände des Reichs zu einem Generalkonvent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessenkassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische Hofprediger, Dr. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthülfe zielte, und bei der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten Gustav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schlusse auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsedikts, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine vierzigtausend Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestanti-

schen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13. Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majestät, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Gustav Adolph in dem ersten Artikel nach, und zu Berwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von dreißigtausend Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen viermalhunderttausend Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn, und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Krieges zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheit in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser furchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolphs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Uebermacht des Kaisers Ferdinand beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktate zu unterrichten, und sie zugleich zu einer naheren Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche, und sparte keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, sobald sie nur Luft bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklarung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Konvents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und daß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theinehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung auf's Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Wartha gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Churfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne, Leopold, dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert, und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Kapitels, die Konkurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolph seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kuhnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihren Privilegien auf's Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Korps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Kommandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Kommunikation mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikt nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kuhn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrucke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schonedeck über die Elbe, um auf der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwacht, belief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolk und einige Hundert Reiterei; eine sehr schwache Anzahl für eine so große und dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der großern Schaden anrichtete, als er verhüetete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmaßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt in's Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte, und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß Mehrere schon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feuerige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwillen gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die hochste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annaherung Gustav Adolphs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagmärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger

zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagernden zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafs sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschadigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm und stützte sich dabei auf das Beispiel von Maestricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäß, früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockener, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts strecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Kommandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier Kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt todlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschiren. Er besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem Deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten furchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit, können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ih-

rer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade mochte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort. „Ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das stromende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 15. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, emporend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Aeltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mutter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten, und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hülflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit mißtrauischer Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Churfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderung. Der große Dienst, welchen Gustav Adolph dem Churfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe seiner Festungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloßstellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit

sich sich selbst, aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er nichts, als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, auf's Höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Churfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg „geht auf Magdeburg," sagte er, nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird." Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Konige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürsten zum Entschluß, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschopftes Land und mitten durch feindliche Truppen fuhrte, die ihm den Uebergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passiren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Churfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen Gustav ein gegrundetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freien Durchzug, und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Churfürsten bewegen, seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksale.

Tilly verkündigte sie mit dem Tone eines Siegers allen protestantischen Fürsten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken auf's Beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merklich herunter gebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstande fuhrte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widersetzlichen Ständen Mogdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses, ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworden hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab dir letztern sogleich in die Hande des Tilly, und unterzeichnete dir Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Würtemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des Kaisers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von hunderttausend Thalern erlegen. Aehnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwabischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolphs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erste Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beiden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sachsisch-ernestinischen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Frankenhausen, selbst unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme loskaufte. Von da schickte Tilly seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bunde zu entsagen, kaiserlichr Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontribution zu entrichten, und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauderhaftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so mehr Lob verdient die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff wurde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach Munchen aufbrechen, wo Vorrath an beiden sey." Der Einbruch zweier kaiserlichen Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so wurde das unglückliche Land für die

büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Churfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale der Kaisers," antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Churfürst in sein Lager schickte. Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme, und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm seine Staaten zu beschützen und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten muß ich bestehen, und mein Bruder, der Churfurst, entschließe sich eilends: ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen wurde eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Churfürst zu einer monatlichen Zahlung von dreißigtausend Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Churfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern damals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum, und genoß das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Gustav Deutschland betreten hatte, diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Gesandte begrüßen, seine Freundschaft erneuern, und sogar Hülfstruppen antragen lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonore, seine Gemahlin, mit einer Verstärkung von achttausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechstausend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringischen Zugs des Tilly das Magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht verhindern konnen, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detaschements niederhieben, und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendste zurück, und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm sein Lager diesseits des Flusses zu Wolmirstädt; Gustav Adolph hatte das seinige auf eben dieser Seite bei Werben unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kononenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Gustav, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feinde einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer blaßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückwege nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade von Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Gustrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessenkassel in seinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu schließen; der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug hoben

aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Lager aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer, und versprach keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Hessenkassel beharrte in diesem langen Kriege bei der schwedischen Allianz bis an's Ende, und es hatte Ursache, sich im westphälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich versuchte er, die hessischen Unterthanen durch aufrührische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben so wenig, als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten — und die hessischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, ob sie den Beschützer ihres Eigenthums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessenkassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweideutige Gesinnung des Churfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Churſachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit funfundzwanzigtausend Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht glaubte er den Churfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstädt verließ, forderte er ihn durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Churſachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Religions- und Bundsverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz: Alles kam zusammen, den Churfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. Gustav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartirungen, und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben. „So sehr es ihm auch auffallen muſſe (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande in Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hatte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgesandten des Tilly welche prächtig bewirthet wurden, gab er noch eine verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren,“ sagte er, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lange gesparte sächsische Konfekt endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nusse und Schauessen aufzutragen, die hart zu beißen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus seinen Antrag an den Churfürsten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man sich der ganzen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichen Zeitpunkte zu entsagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten, auf's Aeußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? So müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug im Angesichte eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne Widerstreben, dem Könige von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim auf's eilfertigste in Gustav's Lager gesendet, diesen lang vernachläßigten Monarchen um schleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürsten,“ gab er den Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort. „Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so wurde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt da die höchste Noth ihm keinen andern Weg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sey, um des Churfürsten von Sachsen willen, mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt und seine Armee von den Grenzen zurückzieht?

Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich auch nicht hindern soll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, daß daß es am besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte sich im Voraus für die Gewährung derselben. „Ich verlange,“ erwiderte Gustav, „daß mir der Churfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geisel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle, und die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll im offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel übergeben; und, wenn das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen.“

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Mißtrauen“ sagte er, welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, daß ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten.“

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elde, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Kommandant, Hanns von der Pforta, Anstalt sich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemalten Schadel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfarbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine uber alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfursten von Sachsen, in Beisein des Churfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entschließung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker, und das Loos ihrer Fursten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele Gustav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen,“ sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone und zwei Churhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlöre, noch eine Schanze zum Besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert sey. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?“

Gustav Adolph zeigte das bescheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtseyn seiner Starke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß. Voll Ungeduld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und sich mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolph seiner Meinung bei, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda: der Churfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7 September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbei eilenden Hulfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher naherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sachsische Armee, und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tilly'schen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit zweitausend Kurassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Ruckzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht

hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter schießen sollten. In der Mitte kommandirte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfoltig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend dreitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, das Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über vierunddreißig- bis fünfunddreißigtausend Mann: von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden—es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen konnen. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Gluck anvertraute. Die zwei größten Heerführer dieser Zeit, beide bisher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre Probe bestehen; einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwortet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweden.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem frisch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel, und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten, und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommondirte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluste, und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Küraſſiers einen herzhaften Widerstond, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen wor geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr halten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Handen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter grauer versuchter Soldaten ausgenommen, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie auf's Neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf sechshun-

dert geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des Tilly'schen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über sechshundert Mann, Pappenheim nicht über vierzehnhundert zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beigemessen wird: daß er sein Geschütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte; daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte; und daß er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Churfürst von Sachsen hatte nicht versäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die romische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Churfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Churfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Orangsalen des vorhergehenden Kriegs kaum erstanden war. Es wurde also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Lander der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, nnd den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. Gustav Adalph an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis nach Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand gefunden. Bohmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern; der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, nnd bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Gustav Adolph, eben so vorsichtig, als kühn, mehr Staatsmann, als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen hohern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Churfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen, und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrnen General durfte kein Arnheim entgegen gestellt werden, von dessen Fahigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Bohmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erb-

staaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die liguistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsedikts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner argliſtigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern, und die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolph konnte hoffen, alle diese mißvergnügten Fürsten durch seine siegende Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier, im Mittelpunkte Deutschlands, zerschnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beistand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Churfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmüthige Schonnng sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Die glanzreiche Schlacht Gustav Adolphs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung bewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht, und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Man bemerkte fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muthe kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schooße gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme, hatte schon seit unendlichen Zeiten die Länderlust der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu seyn, und von Außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Kabinet wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Er war größer, als man berechnet, größer als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man Anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch den Kaiser auf eine Zeitlang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von ferne schon an dem Umsturze seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Muth, seine tiefdringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frank-

reich, und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partei zu ergreifen. Sie, die weder mit Gustavs Größe wetteifern, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raube ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verdarg ihre Unmacht, und bedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den meisten Reichsstädten, und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die Gesetze, waren eben so viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der Protestanten anlegte, und die schreienden Barbareien der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolph seinem eigenen Genie das Meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei große Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war; so war hingegen in Gustav Adolph Beides vereinigt, Er, die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele seiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, Gustav Adolph unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland, von einem Ende zum andern, als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen. Kein Schloß ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frei, die Spanier und Lothringer sind über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die Churmainzischen, Würzburgischen und Bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reißende Flut ergossen, und drei flüchtige Bischofe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundesgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen Gustavs, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der sich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die baierischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überläßt der geschlagene Churfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten von keinem Kriege noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des baierischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte trostet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustao Adolph in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausdreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche: die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und der Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzosen furchtbar. Schon rusten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseits des Rheins beschäftiget; umsonst streckt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprangvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie

umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; Maximilian von Baiern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion geschmalzen, und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfniß ist ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, noch schimpflicher jetzt aufbringen muß. Ein neuer Geist fangt jetzt an, den bald erstorbenen Korper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Unwandlung der Dinge verrath die feste Hond, die sie leitet. Dem unumschränkten Konig von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird einem neuen und schwerern Kampfe unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen, trotzend gegen einander, beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblicke dürstend, beide vor dem Augenblicke zagend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartete schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewolke, das Kriegsgewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den Konig auch im Tode noch mit der seltnen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Hohe des Glucks die Bescheidenheit, in der Fulle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei langerm Leben die Thranen verdient hatte, welche die Nachwelt an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hatte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem fruhen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unersetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland, und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held ist, mit schnellen Schritten zu durcheilen, und dann erst, wenn durch das Glück der Schweden auf's Aeußerste gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab steigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht sobald ward der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Bohmen, für Gustav Adolph der Einfall in die liguistischen Länder bestimmt, nicht sobald die Allianzen mit den benachbarten Fursten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des Magdeburgischen Stiftes die Verkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig mochten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß entgegen; und doch ließen ihn seine Verhaltnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit handeln. Gustav Adolph übersah alle diese Hinderniße, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. Wor ihm der Religionsfanatismus der Romischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstande vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die österreichische Unterdruckung thätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrucklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Burger nach einem Befreier, und Manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits voran geschickt worden, die wichtigern Reichsstadte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. Erfurt wor der erste Platz, an dessen Besitze dem Konige gelegen war, und den er nicht unbesetzt hinter dem Rucken lassen durfte. Ein gutlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Burgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich

derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Kommando eines Heers übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen, und versprach ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Gränze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand Gustav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Konigshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihren Burgen. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweiht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Konigs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer angezündet hatte, ließ er seine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt, und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktate, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammen gezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt, und sich in Hessen mit seinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er sehnsuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Baiern, mit Gustav Adolph zu schlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, daß sich Tilly nachher zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte, und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Baiern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeit beschleunigt zu haben. Gezwungen eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die von den Kaiserlichen schwach besetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgehoben, um sich bei Kaiser Ferdinand dem Zweiten den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Ein-

gebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Flut überschwemmte. Gern gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erdhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehntausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden in's Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravour verbargen, so freigebig ließen sie solche an dem wehrlosen Burger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie anprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu versetzen. „Frisch „zu, Herr," sagte der Bauer, „Ihr mußt schnel„ler laufen, wenn Ihr vor dem großen Schweden„König ausreißt."

Das unglückliche Beispiel seines Nachbars hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhuten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbei kame, zu verzögern. Gustav Adolph, selbst viel zu redlich, und bei einem andern Arglist zu befurchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an, und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwurfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abanstigen können. Denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolph den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem König zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüstete.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschließungen der fränkischen Stande bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden gunstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herab ließ, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Verkehr mit den Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich Gustav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glanzenden Thaten selbst bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheer nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden konnen, als er überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tuchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheer zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstarkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eroffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreit zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des schwedischen Konigs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichste Augenmerk Gustav Adolphs gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Emp-

fange hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gern wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlands und ihres Gewissens hintan setzte. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gegen thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch die Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst ruckte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die Mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolph längs dem Mainstrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn Achatius Totk, bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General Wolf Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, Banner, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbei geschickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu seinem Entsatz herbei kam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch Wallenstein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunfe, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Bischof von Bremen, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberster in Ferdinands Diensten, ergriff jetzt Gustav Adolphs Partei, und ward einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, dessen siegreiche Waffen einen großen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum Köln zittern machten. Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Bundniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Gustav Adolph geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Aufruhr predigenden Manifesten des

Grafen Tilly widerstanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Horter, und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen grenzende Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzuflehen, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der aus Hollond dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Landern. Die Unthatigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdruckten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbei gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser Furst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer fur die protestantische Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, eben so unwissend als dreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn Gustav Adolph spottweise nur den Friedensstifter zu nennen. Oft horte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spitzte, und ihm Geld abgewann: „Er freue sich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiserliche Münze sey.“ Landgraf Georg dankte es bloß seiner Verwandtschaft mit dem Churfürsten von Sachsen, den Gustav Adolph zu schonen Ursache hatte, daß sich dieser Monarch mit Uebergabe seiner Festung Russelsheim und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Westerwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erschienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in der Folge sehr nutzlich war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursache, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen verstärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kassel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Gustav Adolph Königstein angreifen lassen, Kostheim und Flieresheim ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung; er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Hochst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Churfürsten von Mainz, Anselm Kasimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächste sey, den der Sturm des Kriegs bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiser und eines der thätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg udd Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Churfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit Allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, Don Philipp von Sylva, kommandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Moins durch viele eingeschlagene Pfähle verammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmachtigen Trotz verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurucken, und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu mochen. Wahrend daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermaßige Kontributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee, schon bei Kassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäusethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Churfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly, wahrend der Abwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom, Miene machte zu belagern, und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Mogdeburgs bedrohte, hatte

den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweiten Male vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen, aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger, und den Abzug des Tilly, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Kassel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer anderen Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum zweiten Male an den Ufern des Rheins bei Stockstadt zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseits des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten Schiffer, sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden übersetzen ließ. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Compagnien spanischer Dragoner und Kürassiere überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Brahe mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopfe eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Aktion setzte Gustav Adolph das Geschütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8. Dezember 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von Gustavs Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward auf's Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen Gustav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseits des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturme erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, kapitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am dreizehnten Dezember 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallast des Churfürsten seine Wohnung. Achzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und Geistlichen ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schickte sie seinem Reichskanzler Oxenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westerähs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der

wichtigsten Städte am Rheinstrom von Boppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunfels, welche die wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Paß in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenig Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speier bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahrszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinets mit seinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste befestigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustansburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolph sich Meister vom Rhein machte, und die drei angrenzenden Churfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Wurzburg und den größten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Baiern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht saumen würde, den Kaiser und den Herzog von Baiern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zur lassen, indem er seinen zwei wichtigen Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgraf Friedrich den Fünften wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verläumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgangig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Konigs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Auffarderung mit bitteren Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit Nachstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen Grenzen mit Unruhe zugesehen, und das mißtrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Muthmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Konigs von ihrer Partei ihren gesunkenen Muth neu beleben, und sie zu dem gewaltsamsten Widerstande aufmuntern möchte. Dies konnte geschehen, auch wenn Gustan Adolph auf das Weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an seinem Bundesgenossen, dem König non Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachbegierige Sinn des Bischofs non Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des Baierischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniß zwischen den Hugenotten und dem Konig von Schweden als ganz erwiesen dar, und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht bloß thorichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken, glaubten in vollem Ernst, der König werde mit Nachstem in das innerste Frankreich einbringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu

läugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen wenig er gegen den Kaiser und den Herzog von Baiern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen, und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolph, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehen, und dem österreichischen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst in's Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürsten von Baiern um französische Hülfe in's Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, so dehnte ihn Maximilian jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfleistung, welche man ihm bloß gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolph, den Allirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte; und eben so wenig geneigt, Baiern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außer Stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, und für die allirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen Ludwig der Dreizehnte hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte Gustav Adolph das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der liguistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner offentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Churfürsten von Baiern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er forderte von der katholischen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die liguistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl heradgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oesterreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Churfursten von Baiern zu Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolph bewegen lassen, dem Letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürsten an den General Pappenheim in Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Ge-

genwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Baiern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits dem Churfürsten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutschlands Grenze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolphs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberreste der spanischen Garnison gereinigt, und Gustav Adolph selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Churfürsten von Baiern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegne Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wallen Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen sehen, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Tilly aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bei Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigne Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Welmar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Baiern lagen jetzt dem Könige gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich seine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Baiern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Grenzen zu schirmen; gefahrlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Baiern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Baierns Grenzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkt Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle schone Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte,

und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Grenzfestung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche baierische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte Anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolph die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich in's Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Baiern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beispiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer baierischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'sche Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien Gustav Adolph am Ufer, den Baierischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit fluth. Ein gewisses Grad öffnete sich dem waghalsigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Erttotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschopfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergang; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlossen sollte.

Der schwedische Kriegsrath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe geltend, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienste grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehen. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu Gustav Horn, der das Wort für die übrigen führte: „Ueber die Ostsee, über so viele große „Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und vor „einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten wir „ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesseitige Ufer über das jenseitige hervorrage, und die Wirkung des schwedischen Geschützes, vorzugsweise vor dem des Feindes, begünstigte. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundsiebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß diese wüthende Kanonade die Baiern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschutzes das Getöse der Zimmerärte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen, und dronnte mit eigener Hand über sechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden lang von den Baiern, wiewohl mit ungleichem Vortheile, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschutz zur Brustwehr diente. Umsonst strebten die Baiern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mußten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. Tilly that an diesem schrecklichen Tage das Aeußerste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, sein gleich tapfrer Streitgenosse, am Kopf gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wantten endlich die Baiern, und wider seine Neigung wurde selbst Maximilian zu einem kleinmuthigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden Tilly besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annahernde Tod überwaltigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durche welche die Reiterei im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beschleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben Nacht broch er, ehe noch ein feindlicher Soldot über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Konige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsche zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sah Gustav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang vollfuhrte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festig-

keit des verlassenen Lagers entdeckte. „Wär' ich „der Baier gewesen," rief er erstaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel „Bart und Kinn weggenommen—nimmermehr würde „ich einen Posten, wie dieser da, verlassen und „dem Feinde meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt also lag Baiern dem Sieger offen, und die Kriegsflut, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes gestürmt hatte, wälzte sich zum ersten Male über seine lang verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem baierischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Churfürst mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Baiern zu sichern, und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbeern seiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Baiern den treusten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Churfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm Gustav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beim Recognoseiren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfunder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder, und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besitznehmung der Baiern von Regensburg, welche Reichsstadt der Churfürst, dem Rath des Tilly gemäß, durch List überraschte, und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch gesinnte Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Baiern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen, und seinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete, und drang in das Innerste von Baiern, um den Churfürsten zur Beschützung seiner Staaten herbei zu locken, und so die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Mosburg, Landshut, das ganze Stift Freisingen unterwarfen sich ihm; nichts konnte seinen Waffen widerstehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Baiern einen desto unversöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekampfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung, der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgeschildert. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut losprach, und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Baiern zu seinem Christenthum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen, und schickte schon bis Freisingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorschlüssel zu Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Baiern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, besturmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstorers zu ahnden, so verachtete doch sein großes Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls, und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schönern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Pallast, denn die Schätze der Churfürsten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein anderer," versetzte dieser, „als der Churfürst selbst."—„Ich mochte ihn haben, diesen Baumei-

ſter," erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken."—„Davar, antwortete jener, wird ſich der Baumeiſter zu hüten wiſſen."— Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Lafetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hatte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten," rief der König, „und kommet zum Gericht."— Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, monche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Bohmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtauſend Dukaten in Golde, der in einem der größern verſteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieſer koſtbare Fund den König überraſchte.

Aber eine weit willkommenere Erſcheinung würde die daieriſche Armee ſelbſt ihm geweſen ſeyn, welche aus ihren Verſchanzungen hervorzulocken, er in's Herz von Baiern gedrungen war. In dieſer Erwartung ſah ſich der König betrogen. Kein Feind erſchien, keine noch ſo dringende Aufforderung ſeiner Unterthanen konnte den Churfürſten vermogen, den letzten Ueberreſt ſeiner Macht in einer Feldſchlacht auf's Spiel zu ſetzen. In Regensburg eingeſchloſſen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Bohmen aus zuführen ſollte, und verſuchte einſtweilen, bis der erwartete Beiſtand erſchien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen ſeinen Feind außer Thatigkeit zu ſetzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte dieſen Zweck, und die vorſetzliche Zogerung Wallenſteins ließ Baiern unterdeſſen den Schweden zum Raube werden.

So weit war Guſtav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeſchritten, ohne auf ſeinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachſen geweſen wäre. Ein Theil von Baiern und Schwaben, Frankens Biſthumer, die untere Pfalz, das Erzſtift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der oſterreichiſchen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Gluck ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er ſich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wunſchte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den proteſtantiſchen Reichsſtanden durchzuſetzen, ſo hatte er doch die Glieder der katholiſchen Ligue entwaffnet oder geſchwacht, den Krieg großtentheils auf ihre Koſten beſtritten, die Hulfsquellen des Kaiſers verminbert, den Muth der ſchwachern Stände geſtarkt, und durch die gebrandſchatzten Länder der kaiſerlichen Alliirten einen Weg nach den öſterreichiſchen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorſam erpreſſen konnte, da leiſtete ihm die Freundſchaft der Reichsſtadte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an ſich zu feſſeln gewußt hatte, die wichtigſten Dienſte, und er konnte, ſo lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch ſeine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeſchnitten, wenn ihnen der niederländiſche Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutſchen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach ſeinem verunglückten Feldzuge die Neutralitat vorgezogen. Noch ſo viele längs ſeines Zuges durch Deutſchland zurückgelaſſene Beſatzungen hatten ſein Heer nicht vermindert, und noch eben ſo friſch, als es dieſen Zug angetreten hatte, ſtand es jetzt mitten in Baiern, entſchloſſen und gerüſtet, den Krieg in das Innerſte von Oeſterreich zu walzen.

Wahrend daß Guſtav Adolph den Krieg im Reiche mit ſolcher Ueberlegenheit führte, hatte das Gluck ſeinen Bundesgenoſſen, den Churfürſten von Sachſen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünſtigt. Man erinnert ſich, daß bei der Berathſchlagung, welche noch der Leipziger Schlacht zwiſchen beiden Furſten zu Halle angeſtellt worden, die Eroberung Bohmens dem Churfürſten von Sachſen zum Antheil fiel, indem der König für ſich ſelbſt den Weg nach den liguiſtiſchen Landern erwählte. Die erſte Frucht, welche der Churfurſt von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreiſes von den kaiſerlichen Be atzungen folgte. Durch die Mannſchaft verſtarkt, welche von der feindlichen Garniſon zu ihm übertrat, richtete der ſächſiſche General von Arnheim ſeinen Marſch nach der Lauſitz, welche Provinz ein kaiſerlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überſchwemmt hatte, den Churfürſten von Sachſen wegen ſeines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieſer ſchlecht vertheidigten Provinz die gewohnlichen Verwüſtungen angefangen, mehrere Stadte erobert, und Dresden ſelbſt durch eine drohende Annaherung erſchreckt. Aber dieſe reißenden Fortſchritte hemmte plotzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaiſers, alle ſächſiſchen Beſitzungen mit Krieg zu verſchonen.

Zu ſpät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürſten von Sachſen auf's Aeußerſte zu dringen, und dem König von Schweden dieſen wichtigen Bundesgenoſſen gleichſam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben ſo übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den erſten verbeſſern wollte. Seinem Feinde einen ſo machtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittlung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürſten, und, den Fortgang derſelben zu erleichtern, mußte Tiefenbach ſogleich alle ſächſiſchen Länder verlaſſen. Aber dieſe Demüthigung des Kaiſers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürſten nur die Verlegenheit ſeines Feindes und ſeine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile deſto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne ſich durch den ſchändlichſten Undank verachtlich zu machen, einem Alliirten entſagen, dem er die heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue gegeben, dem er für die Rettung ſeiner Staaten, ja ſelbſt ſeines Churhuts verpflichtet war?

Die ſachſiſche Armee, des Zugs nach der Lauſitz überhoben, nohm alſo ihren Weg nach Bohmen, wo ein Zuſammenhang günſtiger Ereigniſſe ihr im Voraus den Sieg zu verſichern ſchien. Noch immer glimmte in dieſem Königreiche, dem erſten Schauplatz dieſes verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Aſche, und durch den fortgeſetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieſes unglückliche Land Spu-

ren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Besitzer gewechselt, und seufzten unter dem verhaßten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despatismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher als der Druck dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von Außen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hulfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimthals, im Grenzgebürge zwischen Böhmen und Meißen. Zwei kaiserliche Kommissarien, durch eben so viel Jesuiten und funfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofs diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde, und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schlokenau, Tetschen, Außig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht die Ankunft eines protestantischen Heeres zu erwarten. Alles, was katholisch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Tiefenbach zu Vertheidigung dieser Hauptstadt herbei zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Burgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison ließ keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine Kriegserfahrungen und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Obrister, Graf Marados, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando, und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beistimmung eines Höhern in's Werk zu setzen. Er suchte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generolität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber argliſtig hüllte sich dieser in seine Dienstlasigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei der Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiel folgte der ganze katholische Adel, die Generolität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Person, seine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis nach Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. Marados selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen, und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen den andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündete. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugierde aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Berichte dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweis geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Arnheims Mißtrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniß, und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bei weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er

schwedte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekraftigte. „Die Stodt ist ohne Schwertstreich unser," rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und ließ sie unverzüglich duech einen Trompeter auffoedern.

Die Bürgerschaft von Präg, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu setzen. Sodald diese von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Thore, und die Armee hielt am elften November des Jahes 1634 iheen triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen Schutzbefohlenen in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Nomen hatten sich ihm die drei Prager Stadte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Manarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben greß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überroschte sie die Mäßigung des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien desselben ouf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Pallast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur viere zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen, und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflößte, und was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde derausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfaltig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeröth des Letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zueignete, und sie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Pallast, sondern im Lichtensteinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu descheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Monne oder Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, od wir in dieser Enthaltuug mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren, oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fessein entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehrsten Stodte folgte, dewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeiert waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheder des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehmaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in den Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hotten. Undekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie Alles, was ihre gewesen war, on sich, auch wenn sie feldst den Kaufpreis dafür gezogen hotten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschoft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe devölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Schaaren zu den neueröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen dos Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neudekehrten Katholiken schwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren früheren Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Sueeues, den die kaiserlichen Generale, von Götz und von Tiesendach, aus Schlesien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bei Limburg an der Elde einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte schlug er endlich — nicht ohne großen Verlust — die Feinde aus ihrem desestigten Lager, und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elde zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hotte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren Gefechten Abbruch thaten, und die Kroaten selbst bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und vielversprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Gustav

Adolphs Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, und durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her, gegen Oesterreich im Anzug, während daß der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Baiern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedene Ueberlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenossen des Kaisers oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst Maximilian von Baiern, Oesterreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischofe von Würzburg und Bamberg, der Churfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriff, sich unter französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Gustav Adolph sie vom Rheinstrom zurückschlug; Polen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehrsten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche sich die Frechheit eines Tilly oder Wallenstein durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Ens ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk; und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reichs stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute, sieht sich der österreichische Monarch zum zweiten Male an denselben Abgrund geführt, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Baiern die Neutralität, widerstand Churſachsen der Verführung, und entschloß sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Größe zusammen, die alliirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Umwandlung entgegen.

Die ganze Reihe der Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den blos der täuschende Schimmer eines großen Namens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie größtentheils in der ununschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partei in einem einzigen Punkte vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte, und von Niemand als sich selbst Gesetze empfing. Aber seit Wallenstein's Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte sich auf Seiten des Kaisers und der Ligue von diesem Allem gerade das Widerspiel. Den Generalen gebrach es an Ansehen bei den Truppen und an der so nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, und an Festigkeit der Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der, sie anzuwenden, Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Tilly auch nie seinen Ruhm verloren, so ließ das Mißtrauen gegen Baiern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das baierische Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfniß war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit besaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaisers beschäftigte, und die Mitglieder desselben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu stellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluß umzustoßen, den nur Verzweiflung eingab, und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die österreichischen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdi-

nand der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beistand ihm zur Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Unterthan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bei der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken, und die erschlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife der Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleidete.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so große Schwierigkeiten setzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem großten Feldherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu stellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, der muthlosen Armee im Voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Unterthan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel seines Volkes und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzusuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallensteins gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit liguistischer und baierischer Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu begegnen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die Alles zwingende Macht des Goldes, und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der solch eine That gethan, und diesem Einzigen hatte man eine todtliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hätte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser das Geständniß entrissen, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sey. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Vertheidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigsten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegesbühne, und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbeeren sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen, und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Mäßigung log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife, und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erloschen war Alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur, was er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniß geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maaß, als sein äußerer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegränzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn empor getragen; nichts von Allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstag zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu erstreigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hatte er folgsam seine Bahn um die Majestät beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den deutschen

Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht. Das Gerücht dieser Niederlage drang bald auch zu Wallensteins Ohren, der zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegssturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündete ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Gustav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, sich durch seine Kriegsthaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen, und mit diesem Feinde Oesterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallensteins Glückwünsche zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündnisse mit dem Herzoge einzuladen. Funfzehntausend Mann begehrte Wallenstein von dem Könige, um mit Hülfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Uebertriebene der gemachten Versprechungen das Mißtrauen Gustav Adolph's erregte, so war er doch ein zu guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit Kaltsinn zurückzuweisen. Nachdem aber Wallenstein, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte, und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die chimärischen Entwurfe dieses verwegenen Kopfes seinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde, und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war vorüber, und Wallensteins beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. Wallenstein war Nichts, wo er nicht Alles war, er mußte entweder gar nicht, oder mit vollkommenster Freiheit handeln. Eben so herzlich haßte Gustav Adolph jede Abhangigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hatte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbstständigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Beta Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallensteins zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren, und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliirten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „ein Glück für mich und ihn, daß er da„hin ist! Das deutsche Reich konnte nicht zwei „solche Häupter brauchen.“

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehl geschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Churfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiß war, nach seinem Willen zu lenken, als er bei Gustav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverständniß mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei Johann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolphs gereizt, und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhohten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündniß zu trennen, und in Verbindung mit demselben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt, und auf dem Ruin von Beiden den Bau seiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, daß am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschopft, und der Anschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt wurde. Diese Armee durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, daß sie dem Ruf eines Verrathers gehorchen, und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen wurde. Wal-

lenstein mußte also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat auf's Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Demnach erlaubte ihm weder sein Stolz noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertragen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, und den Widerspruch Baierns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern, und die Bedrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, daß die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten, und dieses unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand, und überlieferte die Hauptstadt, durch seinen voreiligen Abzug, dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oesterreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der Schweden am Rheinstrom auf's Nachdrücklichste dabei unterstützt wurde, ließ er seine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen, und die Absetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. „Dahin hätte Wallenstein es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Baiern und der Ligue unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht, sein Mißtrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfursten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des baierischen Beistandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Letztere besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtausend Streitern in's Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten, und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweideutiges Geständniß seiner ehemaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laue und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Churfürst von Baiern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen, und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatze beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seyen ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken, und durch diese Auskunft den Churfursten von Baiern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, van Questenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpferigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen seyn, und unter Wallensteins Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „wurde er einen Gebülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando theilen sollte.“ Aber auch noch dann, als man von diesem verhaßten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst von Eggenberg, Wallensteins standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit vergeblich, die versteckte Abneigung des Herzogs zu besiegen. „Der Monarch,“

gestand der Minister, „habe mit Wallenstein den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen, genug bereuten, Schritt gethan, und seine Hochachtung für den Herzog sey unverändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweise davon diene das ausschließende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern, und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt seyn, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und seiner würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. „Dieser Sieg über sich selbst," schloß der Fürst, „würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen, und ihn zum größten Manne seiner Zeiten erklären."

So beschämende Geständnisse, so schmeichelhafte Versicherungen schienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt seine Hülfe brauchte, auf's Tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgebe, bewilligte er mit stolzer Großmuth, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil seiner Forderung, um einen desto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drei Monate, nur um eine Armee auszurüsten, nicht sie selbst anzuführen. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiser die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallensteins Händen stände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wunschte Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als chimärisch verlachte, und Gustav Adolph selbst übertrieben fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter diesem erfahrnen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten, seine Größe als Augenzeugen bewundert, und seine Großmuth erfahren hatten, traten bei diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweiten Mal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des versprochenen Soldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Drucke desselben zu erliegen. Alle österreichischen Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweimal hunderttausend Thaler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmeren Offiziere unterstützte er aus seiner eigenen Kasse, und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und noch glanzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufstellte, war Kommandeur desselben. Bei Anstellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichformige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklarung, daß die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt, und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versaumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eigenem Namen mit auswartigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweiten Mal für den Kaiser zu ziehen; Polen mußte ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mahren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtausend Köpfe, großtentheils aus dem Ueberreste Bohmens, aus Mahren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was jedem unausführbar geschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von ganz Europa vollendet. So viele Tausende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zusammen zu bringen, hatte die Zauberkraft seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberflusse ausgerüstet, von kriegsverstandigen Offizieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neu geschaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner wurdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht gewesen seyn, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenstein, für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich loste, der es in's Dasein rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn verschwand es, wie eine magische Schopfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Offiziere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet, oder als seine Gläubiger auf's Engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknupft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschopfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann,

den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammen hielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuängstigen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten und letzten Mal erhielt also der Fürst von Eggenberg Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten mochte, zur Uebernehmung des Kommandos zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers, verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth auf's Höchste gestiegen, und von seinem Arm allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche, sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid wieder aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Mal der Konvenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse jetzt gleich und aus freier Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Kabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schooße des Privatlebens, und bloß um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeitlang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen."

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaften Ton an, und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. „Tief genug," erklärte er, „habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt, und anstatt durch ihre Herablassung seine Großmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekitzelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Fürstenadel nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Unterthan räche. Wie sehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fordern; irren könne der der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Büßung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser bedürfe seiner Dienste und als Kaiser fordere er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingeben. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zornes werde den widerspenstigen Diener zermalmen."

Wallenstein, dessen weitläufige Besitzungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick bloßgestellt waren, fühlte lebhaft, daß diese Drohung nicht eitel sey; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willfährigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt also gab er sich der Beredsamkeit Eggendergs überwunden, und verließ ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei Weitem seine bangsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem Könige von Ungarn noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt seyn, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallensteins Bestätigung gültig seyn. Ueber Alles, was im Reiche konfiszirt und erobert werde, soll der Herzog allein mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Außerdem verlangte er, die Versicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum zweiten Mal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt wurde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkauft werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war

entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemachtigen suchte. Diese Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrissen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dies war erreicht, sobald Ferdinand seine Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke sittlich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben, und auf seine eigene Person die Souverainetatsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere sorgfaltig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogene und eroberte Guter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszusaugen, und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpreßte, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufe die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn auf's Glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gultig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt, und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblicke auf, da Wallenstein den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schapfen die Papisten, und die protestantische Welt blickte mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so großern Erwaetungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die geschwachte Macht der Sachsen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glanzend zu eroffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube, und ging mit abgemessenem stillen Schritte seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu bezwingen — sich mit ihnen zu vereinigen, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschaftigt, ließ er vor der Hand seine Waffen ruhen, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu siegen. Nichts ließ er unversucht, den Churfursten von der schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bei den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefuhlt, so ließ der zweideutige Charakter Wallensteins, und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstande nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also entschloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen, und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die in's Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sachsischen Hofe einen günstigen Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem Generale von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Außig und Pirna besetzen, um der sachsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden, aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsorter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Konigreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Churfüesten durch Verheerung seines Landes zu einem Peivatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während

daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Baierns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen, und durch den Tod des Grafen Tilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland auf's Schleunigste von Böhmen aus zu Hülfe zu schicken, und durch Baierns Vertheidigung von Oesterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Waltenstein selbst, und forderte ihn auf's Angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkame, einstweilen nur einige Regimenter zum Beistand zu senden. Ferdinand unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen, und überließ den Churfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unversöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Churfürst, daß er den rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den baierischen Festungen schwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Gustav Adolphs in Baiern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestürmungen des Churfürsten und des Kaisers nach, und entschloß sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenstein'schen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter sich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geschehen.

Diesen Grenzort hatte Wallenstein zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder hülflos hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen, und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniß seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihn gekostet, demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsch ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschluß unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie Statt finden und Bestand haben sollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Churfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stutzte, so gründete Waltenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des Erstern emporte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu Waltensteins Vortheile endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äußern Formalitäten des Versöhnungsakts auf's Genaueste berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten sich beide Prinzen im Angesicht ihrer Truppen, und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indeß die Herzen von Haß überflossen. Maximilian zwar, in der Verstellungskunst ausgelernt, besaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Waltensteins Augen funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewe-

gungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte.

Die vereinigten kaiserlich-baierischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend großtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er also, nachdem der Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, seinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschließung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und baierischen Grenze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem erstern der beiden Länder verpflanzen, oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Baiern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlesien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürstenthum zu erleichtern, und dem unentschlossenen Geiste Johann Georgs einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav Adolph selbst, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seyen, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hülflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländischen Armee, daß sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sey, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte sich außer Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz in Deutschland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen und die alliirten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenstein'schen Macht in dieser Stadt eingeschlossen und durch Hunger besiegt zu werden, oder diese Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu begründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschließen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung, die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk auf den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs- und Munddedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeits-Anstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Nomen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Kassel, zum Beistand aufgeboten, und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen, und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heeres.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumark herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen soll sich ausweisen," rief er, „wer von uns Beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt seyn wird." Dennoch that er, seiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich außerhalb seiner Linien ihm entgegenzustellen. „Schlachten hat man genug geliefert," antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen." Hier schon entdeckte sich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch andere allen müssen, sich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demselben alle Gelegenheit abschnitt, sich dem Ungestum seines Muths zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das Geringste zu un-

ternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager, und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht lüstern war in offner Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberrest mußten sich die friedländischen Fouragierer mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterbielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteien nicht mehr auf's Fouragiren wagen. Dem König zwar offnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber Wallenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein großer, in Baiern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher in's Lager zu geleiten. Gustav Adolph, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerie-Regiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tausend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdarf vorrücken ließ, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt, und mit Hinterlassung von vierhundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer furchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum Mindesten sehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesicht gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die betrachtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe schickten. Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim nach mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz passirte, und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beinahe funfzigtausend Mann, und führte sechzig Stücke Geschütz und vier tausend Bagagewagen bei sich. So sah sich denn Gustav Adolph an der Spitze von beinahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtausend rüstige Bürger in's Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberstand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brodmangel kämpfen müssen, so wuchs dieß Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkungen aus Baiern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, außer einer Menge von mehr als fünfzigtausend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenstein'schen Lager fünfzehntausend Weiber und eben so viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloß sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutiren konnten. Kein Wunder wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die

Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Troß übermäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich in's Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen in's Grab streckte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolph, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünfundfünfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen, und begnügte sich, diese Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluß, und keine Vorstellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte diesen Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht, und von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich Gustav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entschluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

Nachdem er das seinige dem Schutz der Nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und fünfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und passirte Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, die alte Veste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Graben umschlossen unersteiglich Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefahrvollen Posten richtete Gustav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterstützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerstand furchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter speit. Zugleich dringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Kugeln in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteilichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolge den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten fünften und sechsten abgelöst, daß während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbesiegt setzt Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Veste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Rednitz postirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Offizier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Obriste Hydron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß sein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Aktion einen jungen Obristen vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt Gustav Adolph, und, seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu kommandiren. „Sire," erwidert der tapfere Soldat, „das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen;" und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag in's Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tag den Sturm fortzusetzen, und zum ersten Male überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine

Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Todte die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutschen Offizieren ihre Nachlässigkeit verwies, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutschen," rief er aus, „ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebel an, als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Gesetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu laben."

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiet zusammengepreßt war, elf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolph gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bei Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den ausgeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied, und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksale sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-baierische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzig tausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus baierischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Baiern wurde zwar auf eine Zeitlang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gestellt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Baiern auf's Neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen, und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen, und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblößt, und dem Feinde

von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Churfürsten von Baiern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Baiern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe ließ ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Auf's Neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bomberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General von Holk war bereits mit sechstausend Mann in das Vogtland voraus geschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dorfer, verwüstete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meißen erlagen unter dieser dreifachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines großern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolph den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten auf eine Zeitlang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg, und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich, begünstigte Arnhelms Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Churfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darnieder schlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürst an ihn ergehen ließ, zum zweiten Male nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und die Schwäche des Churfürsten von Baiern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen seyn, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm

versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolph jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem Wallenstein'schen Heere durch Thüringen noch. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sorge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaschirten Korps des Herzogs von Friedland sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschien war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich Alles vor ihm auf die Kniee; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?" sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren." Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Thränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweiten Male entwischen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwischen Camburg und Weißenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe stramenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolph von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von Allen fand es rathsam, den König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Kaln om Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht wor, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte dos Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie auf's Schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Merseburg zwischen dem Flößgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man

dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene, zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Kolloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeiz nach Merseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf eine Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheim'schen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem Deutschen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter Henbersons, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europas, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Preises aufwagen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verlautnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria.“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von die-

fer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrocknem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf feindländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstummelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Anhang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht bewaffneten Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schnellem Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbock'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte gerades Weges demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, fuhr ihm sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorbeisprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell beschließt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet! — Der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält diesen einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefechte, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost heilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niederlagen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smalandischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Male auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Hoen nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs fuhr von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht bringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhaebs und Kniephausens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum zweiten Male die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm

entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plunderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie auf's Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem Könige selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er furchterlich in die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Flut von Feinden nach dem männlichsten Widerstande unterliegen. Auch den Muth des kaiserlichen Fußvolkes ermunterte Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen auf's Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es tedend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlochert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühle tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatze liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlogene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen griffen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Male setzt sie über die Graben und zum dritten Male werden die dahin gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefechte eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Heere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Siegers für den, der die Wohlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheim'sche Fußvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit

war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heeres. Zwischen Lützen und Weißenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfelde, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab und keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Obrister beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefahrlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes, auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plunderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, dient in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, mochte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untauglich zum Oberhaupt des Heeres; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tilly's glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfaltige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch Wollenstein selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme von Leipzig folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit hinausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichem Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Floßgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tags den Namen des Schwedensteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheischt, und Blut mußte dem Monarchen zum Suhnopfer strömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Gellers, den man dem König in der Schlacht abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anstandige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern," rief er aus, „hatte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine glückliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!" Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefuhls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühllo-

festen Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er in uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bei demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet.

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Lauf der Natur den Ruhm lassen würde, das Leben eines Gustav Adolphs geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zur Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Alberts, Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht nur gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen Franz des Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem Wasa'schen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königin Mutter gegen Gustav Adolph erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jünglinge mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollständigste Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die österreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontair anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Oxenstierna vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein boser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der Erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und bei der Ermordung Wallensteins, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er auf's Neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien, und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigte schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph, wie der gemeinste Soldat in seinem Heere, sich der Gefahr bloßstellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einformige Spiel der menschlichen Leidenschaft auseinander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmung fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav Adolphs schnelle Verschwindung vom Schauplatze, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen stürmisch abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmer fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes vorriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrößerung, fangen sie jetzt erst an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, un die schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in ein

Unterdrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer dreibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reichs. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstößige Huldigung, welche außer mehreren andern Städten die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Churfürsten von Brandenburg als Mitgift seiner Tochter Christina, und nachher seinem Kanzler und Freund Oxenstierna bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Handen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit, als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Namen eines Beschützers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entschlupfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten, und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen," läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt, sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundsgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen, und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruhe und Neid; und selbst Frankreich, sein wichtiger Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachsthum seiner Macht und durch den stolzen Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Gothen zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen.

Viertes Buch.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch Gustav Adolph die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriß mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre varige Freiheit zurück, oder sie mußten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vortheile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen seyn, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war also die gleich nothwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schließen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geschlossen werden. Mit dem Tode Gustav Adolphs schöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bei Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem Er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Krieges, so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte herneh-

men? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand Alles, was nur durch ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, sich selbst des Ruders zu bemächtigen, das sie wegen genug in Gustavs Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei seinen Lebzeiten streitig zu machen. Andere werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andere, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung in's Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige Tochter Christina war die natürliche Erbin seines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem mißlichen Zeitlaufe zeigen sollte. Gustav Adolphs hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständniß der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der deutsche Krieg größtentheils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde, so drückte doch schon der kleine Zuschuß, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dazu gab, dieses dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Was in Deutschland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeitlang zwar sohnte der Nationalruhm den geschmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehen betrachten, das in der glücklichen Hand Gustav Adolphs herrliche Zinsen trug, und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal beseelte diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüßt haben. Der schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften erschöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von Innen und Außen mit wachsamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen Alle mit so viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte auf's Neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Beherrscherin auszurufen, und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolphs gebrochen, und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrath mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen, und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der größten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu

ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen, und den deutschen Protestanten seinen Beistand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von Innen, von Außen durch gute Grenzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig eigenes zu verlieren, und, wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern, wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeußerste zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade daß die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen, und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatarischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichskanzler Oxenstierna, dem ersten Minister, und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften, und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolphs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenstierna hatte eben die Reise nach Ober-Deutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, Oxenstierna den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härtesten getroffen, war Er auch der Erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Muthlosigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Muth der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtigern Alliirten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfleistung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln, und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges dauerhaftes Band zu befestigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhaupts die deutschen Protestanten versetzte, kannte sie eben so gut zu einem Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war Alles, sobald man Muthlosigkeit blicken ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen entflammen. Alle Versuche des österreichischen Hofs, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete, und sie zu einem offentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freilich ging, ehe diese Maßregeln genommen und die nöthigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Feinden auf's Beste benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weisen Rathschläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenstein rieth ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen, und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav

Adolphs Fall bei der ganzen Armee verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan, und die geschmeidigern Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von spanischen Eingebungen bethöret, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausschlag, und anstatt den Mediations-Vorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehnten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe, und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Churfürst von Baiern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, versäumte Oxenstierna nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange war dem öffentlichen Feind, als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Churfürst von Sachsen auf's Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen, oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Aehnliche Gesinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte, und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Churſachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohnes zu erblicken glaubte. Oxenstierna fand zwar die ihrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft war Alles, was er, der persönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besitz, dessen Bischof die Befugniß hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestanten-Verbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und alle künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte sich mit einzelnen unsichern Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächern Hülfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Baiern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier obern Kreise, die zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsstädte, und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beschickten diesen Konvent und Oxenstierna erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Berathschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs, und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Oxenstierna's Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische Kanzler, was dreißig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichste sey, von den Deutschen Geld zu erheben. Anstatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bei Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwei unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Förmlichkeiten und den bedächtigen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen, und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Fertig zum Handeln, sobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eisern in seinem Entschluß, sobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconsequenz der mehrsten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieser Gelegenheit nach aus Grundsatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feste zuversichtliche Sprache die Ohnmacht des schwedischen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirk-

lich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war, und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftlichen Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Direktor zu geben, sprach man Schweden einstimmig die Ehre zu, und ersuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen, und die Last der Oberaufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen eine bestimmte Anzahl von Aufsehern an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartirungen der Truppen mitzusprechen haben sollten. Oxenstierna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden, Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliirten zu versprechen hatte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Daß es nicht Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen eben so unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen Oxenstierna's zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die Direktion des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier obern Kreise enger und fester zusammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Gustav Adolphs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieser beklagenswerthe Fürst acht Monate lang den Hofstaat seines Beschützers vermehrt und im Gefolge desselben den kleinen Ueberrest seines Vermögens verschwendet hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freudigere Zukunft that sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschützer dahinraffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. Gustav Adolph durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe seiner Länder zu zögern, und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu erschweren; Oxenstierna, dem die Freundschaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbronn sowohl die schon eroberten als die noch zu erobernden Pfälzischen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geschehener Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht bloß auf das Pfälzische Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürsten erhielten, wiewohl einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone eben so wenig von ihrem Eigenen kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniß, daß den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte Gustav Adolph, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entrissenen oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusage wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster, und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Würtemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder," sagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmanne so etwas begehrte, und daß der schwedische Edelmann dem

deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zutheilte.“

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Felde erscheinen, und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen van Thurn gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der schwedischen Armee führt der Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg van Braunschweig nach Westphalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolph den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem schwedischen General Banner gegen die Baiern vertheidigt. Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals van Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu thun, mußten sie den schwedischen General von Horn aus dem Elsaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrne Feldherr die Städte Benfeld, Schlettstadt, Kalmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das Banner'sche Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechzehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuß gewann, Kempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog Bernhard van Weimar dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugedacht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bairisches Heer unter Johann van Werth aus dem Felde, und vereinigte sich bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Baiern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspeicht ein Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs von Friedland gefesselt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Offiziere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Kabinet seine Plane anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle großen Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihn mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehrentheils kannte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gleichgültigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltigen Ausdruck der Unzufriedenheit, so lange Gustav Adolph lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Offiziere, Pfuhl und Mitschefal, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Offizieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gütern beschafft worden sey. „Ungeheure Summen,“ hörte man sie sagen, „würden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends ein Dank für diese unendliche Arbeit. Zu Heilbronn schreie man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an sein Verdienst. Die Gelehrten schrieben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten. Das Heer der Mißvergnügten mehrte sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Bernhards von Weimar, noch die harten Verweise seines strengern Gehülfen waren vermögend, die Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie bestanden darauf, daß jedem Regiment gewisse Städte zu Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen

Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieser Forderungen Rath zu schaffen; im Weigerungsfall, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchste Bedrängniß stürzen; und schnell mußte die Hülfe seyn, ehe dieser Schwindel auch die übrigen Truppen ansteckte, und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug besaß, diesen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwürige Armee zu besänftigen; aber seiner Wichtigkeit sich bewußt, ergriff er den günstigen Augenblick, zwar für sich selbst zu sorgen, und der Verlegenheit des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuängstigen.

Schon Gustav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt, das aus den beiden Hochstiftern Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Mißbrauch, den der Herzog von seiner Unentbehrlichkeit machte, entrüstete Oxenstierna so sehr, daß er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber besann er sich eines Bessern, und ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, entschloß er sich lieber, ihn, um welchen Preis es auch sey, an das schwedische Interesse zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwande verweigert. Nicht lange säumte Herzog Bernhard, sich für dieses Opfer dankbar zu erzeigen; durch sein Ansehen und seine Thatigkeit stillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Offiziere vertheilt, und noch weit größere an Landereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten, und Würtemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verscheucht, ziehen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besitzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschickt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entblößt von Geschütz, das er erst von Würtemberg mußte bringen lassen, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fordern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatze dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin vom See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Befehlen an dem Rhein zu agiren, und das Elsaß zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Baiern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen van Birkenfeld von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbeigerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beide Armeen nur eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten der Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsaß, wo sie nach zeitig genug anlangten, um Breisach zu entsetzen und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otta Ludwig eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und unterstützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden auf's Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu seinem Beistande herbei, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog van Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-baierischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht sobald hatte Altringer diese Grenzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Baiern und Oesterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom, und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand

setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte dringende Rath, den der sterbende Tilly dem Churfürsten von Baiern ertheilte, und Gustav Adolph beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Baiern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte, und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Kompagnien größtentheils neu geworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die baierische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das baierische Joch gebeugt, und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. Beenhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Churfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die schleunigste Hülfe zusagt, und auch wirklich schon dem Churfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch Gallas berichten läßt, aber diesem Feldherrn bei Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der baierische Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Bauern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs Sorgfältigste bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überließ die baierischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Muth ist Baiern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms, und setzt im Angesicht des baierischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Baiern auf's Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übelgesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Baiern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug, und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudissin und Rheingraf Otto Ludwig um Ober- und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen-Kassel nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung Hameln eroberte Georg nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weserstrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei Olbendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Wasaburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolphs, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiserlichen und vierundsiebzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der schwedische Oberste Kniephausen, und Paderborn der Landgraf von Hessen-Kassel zur Uebergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich, und das nächste Jahr nach Gustav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem großen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633sten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bei weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenstein messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indeß

die Verluste des Kaisers in Boiern, in Niedersachsen, am Rhein, seine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Offiziere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiserlichen Provinzen durch übermäßige Kontributionen und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der österreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohl gepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen, und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der Letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war Schlesien der größten Gefahr ausgesetzt. Drei verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen van Thurn, eine sächsische unter Arnheim und dem Herzog van Lauenburg, und eine brandenburgische unter Borgsdorf, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im Besitz, und selbst Breslau hatte die Partei der Alliirten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Hoß der Schweden und Sachsen ließ sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geschah es, daß die Offiziere beider feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweideutig gesinnten Alliirten sahen sich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bei einem so schlechten Verständniß nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtausend hatten ihm die Alliirten entgegen zu setzen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Kommandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuß weit im Gesichte, als der Graf Terzky aus dem Wallenstein'schen Heere mit einem Trompeter vor dem Loger der Alliirten erschien, den General von Arnheim zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. „Er sey gekommen," sagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen, und Jedem Genugthuung zu verschaffen. Alles dies stehe in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle Er sich mit den Alliirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar in's Ohr flüsterte) den Kaiser zum Teufel jagen." Bei einer zweiten Zusammenkunft ließ er sich gegen den Grafen van Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien," erklärte er, „sollten auf's Neue bestätigt, alle böhmische Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der Erste seyn, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden." Der letzte Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Räthsels. „Wenn Er die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung noch Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen."

Jetzt also war die Decke von dem Plane weggezogen, worüber er schon Jahre lang im Stillen gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeflößt, allen Vorstellungen Baierns und Spaniens entgegen und auf Kosten seines eigenen Ansehens, diesem gebieterischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallensteins war durch seine Unthätigkeit längst erschüttert worden, und nach dem

verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Auf's Neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bei diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Trotz und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehl diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Unterthanen über seine grenzenlosen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen; aber der Schritt war einmal geschehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrissen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war Alles, was dem Kaiser übrig blieb; um dies mit einigem Erfolg zu können, mußte man sie zu theilen, vor allen Dingen aber sich außer Abhängigkeit von seinem guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Versuch, ihm einen andern General an die Seite zu setzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so mußte man sich durch einen Kunstgriff heraushelfen. Wallenstein war kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmaßen. Man läßt also in Mailand eine spanische Armee errichten, und unter einem spanischen General in Deutschland fechten. Wallenstein ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu seyn, und im Nothfall hat man gegen ihn selbst eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestirte er bei dem Kardinal-Infanten gegen diese vertragswidrige Neuerung; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer als Verstärkung zuzusenden. Zwar wußte er diesem durch strenge Verhaltungsbefehle die Hände so sehr zu binden, daß die italienische Armee in dem Elsaß und Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweiten Male sein Kommando und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere, und durch seine Freigebigkeit gegen die andern, hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Menschlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herauslieβ hatte er noch für rathsam gefunden, sich bei seiner Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden von dem Grafen von Kinsky bei dem französischen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr mißtrauischer Vorsicht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Anschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der Erstern, und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallensteins ein gleich großes Mißtrauen setzte, und noch weit weniger Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog schon ehedem mit Gustav Adolph in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und seine übermäßigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so undurchdachtes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und mißtrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln. Oxenstierna's Bedenklichkeiten steckten endlich selbst Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallensteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler noch Feinhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch überlassen mochte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine kunstlich gelegte Schlinge sey, die Alliirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. Wallensteins bekannter Charakter widerlegte diesen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in welche er sich nachher verwickelte, mochten, daß man ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündniß zu ziehen suchte, und ihnen sogar ihre besten Truppen abforderte, äußerte er sich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu

verjagen; und während daß sich die sächsischen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Waffenstillstand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne große Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliirten zu schwachen, und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem sich seine Macht mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbußten. Aber er mochte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfall entgegen sah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliirten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schließen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloß er endlich seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißnische eingefallen, hatte Alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Churfürsten in seine Festungen gejagt, und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu Altdorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstand machte Wallenstein auf's Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen einfallen wollte, und ließ ausſprengen, daß Piccolomini schon dahin aufgebrochen sey. Sogleich verläßt Arnheim sein Lager in Schlesien, um ihm nachzufolgen, und dem Churfürstenthum zu Hulfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Kommando des Grafen von Thurn in einer sehr kleinen Anzahl bei Steinau an der Oder gelagert standen; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechzehn Meilen voraus in das Meißnische eilen, und wendete sich dann auf einmal ruckwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General Schafgotsch geschlagen, und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit drittehalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren, oder sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umstanden konnte keine Wahl statfinden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt, Und jetzt endlich war noch einer vierzehnjährigen Irre, noch unzähligen Glückswechseln, der Anstifter des böhmischen Aufruhres, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Kriegs, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers, und genießt schon im Voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war noch ein viel fußerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien wissen durfte, und daß Wallensteins Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen, diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich sonst mit diesem rasenden machen sollen?“ schreibt er mit boshaftem Spott an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schafgotsch, der in Schlesien zurück blieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Illo und Götz schickte Wallenstein nach der Warta, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfurst von Brandenburg und der Herzog von Pommern fur ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte, und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war ihm nur darum zu thun, den Churfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhards am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Baiern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlesien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen, und den Churfürsten von Baiern hülflos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Obersachsen auf immer von diesem gefahrlichen Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Baierns Rettung verschoben, und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonanzen des Kaisers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaup-

ten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, sich bloß vertheidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Churfürsten wies er, so oft sie ihn um Hülfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Gewalt von ihm erhalten habe, ingeheim aber band er demselben durch die strengsten Instruktionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Churfürst ihre Aufforderung um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken würde; aber auch dies unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bisthum Eichstadt, jetzt auch Regensburg, Straubing, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofs zu gehorsamen, rückte er so langsam, als er konnte, an die baierische Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht sobald, daß man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um auf's Schleunigste, und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müsse der Vertheidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigenthum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderm Tone seine Mahnung, daß er gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Grenzen zu hindern — Er aber endigte den Feldzug für dieses Jahr, und ließ seine Truppen auf's Neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreiche nehmen.

Ein so fortgeführter Trotz, eine so beispiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsätzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äußerst zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchdringlich er sich auch glaubte, so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Zeiten Kundschafter in das Wallenstein'sche Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu geben, bloße Muthmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Minister, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenstein mit gleichen Lasten gedrückt hatte, sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Churfürst von Baiern die Drohung fallen ließ, sich, bei längerer Beibehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Absetzung bestund, und im Weigerungsfall die Subsidiengelder seiner Krone zurückzuhalten drohte; so sah sich der Kaiser zum zweiten Male in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet, und seine Abdankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherren in Oesterreich, dem Wallenstein bei Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürsten von Baiern zu stoßen; und an Wallenstein selbst erging die gebieterische Weisung, dem Kardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf einmal zu Grunde zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der Anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger, als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das Erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Kinsky, Terzky und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung, und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie auf's Engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obristen Illo hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein Erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustoßen. „Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient," rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet, und euren Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich." Illo stimmte bei, und so wurde zwischen Beiden ein enges Bündniß gestiftet.

Aber was diese drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Ge-

heimniß für die Uebrigen, und die Zuversicht, mit der Wallenstein von der Ergebenheit seiner Offiziere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf die Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende Vermuthung mußte sich in Gewißheit verwandeln, ehe er seine Maske abwarf, und sich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf Piccolomini, derselbe, der sich in dem Treffen bei Lützen durch einen beispiellosen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erste, dessen Treue er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch große Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerlei Konstellation mit ihm geboren war. Diesem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaisers und seine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entschlossen sey, die österreichische Partei zu verlassen, sich mit dem besten Theile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen, und das Haus Oesterreich in allen Grenzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sey. Auf Piccolomini habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm schon im Voraus die glänzendsten Belohnungen zugedacht. — Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegen setzen würden, spottete Wallenstein seiner Furcht. „Bei solchen Wagestücken," rief er aus, „sey nur der Anfang schwerz die Sterne seyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen." Piccolomini hütete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, rief er im Jänner 1634 alle Kommandeurs der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Baiern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahrszeit wieder zu erobern, und die Armee zur Verstärkung des Kardinal-Infanten um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegener Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Kolloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladung an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf Einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den geborenen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanze einer Krone bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühle seiner Kraft, versäumte er — das gewöhnliche Loos starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte und die wilde Licenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Schaaren behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall von Illo übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten

Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. „Spanischer Einfluß," behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieser Tyrannei widerstanden, und deswegen den todtlichsten Haß der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Kommando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen; und bis es ihnen mit Einem von Beiden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando in die Hände zu spielen, blos damit man diesen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Feld herumführen, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen konne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man sechstausend Mann für den Kardinal-Infanten; bloß um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee, während daß sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiß der Provinzen bereicheen, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwendtn. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienste, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweite schimpfliche Entlassung. — Aber er erklart, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von freien Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies ist es, fuhr der Redner fort, was er den Obristen durch mich entbietet. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat".

Ein allgemeines Geschrei, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein, und ergab sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lossen, und für ihn den letzten Blutstropfen auszusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräther gelten, und von den übrigen als solcher betrachtet werden. Die ausdrückliche angehängte Bedingung: „So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde," entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammelten Kommandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall Illo ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gaste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehrsten malten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige wenige, welche neugierig oder mißtrauisch waren, durchliefen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erstaunen, daß die Klausel: „So lange Wallenstein die Armee zum Besten des Kaisers gebrauchen würde," hinweggelassen sey. Illa nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute, und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte Theil nahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Gesundheit des Kaisers ausbrachte. Aber jetzt stand Graf Terzky auf, und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und Illo's Beredsamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht, aber die ganz unerwartete Widersetzung der Kommandeurs riß ihn auf Einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte, Zudem waren die mehrsten Namen so unleserlich gekritzelt, daß man eine unredliche Absicht dahinter vermuthen mußte. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kammandeurs am folgenden Morgen zu sich, und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vertrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in den bittersten Vorwürfen und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widerspenstigkeit, und erklärte, daß er durch diese Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obristen, erschienen aber, nach einer kurzen Berathschlagung im Vorzimmer, auf's Neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen, und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten, oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erneuerte daher seine Einladung, und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen

Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand sich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf einmal in die schrecklichste Gewißheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandanten-Stelle in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe mußte schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was für Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dies aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen, und bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde an den Generallieutenant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über Alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bei sich trug, in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenstein das Geheimniß seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gesinnungen der Kommandeurs waren ungewiß und es ließ sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiserlichen Versicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf Wallenstein gebaut hatten, auf einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagestück, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam zum Gegenstand der tiefsten Ehefurcht geworden, und mit Allem, was äußere Majestät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entschied! Einem solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, daß selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverraths diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein sehnlichster Wunsch war, sich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu besprechen. Da das lange Außenbleiben des Letztern schon anfing Verdacht bei dem Herzog zu erregen, so erbot sich Gallas, sich in eigener Person nach Frauenberg zu verfügen, und Altringern, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. Wallenstein nahm diesen Beweis seines Eifers mit so großem Wohlgefallen auf, daß er ihm seine eigene Equipage zu Reise hergab. Froh über die gelungene List, verließ Gallas ungesäumt Pilsen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenstein's Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht, von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedeehten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Ober-Oesteereich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor aufs Neue für den Kaiser besetzt, und alle Anstalten getroffen den Unternehmungen des Verräthers schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein ließ sich zum zweitenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beispiel des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen, zurückzukehren; dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt sich Gallas allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lagern werden Plakate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrei erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beispiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini sich nicht wieder sehen läßt, fällt die Decke von Wallensteins Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee.

Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man in's Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen, und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln und von do aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen, und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte Terzky noch Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen; aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch des Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe, nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Beistandes der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem Oxenstierna und Arnheim seinen ernstlichen Vorsatz und seine Noth erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsischer Seite sollte ihm Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg viertausend, von schwedischer Herzog Bernhard und Pfalzgraf Christian von Birkenfeld sechstausend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenstein verließ Pilsen mit dem Terzky'schen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder sich doch stellten, es zu seyn, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu seyn, und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotsch in Schlesien für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, selbst von denen, die längst von ihm abgefallen waren, beim ersten Schimmer seines wiederaufstrebenden Glückes, zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Muth gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, daß einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beim Kaiser," fing er an, „sind Eure fürstliche Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästimirter Herr; beim Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig seyn, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist." — „Und wie ist da noch zu helfen?" fiel der Herzog ihm ins Wort, — „Sie haben," erwiederte Jener, „vierzigtausend Armirte (Dukaten mit geharnischten Männern) in den Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reisen gerades Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte blos gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen, und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die Meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtausend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden." — „Der Vorschlag ist gut," antwortete Wallenstein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!"

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte. Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt, und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obristen Buttler, und dem Obristlieutenant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der Letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet von einander mit dem gewagten Entschluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt dieses schwarze Komplott, und Wallenstein, ohne Ahndung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Be-

satzung von Eger seine tapfersten und treusten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er kennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die Nothwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßlie ergießt sich der ganze Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckt diesem Offizier seinen Entschluß, Eger und Elnbogen, als die Passe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Egrr, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leßlie seinen Mitverschwornen auf's Schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvorzukommen, beschließen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bei einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Obriste Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die Andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abandern; gegen die Andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obristen Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offizier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttler'sche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahndung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee dastehen werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. — „Ja," fiel Neumonn ein, „und dann hoffe er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen." Unter diesen Reden, wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlussel zu sich. Auf Einmal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahndung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf, und ihn aufforderte sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahin gestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie in die Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, so wie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen auf's Neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttler'sche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverläßigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von Außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut, und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger, mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung, als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht vorüber," sagte der Astrolog mit prophetischem

Geiste. „Sie ist es,“ sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. „Aber daß Du mit nächstem in den Kerker wirst geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, „das, Freund Seni, stehe in den Sternen geschrieben!“ Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit sechs Hellebardierern vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt, und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockene Sklav', keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. „Freund,“ ruft Deveroux ihn an, „jetzt ist es Zeit zu lärmen.“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von Innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgeweckt worden, und an's Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die so eben von dem gewaltsammen Tode ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, so wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm,“ schreit Deveroux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen, und seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in die Brust den tödtlichen Stoß der Partisane, und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen.

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein anderer Lakai wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und Franz Albert überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise noch Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallensteins Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelenmessen lesen; zugleich vergaß er aber nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenstein, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit und Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, rogen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talismann, durch den er wirkte ausschweifend im Strafen wie im Belohnen wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu seyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schoßte. Einsmals ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obristen. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Schein der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung statt fand: „Laß die Bestie hängen,“ zum Galgen verdammte. Der Soldat bethenert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. „So hänge man dich unschuldig,“ sagte der Unmenschliche; „desto gewisser wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wüthend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ sagte der Herzog; „es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit Samuels des Propheten

Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als Beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man, zur Steuer der Gerechtigkeit, gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, daß uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thatsachen ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Churfürsten von Baiern von einer unedeln Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Fünftes Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Kardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Baiern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte mußte der schwedischen Armee um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundesgenossen in der Noth zu verlassen, und der Rachsucht eines unversöhnlichen Siegers Preis zu geben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die schwedische Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, wenn es eine Schlacht kosten sollte, die Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der schwedischen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen mußte, und die Bestimmung der italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine solche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem hohern Ansehen Herzog Bernhard's überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwarze Ahndung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war mißlungen, weil der mühsame Transport des Geschützes durch Gehölze den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt, und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tages, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondformigen Schonzen werden von jeder der dazu kommandirten Brigaden glücklich erstiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegeneinander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt, und unter den schwedischen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder; und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen aufzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit

dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich zum Rückzuge entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seines Gehülfen zu decken, und den nacheilenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die Horn'schen Völker mit in Verwirrung bringt, und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn geräth nebst drei andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog Bernhard rettete mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen sammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Würtemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'schen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Straßburg, und die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Harte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bei Oxenstierna; Oxenstierna suchte sie bei den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen, es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. Oxenstierna wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verläßt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er spricht die niedersächsischen Stände um Beistand an; diese schon längst der schwedischen Geldforderungen müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und Herzog Georg von Lüneburg, anstatt dem obern Deutschland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Alliirten hülflos gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äußersten Noth getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Richelieu längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegenblickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß zu unterstützen. Dieser äußerste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem dem deutschen Kriege nahm, mit einem theuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat er jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte Oxenstierna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsaß, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern Metz, Toul und Verdün gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten, selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinliche Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen, und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Grenze zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose habsüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, und indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen, und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Cessionen machte Frankreich sich anheischig, den schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diversion zu machen, und wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Churfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich

die geforderte Genugthuung abschlug, und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauch durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu seyn, wodri weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Kardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als selbst die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Aussöhnung des Churfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Nie hatte der Churfürst von Sachsen die Anmaßungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem deutschen Reiche Gesetz gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenstirna an die deutschen Reichsstände machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte auf's Kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofs, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen häuften, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, ließ endlich der Churfurst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befordern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluß geherrscht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut, und wo eine junge Saat aufschoß, oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geißel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen, und die Freiheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußstapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Verwüstungen der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daherstürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Völlerei auf der andern, brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten, und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklarten, und wenn sowohl Schweden, als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am

Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn Alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man Alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerther, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde, wie im Kabinet, standhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre Trennung allein mochte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses größte aller Uebel fügte der Churfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee, und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmuth des Kaisers zu Nutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderte; der Kaiser hingegen gab: und so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beiden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte, und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churſachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen, und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden vor diesem willkürlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religionen ohne Zuziehung der dabei so sehr interessirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgesetz seyn, als ein solches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluß, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und so mußte er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Prager Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkür; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedikt hatte den Bruch zwischen Churſachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlaßt; also mußte man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Prager Frieden fest, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche noch dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gesetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunft also, weit entfernt den Samen der Zwietracht zu ersticken, suspendirte nur auf eine Zeitlang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen, und Halberstadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem magdeburgischen Gebiete werden vier Aemter abgerissen und an Churſachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicher Weise längst schon durch Gustav Adolphs Großmuth besitzen; Donauwerth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Churſtimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Prager Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Churfursten von Sachsen die Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesien noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen, und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; bloß die Fursten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter Oxenstierna's Direktion den Rath der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloß man aus; nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das

wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widersetzungsgeist, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuß der geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherei an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangelischen Stände seinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstände traten demselben bei. Landgraf Wilhelm von Hessen schien eine Zeitlang unschlüssig, oder stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westphalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben sollte. Herzog Bernhard von Weimar, dessen Staaten noch bloß auf dem Papier existirten, kam nicht als kriegführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend, nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Prager Frieden erhaben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland hereingerufen, Retter der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Planen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie herringerufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld bestehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Churfürsten von Baiern und Sachsen," antwortete Oxenstierna, „ließen sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten, und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hause weisen?" Die getäuschte Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwartiger Besitzer alt und ohne Succession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Prager Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsstädten besonders, verließen ihre Partei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Prager Frieden sich stützend, verlangt die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser große Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nahern. Mit Polen und mit dem deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bei weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beiden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bei den Polen in Achtung zu setzen, und bei den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit

über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist Oxenstierna's entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn, selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partei beraubte ihn zwar eines großen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je größer die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreiende Undankbarkeit der Stände und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde, (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren) entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis auf's Aeußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und wenn man das deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden sich durch die Desertion ihrer Alliirten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegen eilte. Das Interesse beider Kronen war auf's Engste an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülflose Lage der Letztern war vielmehr eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschließung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde in Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen Gustav Adolphs befehdet, ohne einen öffentlichen oder förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhulfe, die es den Gegnern desselben leistete, und durch seine Geschäftigkeit, die Zahl der Letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet schnellen und außerordentlichen Glück der schwedischen Waffen, schien es seinen ersten Zweck eine Zeitlang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzustellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es suchte die katholischen Reichsfürsten durch Neutralitätsverträge gegen den schwedischen Eroberer zu schützen, und war schon im Begriff, da diese Versuche mißlangen, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen. Nicht sobald aber hatte Gustav Adolphs Tod und die Hülflosigkeit der Schweden diese Furcht zerstreut, als es mit frischem Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerstande, den Gustav Adolphs Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrößerungsentwürfen entgegen setzten, ergreift es den günstigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die seines mächtigen Schutzes bedurftig sind, Gesetze vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Chimare war, läßt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privatzwecke sicher gestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während daß sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erschöpften, hatte es seine Kräfte geschont, und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es läßt zu gleicher Zeit Flotten im Meere kreuzen und schickt sechs verschiedene Heere aus, während daß es mit seinem Geld noch eine Krone und mehrerere deutsche Fürsten besoldet. Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Prager zu erfechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser versohnen, schließen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Beistand verdoppelt, an dem deutschen Krieg immer größern, wiewohl noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft, und den Kaiser unmittelbar unter seinem eigenen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Avaux, seinen Gesandten, brachte es beide Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verlust für die Schweden, welche beinahe das ganze polnische Preußen, Gustav Adolphs theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, Anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen Wilhelm von Kassel und Herzogs Bernhard von Weimar, den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit, und nöthigte den Kaiser, durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Prager Frieden zwar seine Gegner im deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskorpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinand des Dritten zur romischen Königswurde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Triers und der Pfälzischen Erben, durch

eine entscheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet, und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutschen Alliirten eine eigene fest geschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Daseyn fechten. Sie handeln rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überhoben sind, bei ihren deutschen Alliirten herum zu fragen, und Rechenschaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiste benutzt, für die ganze Partei schwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Prager Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwei Bundesgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Prager Frieden dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf friedlichem Wege zur Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen an, und der Churfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Advokatorien alle sächsischen Unterthanen von der Banner'schen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Offiziere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwürig, geben dieser Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen und den Feind von Pommern und von der Ostsee abzuschneiden, so zog sich Banner eilfertig dahin, entsetzte Dömitz und schlug den sächsischen General Baudissin mit siebentausend Mann auf's Haupt, daß gegen tausend blieben und eben so viel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polnisch Preußen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger im folgenden 1636sten Jahr in das Churfürstenthum Sachsen ein, wo er seinem alten Hasse gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Uebermuthe der Sachsen hatte erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Churfürsten auf's Aeußerste gereizt, ließen sie die unglücklichen Unterthanen desselben ihre Rache und Erbitterung fühlen. Gegen Oesterreich und Baiern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen Sachsen kämpfte er aus Privathaß und mit persönlicher Wuth, weil er sie als Abtrünnige und Verräther verabscheute, weil der Haß zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unversöhnlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche dem Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so mußte das ganze Churfürstenthum von Banners streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürst den kaiserlichen General van Hatzfeld an sich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banner umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte, und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verlaren gegebene Banner die alliirte Armee am 24. September 1636 bei Wittstock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal zurückgeschlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen van Hatzfeld noch in derselben Nacht die Flucht, und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliirten waren auf der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden, oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundertundfünfzig Standarten und Fahnen, dreiundzwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Churfürsten mitgerechnet, wurden erbeutet, und nach außerdem gegen zweitausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf Einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen Muth zu schöpfen. Banner benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt, aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außer Stand gesetzt, die Armee zu unterhal-

ten, und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und sich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern, und sich selbst unter frembem Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn auf's Genaueste in Frankreichs Interesse zog, und sich, zu Ausführung seiner Entwürfe, seines Arms versicherte. Von einem Fürsten, wie Bernhard, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich, und schloß im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderthalb Millionen Livres für ihn selbst und vier Millianen zur Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandiren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung vom Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme, und setzte der Argliſt Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so zweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen den Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, kommandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eroffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Kardinal La Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahr 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des Gallas gewendet, und sie auch glücklich bis nach Metz zurückgescheucht, den Rheinstrom befreit, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurück zu führen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bei Breisach den Rhein, und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum zweiten Male mußten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsaß-Zabern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten konnen. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsaß und Breisgau gehemmt; aber ihm Jahr 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt, und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon am Anfange des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen, und Rheinfelden belagert. Der dort kammandirende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Orte zu Hülfe, entsetzt ihn auch wirklich, und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuthen erscheint dieser am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Gesicht der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, Savelli, Johann von Werth, Enkefard und Sperreuter, nebst zweitausend Mann zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, von Werth und von Enkefort, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurin dieser Absicht unter einer feierlichen Prozession in die Kirche de Natre-Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächste Folge des durch Bernhard erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breisach am Oberrhein wurde als die Beherrscherin dieses Stroms und als der Schlussel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so große Sorgfalt verwendet. Breisach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter Feria gewesen; die

Festigkeit seiner Werke und der Vortheil seiner Lage bot jedem gewaltsamen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getraidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu entsetzen oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General von Götz näherte sich daher auf's Eilfertigste an der Spitze von zwölftausend Mann, von dreitausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog Bernhard bei Witteweier angegriffen, verlor er sein ganzes Korps bis auf dreitausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Ochsenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis sechstausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Götz zu Breisachs Rettung mißlungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungersnoth geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung am 7. December 1638 ihrem eben so menschlichen als beharrlichen Sieger.

Breisachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloses Feld, und jetzt fängt der Roman seiner Hoffnungen an, sich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, sich der Früchte seines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, bestimmt er Breisach für sich selbst, und kündigt diesen Entschluß schon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauscht und zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen, glaubt er von jetzt an, sich selbst genug zu seyn, und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie Bernhard, erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegenging, an einen Freund anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfin Amalia von Hessen, die Witwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beiderseitigen Armeen in Eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Kriegs in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Pater Joseph! Breisach ist unser!“ schrie Richelieu dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsaß, das Breisgau und alle österreichische Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernstliche Entschluß des Letztern, Breisach für sich zu behalten, den er auf eine sehr unzweideutige Art zu erkennen gab, stürzte den Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgesucht, den siegreichen Bernhard im französischen Interesse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man dort seine Triumphe beginge; Bernhard erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Kardinals zur Gemahlin anzubieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder; man bestach den Gouverneur von Breisach und seine vornehmsten Offiziere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem Letztern blieben diese Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Baiern zu agiren. Schon hatte er Bannern, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt, und versprochen, ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neubueg am Rhein (im Julius 1639), im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen dahingerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Körper hervorbrachen, die eigenen Aeußerungen des Sterbenden und die Vortheile welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefahrlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wil-

den Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniß konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag konnte seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer seiner Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. Bernhard steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er nebst dem Elsaß, seinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben diese Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes weil sie im Namen dieser Krone geworben war, und ihr gehuldigt hatte; dieses, weil sie von seinem Geld unterhalten worden. Auch der Churfürst von der Pfalz trachtete nach dem Besitz derselben, um sich ihrer zu Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen, und versuchte anfangs durch seine Agenten, und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit wie jede andere Waare, dem Meistbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breisache, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breisach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriffe, Frankreich einen schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnener Weise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimarischen Truppen berichtigt war. So sah sich Frankreich nun im Besitze einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweite, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufstand; diesen hatte schon im Februar 1637 im neunundfünfzigsten Jahre seines Alters der Tod von der Schaubühne abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt, nie, so lange er das Reichsscepter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel seiner Völker ausarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigt er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweite gewesen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen mußte unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange gesammeltes Brenngerathe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem elfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz diktirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Banners kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Feldzug des 1637sten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der churfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und Banner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Torgau zurückziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und von Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefahrlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg an's Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Banner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner

Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. Banner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Kustrin, die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man des Stillstands ungeachtet nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Banners gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst," brach der aufgebrachte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passiren." Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet. Entschluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich Banner, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf diesem Wege voran, und ließ seine Gemahlin sammt den übrigen Offiziersfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die polnische Grenze auf, ihm diesen Paß zu versperren, auch Bucheim verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Rasch wendet sich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Kustrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreicht er Pommern, in dessen Vertheidigung er und Herrmann Wrangel sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von Gallas angeführt, dringen bei Ribbes in dieses Herzogthum, und überschwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Usedam und Walgast werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurückgedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog Bogisla der Vierzehnte in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrüderung und auf den Prager Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an, und unterstützt seine Generale auf's Nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und fangen an, sich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich feindlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger besiegt, öffnete dem baierischen General van Werth seine Thore, und die Oesterreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Feldzug reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt, und der alte Traktat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfin Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protestantischen Partei schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie bloß die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktate den Kaiser in Unthatigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geschlossen war, und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Volker in Holland, errichtete zu Meppen ein Magazin, und vereinigte sich in Westphalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Hatzfeld bei Flatha geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeitlang beschäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vortheile erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vortheilen begünstigt, und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, eröffnete Banner voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Posten oder liefen schaarenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in den ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Banner, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hin-

terpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das Halberstädtische Gebiet in Churſachſen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleich überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. Bernhards Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bei Elsterburg geschlagen, die sächsische Armee bei Chemnitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Hofkirchen mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was sich fortschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht genossen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schlosser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hatzfeld aus Westphalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers Gallas wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das Meißnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bei Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich auf's Neue zu erheben, und so mit beständigem raschen Wechsel von einem Aeußersten zum andern zu eilen. Banners geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlassen den Prager Frieden, und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Hessen schickt Hülfe und der Herzog von Longueville stoßt mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhards zu seinen Fahnen. Den Kaiserlichen auf's Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Banner bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Baiern sich von den Kaiserlichen trennen, und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht Banner auf dieses getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des baierischen Anführers, von Merey, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich nicht weit von einander in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstriche verscheuchen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von Bannern muß er sie den Schweden einräumen, und die fränkischen Bisthümer mit seinem Besuche belästigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reichs gearbeit, und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Churfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehrern evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder aus einander zu scheuchen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahr 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marschall von Guebriant, der die französische und weimarische Armee kommandirte, richtete er durch Thüringen und durch das Vogtland seinen Marsch nach der Donau, und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandte zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die Andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trockenen Fußes, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des Kaisers zu kränken, beging Banner die Unhöflichkeit, die Stadt mit funfhundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloß er nunmehr, tiefer in Baiern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Guebriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sey, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch außer Stand gesetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte sich also von Bannern,

um nach dem Mainstrom zurückzukehren, und dieser sah sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht bloßgestellt, die zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Eile versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald noch, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht bei dem Passe zu Prisnitz zuvor kam, und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit dem Banner'schen Heer, und beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu vertheidigen, und den Oesterreichern den Uebergong zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich Banner (im Mai 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdrusses getödtet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland, und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnisvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebieterisch im Umgang als vor der Fronte seines Heers, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb, und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppich, wie ein Alexander und Mahomet der Zweite, stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald auf's Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Offiziere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach Bannern in das Kommando theilen, besitzt Ansehn genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fursten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzog Georgs sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt dieses verderbliche Zwischenreich, und obgleich in zwei Aktionen auf's Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Nieder-Sachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Bernhard Torstenson war es, ein Zögling Gustav Adolphs, und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und, in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Kriegs nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstenson verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Tisch Oesterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer Stahihantsch erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. Tarstenson, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Bresche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschaffen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, bemeisterte sich der Stadt Olmütz, und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatte Piccolomini und Erzherzog Leopald eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch Wrangel verstärkt, wagte er sich zwar auf's Neue dem überlegenen Feind entgegen, und entsetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die Lausitz, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passirte. Jetzt bedrohte

er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter Leopold und Piccolomini über Dresden zum Entsatz herbei, und Torstenson, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph elf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale Stahlhantsch und Willenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile stand einer Mauer gleich, und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeußerstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber treitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, Schlangen und Lilienhock, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben funftausend auf dem Platze, und beinahe eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torstenson, zu sehr geschwacht durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorene Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavalerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Offiziere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden, und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Torstenson rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freiwillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreitausend Pferde einbußte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durchflog dieses Königreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Aus seinem Lager bei Doditschau, zwei Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, druckte es mit schweren Erpressungen, und ließ bis an die Brücken von Wien seine Schaaren streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser zur Vertheidigung dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte außerhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Tarstenson durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliirten in anderen Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem Grafen von Eberstein und dem Marschall von Guebriant waren in das Erzstift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Churfurst den kaiserlichen General von Hatzfeld herbei, und versammelte seine eigenen Truppen unter dem General Lamboy. Diese griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei Kempen an, und schlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitausend blieben und noch einmal so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfurstenthum und die angrenzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den hessischen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um Tarstensons Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Baiern unter Merey und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung Preis gegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewohnt auf dem Schnee kampiren, bis er im Berisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das baierische Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem übelgelegenen Feind in das Elsaß zurück gedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals Richelieu, der im

November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs einer Zeitlang von dem deutschen Krieg abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieus Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan die politische Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung in's Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigner Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von Rothweil, wo ihm ein baierisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rothweil in die Gegend von Duttlingen gezogen, wo sie, ohne Abndung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so großen Nähe von Baiern zu hindern, und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien. Die Kaiserlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden sich mit der baierischen Macht, welche Merey befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum, findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzosen in Duttlingen und den angrenzenden Dörfern aufzuschlagen, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie um so mehr an ihrem Platze, da der französische Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit sich gegen jede Ueberraschung für hinlänglich gesichert hielt. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen Gustav Horn war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an, und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Passe und Waldungen wegen am wenigsten erwartet werden konnte, und ein starker Schnee, der an eben diesem Tage (den 24. des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angesichte von Duttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlassen stehende Artillerie wird, so wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerstand erobert, ganz Duttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und plötzlich gehemmt. Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde, und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zusammen gehauen, oder streckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitausend bleiben, siebentausend geben sich mit fünfundzwanzig Stabsoffizieren und neunzig Kapitäns gefangen. Dies war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ungefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bei Roßbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torstensohn hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und Baiern dringen würde. Auch bei Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Danen führe.

Längst schon hatte die Parteilichkeit, welche König Christian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eifersucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schifffahrt im Sund entgegensetzte, und Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Last

des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich so weit gekommen, daß man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verschaffen, daß man fast bloß um den Vortheil der Winterquartiere stritt, und die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schatzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an allem diesem hatte Holstein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in diesem Lande rekrutirte, Pferde und Soldaten sättigte, und die Reiterei besser dritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeschäftes Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluß auf die Friedensverhandlungen zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern, und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wunschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des danischen Reichs berechtigte zu noch größern Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß so gut, daß die dänischen Minister nicht das Geringste davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstenſohn stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergießen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rensburg und Glücksstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren, und den Krieg selbst nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bei Femern, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, sieht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es ließ sich in allem Ernst zur Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Christian der Vierte im Jahr 1644 mit einem bloßen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Länder entgegensetzten, so säumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Oberkommando über die Truppen auf's Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. Gallas erschien auch wirklich in diesem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jutland einzuschließen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbischof von Bremen den Sohn Christians des Vierten, beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachsen gezogen. Aber Torstenſohn drang durch den unbesetzten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neu gestärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstenſohn passirte die Saale, und nahm eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von Torstenſohn bei Jüterbock eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bei Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner großen Macht brachte Gallas bloß einige Tausend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem verunglückten Versuch zu seiner Befreiung suchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bromseboor im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torstenſohn verfolgte seinen Sieg. Während daß einer seiner Untergenerale, Axel Lilienstern, Chursachsen ängstigte, und Königsmark ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechzehntausend Mann und mit achtzig Kanonen in Bohmen ein, und suchte nun den Krieg auf's Neue in die Erbstaaten Oesterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Muth seiner Volker zu entflammen, und, da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinstimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsseenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu konnen. Auf seinen Befehl versammelte Hatzfeld die ganze österreichische und baierische Macht, und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall seiner Staaten — wider seinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bei Jankau oder Jankowitz am 24sten Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ sich auf seine Reiterei, welche dreitausend Pferde mehr als die feindliche zahlte, und auf die Zusage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erschienen, und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen schreckte Torstenſohn nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der liguistische General von Goz in eine sehr unvortheilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern

verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem größten Theil seiner Volker erschlagen, und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhohen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiserlichen Reiterei, und dem tapfersten Widerstand des Fußvolks, waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweitausend Oesterreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld selbst mußte sich mit dreitausend gefangen geben. Und so war denn an Einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bei Jankowitz öffnete auf einmal dem Feinde alle österreichischen Lande. Ferdinand entflah nach Wien, um für die Vertheidigung dieser Stadt zu sorgen, und sich selbst, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch wahrte es nicht lange, so brachen die siegenden Schweden in Mähren und Oesterreich wie eine Wasserflut herein. Nachdem sie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeschlassen, von allen festen Schlassern und Stadten bis an die Donau Besitz genommen, und endlich selbst die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erstiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Plätze befestigen, schtint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutschen Reiches krümmt sich endlich der Kriegesstram rückwärts zu seinem Anfang, und der Knall des schwedischen Geschutzes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor siebenundzwanzig Jahren in die Kaisersburg warfen. Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie Bethlen Gabor von den rebellischen Bohmen, so wird jetzt sein Nachfolger, Ragotzy, von Torstenfohn zum Beistand herbei gerufen; schon ist Ober-Ungarn von seinen Truppen überschwemmt, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande auf's Aeußerste gebracht, hülflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Jankauischen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thoren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Duttlinger Niederlage durch einen glanzenden Feldzug wieder ausgelöscht, und die ganze Macht Baierns am Rhein und in Schwaben beschaftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstarkt, die der große und jetzt schon durch seine Siege in Italien verherrlichte Turenne dem Herzog von Enguien zuführte, erschienen sie am dritten August 1644 vor Freiburg, welches Merey kurz vorher erobert hatte, und mit seiner ganzen, auf's Beste verschanzten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Baiern, und der Herzog von Enguien mußte sich zum Ruckzug entschließen, nachdem er bei sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. Mazarin vergoß Thranen über diesen großen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche Conde nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris," hörte man ihn sagen, „gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion getödtet hat." Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Baiern so sehr entkräftet, daß sie weit entfernt, das bedrängte Oesterreich zu entsetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben sich, das feste Philippsburg wird durch Mangel gezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Mähren am Anfange des Kriegs gegen die Bahmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Tarstenfohn. Ragotzy war zwar mit seinen Volkern, fünfundzwanzig Tausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nahe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisciplinirten und rohen Schaaren verwüsteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstenfohns durch zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängstigen, war der Zweck, der den Ragotzy, wie Bethlen Gabor in's Feld rief, und beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden, in einem langwierigen Lager vor Brunn auf's Aeußerste geschwächt. Torstenfohn, der selbst dabei kommandirte, erschopfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriff gleich, und die Verzweiflung erhöhte den Muth des Kommandanten de Souches, eines schwedischen Ueberlaufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Fruchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päße an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmalzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mahren, begnugte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlossern einen Schlussel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Bahmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem Letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General Bucheim bezwungen, so daß die österreichische Grenze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schlesien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück, und

durchirrten beide Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torstenssohn'schen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, so hatte sie doch für die schwedische Partei die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genöthigt, der Kaiser bei dem Friedenskongresse nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zuversichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht so glänzend entlediget, trat der Urheber dieser Vortheile, mit Lorbeern geschmückt, in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Linderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sah sich der Kaiser nach Torstenssohns Abzug vor einem feindlichen Eindruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Baiern her eine neue Gefahr den österreichischen Grenzen. Türenne, der sich von Conde getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Merey auf's Haupt geschlagen worden, und die siegenden Baiern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsaß, Königsmark aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbei, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Baiern wurden bis an das äußerste Schwaben zurückgedrängt. Bei dem Dorf Altersheim unweit Nördlingen hielten sie endlich Stand, die Grenze von Baiern zu vertheidigen. Aber der ungestüme Muth des Herzogs von Enguien ließ sich durch kein Hinderniß schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geschah, die der heldenmüthige Widerstand der Baiern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Mercy, Türenne's Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Alliirten entschied. Aber auch diese zweite barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Baiern führte Leopold kaiserliche Hülfsvölker zu, daß Türenne auf's Eilfertigste noch dem Rhein zurückfliehen mußte.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind, seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Gustav Wrangel, kein unwürdiger Nachfolger Banners und Torstenssohns, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die schwedische Macht erhalten, die, außer Königsmarks fliegendem Korps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen, ohngefähr noch achttausend Pferde und funfzehntausend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog seine vierundzwanzigtausend Mann starke Macht durch zwölf Baierische Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf Wrangel los, und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm stieße, oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Höxter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit Türenne zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des Königsmark an sich. Aber Türenne gefesselt durch Mazarins Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Uebermuth Schwedens gern eine Grenze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringendern Bedürfniß, die niederländischen Grenzen des französischen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahre unterlassen hätten. Da aber Wrangel fortfuhr, auf seiner gerechten Foederung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widersetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oesterreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich Türenne die erwünschte Erlaubniß, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bei Gießen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit Türenne verhindern wollte. Beides mißlang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten, und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wranget benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der Torstenssohn'schen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Baiern gegen die österreichischen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Waltenstein'sche Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten, und glücklicher als Gustav Adolph, hatte er schon zwischen der Isar und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Heldenlaufe stille zu stehen, und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Beiden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-baierischen Völker weit hinter ihm an der Lahn standen, und erst noch einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Baiern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Korps Baiern bei Donauwörth, und passirte diesen Strom, so wie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber auf's Neue, um den Krieg von den baierischen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, ersah er die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu passiren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrte. Und jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reißende Flut, und der Soldat betohnte sich durch die schrecklichsten Gewaltthaten, Räubereien

und Erpressungen für die überstandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiserlich-baierischen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechstrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterschied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in diesem ganzen Kriege zum ersten Male, wankte der standhafte Muth Maximilians, der achtundzwanzig Jahre lang bei den härtesten Proben unerschüttert geblieben. Ferdinand der Zweite, sein Gespiele zu Ingolstadt und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieses Freundes und Wohlthäters war eines der stärksten Bande zerrissen, die den Churfürsten an Oesterreichs Interesse gefesselt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet: der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das Staatsinteresse konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses Letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken ließ, um ihn von der österreichischen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Absicht hatte Mazarin seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt, und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Baiern zu begleiten. Baiern sollte alle Schreckniße des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilians besiegten, und der Kaiser den ersten und letzten seiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter seinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachsen aus Noth sie ergreifen müssen, den Spaniern untersagte der französische Krieg jeden Antheil an dem deutschen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillstand entwaffnet. Gelang es auch noch, den Churfürsten von Baiern von dem österreichischen Bundniß loszureißen, so hatte der Kaiser im ganzen Deutschland keinen Verfechter mehr, und schutzlos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und ließ kein Mittel unversucht sie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürsten von Baiern die nachtheilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ständen, und daß bloß spanischer Einfluß den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären: Maximilian aber haßte die Spanier, und hatte es ihnen nie vergeben, daß sie ihm bei seiner Bewerbung um die pfalzische Chur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu gefallen, sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zu Grunde gerichtet sehen, da er sich durch einen Stillstand aus allen Bedrängnissen reißen, seinem Volke die so nothige Erholung verschaffen, und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verschwand, und, von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputirten der drei Kronen und Baierns, um die Bedingungen des Stillstands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruktion der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Kongreß nicht beschickt hatte, um die Abschließung desselben zu befordern, sondern vielmehr, um sie rückgangig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren, und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger, und doch maßte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Kongreß verließen, und um sie zurückzuholen, mußten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürsten von Baiern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Baiern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrerseits, was sie von Baiern inne hatten, wieder ousrieferten. In den Stillstand war auch Koln und Hessenkassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Traktats, am 14ten März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Baiern, und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem äußersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlichster Spitze, trotzte die österreichische Stadt Bregenz, durch ihren engen und steilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizte den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klause und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechstausend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen strebten. Unterdeß hatte sich Turenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Würtembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Churfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Baierns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn, den Kaiser, alles Beistands der Ligue und seiner protestantischen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloszustellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchstens zwölftausend Mann war Alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese mußte er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Kalvinisten, den hessischen Ueberlaufer Melander, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmals

die überraschendsten Glückswechsel aufstellte, und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zu Schanden machte, so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Oesterreichs arbeitete sich nach einer kurzen Krise auf's Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zu Grunde zu richten und die schwedische Macht dadurch in einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Oesterreichs hülflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des Türenne von Wrangeln getrennt und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte Wrangel, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen, ließ der Kaiser seine letzte Armee marschieren, und fand sich in eigener Person bei derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den er nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräsidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beide Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entscheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten, und beide Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden, bis die mit Baiern eröffneten Unterhandlungen das gewünschter Ziel erreicht haben würden.

Baierns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Offiziere der baierischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf einmal in Unthätigkeit versetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfere Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Churfürsten abtrünnig zu machen, und dem Kaiser zuzuführen. Ferdinand erröthete nicht, diese Verrätherei gegen den treusten Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die churfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seyen, die der Churfürst bloß in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angesponnene Komplott noch zeitig, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht geerntet, die er sich davon versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negotiationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben, und die Alliirten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus Baiern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschließen wollte, sie ganz und gar abzudanken, und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieser beiden gewissen Uebel erwählte, entschloß er sich lieber zu einem dritten, das zum Wenigsten noch ungewiß war, den Stillstand aufzukundigen, und auf's Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluß und die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte sich auf's Eilfertigste aus Bohmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Westphalen und Luneburg, um die französische Armee unter Türenne an sich zu ziehen, und unter Melander und Gronsfeld folgte ihm die kaiserlich-baierische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Türenne zu ihm stieß; aber was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Kriegs, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbei rückte. Der Churfürst von Baiern durfte es nicht geschehen lassen, daß sich das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte, und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschließung der Traktaten war jede einseitige Glücksveränderung äußerst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theuere Frucht der schwierigsten Unterhandlungen zerstören. Wenn Frankreich seine Alliirte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluste, seine Hülfe zuzählte, so übernahm der Churfürst von Baiern stillschweigend dieses Geschäft bei seinem Alliirten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beistandes Meister von Oesterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht Türenne's gegen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Baiern gehindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen, und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Gebieterin war, was ihn anerieb, Hessen zum Schauplatz seiner Verwüstungen zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das schrecklichste. Hessen blutete

unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn auf's Aeußerste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äußeste Mangel die Armee, wäheend daß Wrangel in Lüneburg frische Kräfte sammelte, und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußte er mit Schande entweichen, und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden auf's Neue getäuscht, und die Armee des Türenne, aller Auffoederungen Wrangels ungeachtet, am Rheinstrom zurückgehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, daß er die weimarische Reiterei an sich zog, die dem französischen Dienst entsagte, duech eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Türenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu stoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben Melandern bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das kaiserlich-baierische Heer, das bei Susmarshausen sich ihnen entgegenstellte. Melander erhielt in dieser Aktion eine todtliche Wunde, und der baierische General von Gronsfeld pestirte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Baiern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben diesem Posten für Baierns Rettung sein Leben dingeopfert hatte. Wrangel und Türenne wählten dieselbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Gustav Adolphs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe desselben Vortheils, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Baiern auf's Neue überschwemmt, und der Beuch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des baierischen Unterthans geahndet. Maximilian veekroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar sitzten und bis an den Inn voedrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oesterreich noch einmal aus der drahenden Gefahr. Zehnmal versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu schlagen, und zehnmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so geoß gewesen, als jetzt, da die Feinde mitten in Baiern standen, und kein Geneeal mehr varhanden war, den man einem Türenne, Wrangel und Königsmark gegenüber stellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held Piecolomini aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüstungen in Baiern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigt sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Korps hatte sich Königsmark nach Bohmen gewendet, wo Ernst Odowalsky, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiseelichen Dienst zum Krüppel geschossen, und dann ohne Genugthuung verabschiedet war, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollfuhrte ihn glücklich, und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben. Nicht mehr als einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen, Karl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winteequartiere, und in diesen erreichte sie die Botschaft des zu Osnabrück und Münster am vierundzwanzigsten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des westphälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufallen zusammenwirken mußte, dieses mühsame, theure und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Kriegs im Gange zu erhalten, was es kostete, dem wieklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feierlich verkündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen, was endlich der Inhalt des Friedens war, was durch dreißigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren warden ist, und welchen Bartheil oder Nachtheil die europäische Gesellschaft im Großen und im Ganzen dabei mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein großes und eigenes Ganze ist auch die Geschichte des westphälischen Friedens. Ein Abriß davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelett entstellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

Kleinere Schriften vermischten Inhalts.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Eine akademische Antrittsrede. *)

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. H. H. an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt, und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hatte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig seyn, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studienplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerin — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so muhsam eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit

*) Anmerkung des Herausgebers. Mit dieser Rede eröffnete der Verfasser seine historischen Vorlesungen in Jena. Sie erschien zuerst im teutschen Merkur 1789, im November.

Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, desto größere Vergeltung heische er von Außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschatzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gemacht, gearbeitet; er hat umsonst noch Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglohner mit dem schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn ankeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden; weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fuhlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thatigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entkleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schopfer derselben zu seyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschlage die Unzuverlassigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehegebäudes wankt.

Wie ganz anders verhalt sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfaltig als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen andern absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung konn sich mit Bruchstücken nicht begnugen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thatigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Korperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung getrungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Fur ihn arbeiten alle Kopfe — alle Kopfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschieht und gedocht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zurischen denkenden Kopfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzaunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufallige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von Außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter konn er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausbauernder sein Muth und seine Thatigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget! Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Kopfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sey, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl,

die Sie zwiſchen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzuweit von ihrem höheren Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtand der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſere europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den manichfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beiſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Volkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſerer eigenen Kultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſthalten, die ſich doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten von Knechtſchaft und Deſpotismus ein ſchaudervolles Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrika's ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden ſie auf ſeinem Grabe abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die feomme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andere Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; Feind heiſt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thatigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtverlheidigung ſeine Kraſte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkür geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entflichen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Raume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staa-

ten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galiläi und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen heruntersteigen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmählig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch Eintracht zusammen; jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den verderbenden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsere Leibnitze und Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Rafael und Correggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Gelten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend in der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannichfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Taja und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß wir uns in diesem Augenblicke hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nöthig seyn, dieses einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Christen zusammenfanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besteigen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen, und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermonch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem romischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mußten die Waffen unserer Fürsten Karl V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Gustav Adolph mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiß ihre

Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schöpfer unserer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit einer tüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Romzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wovon unsere jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern auf's Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz bereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen sollte. — Aber hatte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen waren, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchen-Revolutionen mußten zusammentreffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und auf's Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens kennen wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen festgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Medien ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderung mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand, und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkenntbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln; welchen Glauben können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. Was und wie viel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln.

Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegensteht. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichformig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefugt seyn. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merkliches Mißverhältniß sichtbar. Jenen mochte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren, so ist es jedenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter auf's Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehoren, nicht selten isolirt erscheinen. Ein Faktum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwartigen Gestalt der Welt einen so vielfaltigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Faktum fur die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So wurde denn unsre Weltgeschichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchstucken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hulfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmaßig zusammengesetzten Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichformigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstande von Außen, in den neuesten Zeitlaufen wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte, ein mächtiges Hulfemittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschaftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der hochsten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter also und mit je glucklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwartigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fangt an, sich dem blinden Ungefahr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fallt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmaßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und halt es prufend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Fakta bestatigt, und durch eben so viele andere widerlegt; aber so lange in der Reihe der Weltveranderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhalt, erklärt er die Frage fur unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die hohere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spatesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses großen Maßes konnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzutun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu früh kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den hochsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche Ziel, muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine suße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemuhung sein, wenn er sich auf dem Wege

sieht, oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen, und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in Ihrem Verstande, und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und, indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks, und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltverlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren; „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert."

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahinreißen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen warden ist: so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen.

Unser menschliches Jahrhundert herbei zu führen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk seyn, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Daseyn zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sey, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde. *)

Uebergang des Menschen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Instinkts, woran sich noch jetzt das vernunftlose Thier leitet, mußte die Vorsehung den Menschen in das Leben einführen, und, da seine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachsamen Amme hinter ihm stehen. Durch Hunger und Durst zeigte sich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung desselben brauchte, hatte sie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geschmack leitete sie ihn im Wählen. Durch ein sanftes Klima hatte sie seine Nacktheit geschont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her sein wehrloses Leben gesichert. Für die Erhaltung seiner Gattung war durch den Geschlechtstrieb gesorgt. Als Pflanze und Thier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten, seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenspiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung: sein frohes Gemüth faßte alle Erscheinungen uneigennützig und

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz gehört, so wie die beiden folgenden, zu den universalhistorischen Vorlesungen des Verfassers auf der Universität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erschien er zuerst.

rein auf, und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war also der Anfang des Menschen, und dies mußte seyn, wenn er sich zu dem Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.

Setzen wir also, die Vorsehung wäre auf dieser Stufe mit ihm still gestanden, so wäre aus dem Menschen das glücklichste und geistreichste aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und also moralisch wären seine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Thierheit war' er niemals gestiegen. In einer wollustigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er sich bewegt hatte, wäre der kleinstmögliche gewesen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Mensch war zu ganz etwas Anderm bestimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Was die Natur in seiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, sollte er jetzt selbst für sich übernehmen, sobald er mündig war. Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hatte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft, und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wäre es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere diesem noch dienen. Was war also unvermeidlich? Was mußte geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegen rucken sollte? Sobald seine Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüft hatte, verstieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder, richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Großes that, er selbst riß ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft von dem Instinkte nur von ferne begleitet, warf er sich in das wilde Spiel des Lebens, machte er sich auf den gefahrlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme seines Instinktes verwandeln, der ihn von diesem Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anders als — ein Abfall von seinem Instinkte — also erste Aeußerung seiner Selbstthatigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseyns. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Uebel zwar in die Schopfung brachte, aber nur um das moralische Gut darin moglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralitat der erste entfernte Grundstein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt, und, wo es sich thun laßt, nutzliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein ungluecklicher Künstler.

Der Philosoph hat Recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritte trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber mußte er schon Nachdenken, Fleiß und Ruhe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Thieren. Die Noth trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft mußte er sich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen: er mußte Waffen erfinden, und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicher stellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte. Das selbstgepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süßer, als in der tragen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, krankte er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthatigkeit, hätte ihn bald in seiner müßigen Glückseligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt, und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekampfen gahabt hatte, als die Tragheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine unruhige Natur! — Die Noth drangte ihn, Leidenschaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen Seinesgleichen. Mit dem Menschen mußte er um sein Daseyn kampfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf; aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vortheil voraus: sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, hatten thun mussen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden diesen schon in ihrem zartesten Alter spielend und

mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die Mosaische Urkunde verläßt uns hier und überspringt einen Zeitraum von funfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, so muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Thieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hulfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Anzahl der Dinge, von denen sie Gebrauch machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde sinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten beide nur ein gesellschaftliches Verhältniß, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur Einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältniß kennen — elterliche Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erste, es war ganz uneigennützig, da jenes erste blos auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betraten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich Beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch, eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das blos sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in Seinesgleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die Geschwisterliebe. Eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohlwollens, zum Erstenmal außer ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichern Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten Beide, so lange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, thaten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloser Wiederhalung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannichfaltigkeit kam auf einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgetheilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet, und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Uebung gesetzt, und durch Uebung entwickelt; die Sprache wurde schon reicher, malte schon bestimmter, und wagte sich schon an feinere Gefühle: neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendung der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daß sie zur Nachahmung der Thiere herabsinken würden!

Verschiedenheit der Lebensweise.

Der Fortschritt der Kultur äußerte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einer seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet sich also hier schon in zwei verschiedene Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen, und ihrer freiwilligen Erziebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erste Anbau gleich Getraidebau gewesen, wozu schon sehr große Zurüstungen nothig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäß, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholen. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen, und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluß

in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte begießen und düngen.

Schwerer scheint der Schritt zu seyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Thiermilch zu bedienen. Nicht sobald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um diese Speise jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Thiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Heerde; diese mußte er aber unter denjenigen Thieren suchen, die gesellig leben, und er mußte sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er mußte sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besaßen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und so lange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzusuchen, und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Ueberfluß lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war keinem Wechsel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Sklavisch war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachsthum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere seine Heerde selbst für sich sorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit schwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Wie mühsam mußte seine Lebensart seyn, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreißen des Erdreichs, Aussaat und Wässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erforderte dieses Alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Frucht seines Fleißes so weit gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft mußte er sich gegen wilde Thiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel, war genug, sie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und seine Seele mußte in einem durch so viele Arbeit geharteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, diese harte Schicksal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, so mußte ihm diese Ungleichheit auffallen, er mußte — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günstling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in seinem Busen; diese unglückliche Leidenschaft mußte, bei der ersten Ungleichheit unter Menschen, erwachen. Mit Scheelsucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn selbst die Sonnenhitze stach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die sorglose Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieser Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtsame eines Jeden hatte zu dieser Zeit noch keine bestimmten Grenzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander gesetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum sollte erst durch eintretende Kollisionen herbei geführt werden. Gesetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er also? worauf mußte er natürlicher Weise verfallen? Er trieb seine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder ließ es wenigstens geschehen, daß sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so raisonnirte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum ersten Male kam der Mensch in Kollision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindseliges Raubthier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte. Der Haß, den er schon lange Jahre in seiner Brust herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderischer Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück seines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erste Kollision der Menschen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde lassen uns schließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und also damals schon Herkommen gewesen sey, sich in Ehen einzuschränken und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfei-

nerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Mensch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beispiel des ersten hatte für den zweiten schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt.

Nimmt man also an, daß in den allerersten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern gleich gewesen sey, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hatte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen Statt fanden, so war diese Ordnung durch Observanz einmal befestigt, und Niemand wagte es so leicht, die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben so, wie die Ordnung der Ehen, richtete sich auch ein gewisses natürliches Regiment in der Gesellschaft von selbst ein. Das väterliche Ansehen hatte die Natur gegründet, weil sie das hülflose Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung mußte der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er auch nun selbst Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend mußte er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehen zugestehen. Dieses Ansehen des Stammherrn mußte sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens, mußte ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder strittigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauchs gründete sich endlich eine natürliche sanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünstigt, einige schwächlicher geboren als die andern, es gab also Starke und Schwache, Herzlose und Verzogte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem mußte der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden, und sich künftig Jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwachern, der seinen Schutz aufforderte, oder seinen Ueberfluß in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beistandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das Eine also wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erste Unterschied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; seinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; Viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glücks mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; also schloß er, diese Vielen seyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, sich besser zu dünken, als die Söhne von seines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünstigt als diese; er war dem Himmel also lieber. Er nannte sich Sohn des Himmels, wie wir Günstlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genesis der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüsternheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl seiner Genüsse vermehren; schon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Ergötzungen sann.

Er mußte Alles besser und Alles in reicherem Maße haben als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit einer Gattin. Er erlaubte sich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß stumpft ab, und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schonheit von ihm.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, daß Alles sein sey, was seinen Knechten gehore. Weil ihm Alles hinging, so erlaubte er sich Alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig, aber zur Befriedigung seiner Luste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so mußte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reißender mußte sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht be-

rechtigte zur Unterdrückung, und zum ersten Male zeigen sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unachten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstablich wahr halten, so liegt eine große Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht auseinander gesetzt hat. Diese Bastard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater, und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmäßigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, sobald er todt war. Hinausgestoßen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweise in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herrn Knecht seyn.

Ohne das erste zu seyn, dünkten sie sich zu dem Letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also thun? Der Dunkel auf ihre Geburt und feste Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlstand, und ein Herz, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie in's Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern, und Raubergück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrlosen Hirten fürchterlich, und erpreßten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten sie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieser neuen Lebensweise mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft wurde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut, und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriff war.

Der erste König.

Asien, durch die Ueberschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberschwemmung folgte, schnell und in großer Anzahl vermehrten, und ihre Herrschaft da ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erst abgerungen, und mit List und Gewalt ferner gegen sie vertheidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen seyn müsse, lassen uns, außer mehreren Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unsterblichkeit und die Gotterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; so erwarben sich Perseus, Herkules, Theseus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthater der Menschen, und um glücklich darin zu seyn, mußte er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Thiere war, ehe der Krieg unter den Menschen selbst zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in großen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Muth und sein Verstand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegesthaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmäßigen Dispositionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und seinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten, und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vortheil, daß man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rohen Jägerschwarm nicht ausbleiben konnten, so war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Besitzhaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, so mußte billiger Weise die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich Andere verbinden, und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unvermerkt hatte er sich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mamelucken, daraus gebildet, die seine Anmaßungen mit wildem Eifer unterstützte, und Jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Heerde für diese nützliche Mühe gereicht worden seyn, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut fortsetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch diese Erwerbungen theilte er unter die Tüchtigsten seines Haufens, und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Flur und Felder

führten, die bei diesen Durchzügen Schaden litten, so fanden es viele Gutsbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hätte schaden können, einforderte. Durch solche und ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichthum, und durch diesen — seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie sich im Kompf mit dem Lawen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellirte der Jäger natürlicher Weise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Konige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebieterischen Schaaren versagen? Er war der Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Atarich, des Attila, des Meroveus Konige ihrer Völker. Eben so ist's mit den griechischen Konigen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegerischen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegerischen Anführern wurden sie allmählig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Rande erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt stiegen sie endlich auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Wurde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des ersten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren sie schon ein Volk, schon eine formirte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigeborner Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehen hatten. Eine schon ehemals geduldete Gewalt läßt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder herstellen, aber auf diesem ruhigen Weg läßt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erste König ein Usurpator war, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück, und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten.

Die Sendung Moses. *)

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie in's Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrschen, das Christenthum und der Islamismus, stutzen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der Mosaischen Religion einen großen Theil der Aufklarung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den hellern Kopfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklarten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Valk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Kepfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu seyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Notion kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen, und eben so wenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt seyn, dem hebraischen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemocht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über siebzig Seelen begriff, nach Aegypten, und wurden erst in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ohngefähr vierhundert Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen sechshunderttausend streitbare Manner gezählt wurden, als sie aus diesem Königreiche zogen. Während ihres

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 10ten Heft der Thalia wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

langen Aufenthalts lebten sie abgesondert von den Aegyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausschloß. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgniß der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadische Lebensart müssig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Versuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müssige Zuschauerin sie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth also, sie scharf zu bewachen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staat sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zum öffentlichen Frohndienst, und stellte besondere Vögte an, sie anzutreiben und zu mißhandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, daß sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dies erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Aegypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderm Umfang, und das Geschenk war immer schon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Theil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachtheilige Art, in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als daß sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Fall unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit, und ansteckende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieser Nation bis auf den heutigen Tag eigen geblieben ist; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die schrecklichste Plage dieses Himmelsstrichs, der Aussatz, riß unter ihnen ein, und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet und aus einem zufälligen Uebel entstand endlich eine erbliche **Stammeskonstitution**. Wie allgemein dieses Uebel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugniß der Profanscribenten, des Aegypters Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts als diese Volkskrankheit des Aussatzes, kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern gewesen sey.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlungen, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man Anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Aegypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Ekel und eine tief zurückstoßende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und daß man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Aegypter wußte den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbessern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so verfiel sie auf einen eben so unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der bessern Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wußten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich mußte die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen, und wenn kein Retter sich in's Mittel schlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt sehen.

Woher sollte aber nun den Hebräern dieser Retter kommen? schwerlich aus der Mitte der Aegypter selbst; denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand, und sich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines bessern Schicksals eben so unfähig als unwürdig scheinen mußte. Aus ihrer eigenen Mitte noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer gemacht? Das roheste, das bosartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch erblich auf ihm lastende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lang anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Thier herunter gestoßen. Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrasse ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihr finden, der einem

ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Hebraern konnte eben ſo wenig, als unter der verworfenen Klaſſe der Parias unter den Hindu, ein kuhner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löst, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nothigen Aufforderung, an dem Nationalintereſſe für die Hebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Wos für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Hebraer, entriß ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk, und verſchaffte ihm den Genuß ägyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Hebräer, ägyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine hebräiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller mannlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freiſtatt bei ſich zu gewahren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewohnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worinn es war, in das Schilf legen, an welchem die Konigstochter vorbei kam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen mußte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nahe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbat ſich, ihm eine hebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweiten Male erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, wahrend daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht ruhrendes Bild des allgemeinen Elends in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nothig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſale ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Konigstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptierte ihn, und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Konigstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genaſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er gehörte, als er der koniglichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließliche Eigenthum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läßt, daß er zum prieſterlichen Stand beſtimmt geweſen ſey.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nahere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den ägyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieſes beſtätigen Mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man ägyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien, und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgotterei und Aberglauben über, und ſelbſt bei denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der burgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreiung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſche Oekonomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Idee, wo eher hatte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Aegypten der erſte kultivierte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich ans Aegypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Idee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Idee ſuchte ſich nun unter denen die um ihn waren, fahige Subjekte aus, denen er ſie als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern durch wer weiß wie viele Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum

einer ganz kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, nothwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unvorsichtig, ja gefahrlich seyn würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu stürzen, und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fahig seyn würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war jo die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet, und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefahrliche Wahrheit zum ausschließenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit selbst, die man den unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hatte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzenbienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sey, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genussen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechselung zwischen Finsterniß und Licht und dergleichen.

Diese Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche verbreitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis, und waren das Vorbild wornach in der Folge die Mysterien in Eleusis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimourer sich gebildet hat.

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustands, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse theilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finsterniß zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neuerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrthümern gereinigt erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen seyn mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltschöpfer sprochen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sogten sie, ist blos ein Bedürfniß der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nöthig, denn es ist keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsaule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist," und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin Alles, was ist, was war, und seyn wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder I-ha-ho — ein Name, der mit dem hebräischen Jehava fast gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorsong, war dies der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er ist einzig und von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig."

Eine vorlaufige, nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von Andern, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhaltniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moses sie bei den Hebrdern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit seyn sollte, späterhin aber, als das Institut ausar-

tete, der Geheimnißkrämerei und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Prieſter oder einer eigenen Klaſſe von Dienern des Heiligthums, die man auch deshalb Kiſtophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den ägyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehrern Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thiere oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen; der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen Niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthum ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte; denn indem er ihn von Innen ſtürzte, beförderte er ihn von Außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwei Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die üblen Folgen der verhehlten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was Anfangs nur bloſe Nothhülfe geweſen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurück zu halten und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereien ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht daraus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtand geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beiſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweiſt, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt genau ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bei den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen mußte.

Die ägyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Aegypter. Bald wird die That ruchbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Aegypten meiden, und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in

Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation, und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen Jethro hüten. Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Aegypten, zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden! wie schwer mußte er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, suche er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb zu handeln und sich hervorzuthun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; In Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: „Ich will dieses Volk erlösen.“

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unüberschlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei anforderingen, und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Muth, weder Gemeingeist noch eine kühne Thaten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine longe Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestücks eben so wenig fähig als würdig. Von diesem Volke selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieser Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenschaft wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuversicht, Heldenmuth, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Aegypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, daß es ihm gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird diese künstliche Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stiche lassen? Werden sie nicht muthloser als jemals in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instruments, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte. Dieses Instrument ist kein anderes, als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl ihrer eigenen Kräfte zu geben, so hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflößen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höhern Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andern Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbürgern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimiren, so sind sie ein Ball in seinen Händen; er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sich's: welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger ägyptischen Weisen ist, und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begreifen zu werden? Wie konnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Auswurf Aegyptens Etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die Wenigsten faßten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Hebräer so nicht mehr als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er ließ sie ihre Sache mit den Aegyptern ausfechten, und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine

Vernunft empört, den ihm die Mysterien verhaßt gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohlthatige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen innern Ueberzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist, seinem Volke zu erweisen; er will sie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet seyn. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkünbigen.

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion, und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkang, in ihre Seele hinunter, und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen konnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskroft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben jetzt von ihm fordern. Er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkünbigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verküniget, und so entsteht sein Jehova.

In den Gemüthern seines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstand ablösen, und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stond jedes Volk unter dem Schutz einer besondern Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolz, diese Gottheit über die Götter aller andern Völker zu setzen. Diesen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrthum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationolgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum Einzigen, und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und die Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle kindliche Stolz, die Gottheit ausschließend besitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geschäftig seyn, und seiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um Vieles näher, als derjenige den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrthum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Mißverstandniß seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gott machen konnen? Mit diesem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glück der Volker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhaltniß, das sie selbst gegen die Aegypter haben, muß nach ihrem Begriff auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt daß sie auch einen Beschützer im Sternenkreis haben, und daß dieser Beschützer erwacht sey aus seiner Ruhe, daß er sich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Feldherr zugleich auch Proben seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar aus alten Zeiten her, so reißt der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses drachte Moses in Rechnuug bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf Einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte — der schon Jahrhunderte lang ein müssiger Zuschauer der Mißhandlungen war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigern halten? Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen mußte. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alten Volkssagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverständniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirlich in den Mysterien führt. Ich werde seyn, der ich seyn werde. Sage zu dem Volk Israel, legt er ihm in den Mund, ich werde seyn, der hat mich zu euch gesendet.

In den Mysterien führete die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name mußte aber dem dummen Volke der Hebräer durchaus unverständlich seyn. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und Moses hätte also mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Uebelstand aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehova dem Moses in dem Dornbusche erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehova den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Aegypten eben keine große Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, so mußte er seine Kraft auf diesen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst, als die Macht und Größe dessen, der ihn sandte, darzuthun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wunderthaten unterstützen. Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dies war Alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in Feuer oder Wind zu erscheinen, gleichgültig seyn konnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. — Moses aber legt seinem Jehova den Befehl in den Mund, daß er die Schuhe von den Füßen ziehen solle, denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich seyn konnte — er kam also diesem Uebelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehova selbst mußte sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht mußte also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm die Sendung abnöthigte. Ueberhaupt malt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerschwersten eingehen mußte zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; weil er wußte, daß auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sey, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraussah, daß seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedruckten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde; so begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie für's Erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nothig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskorper zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebraer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründee. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen, und muß zufrieden seyn, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses Heidnische schätzen, und auch das Wahre blos auf eine heidnische Art annehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle andern Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Aegypten ein kleiner Zirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. Moses, der selbst aus diesem Zirkel ist, und nur diesem Zirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist der erste, der es wagt,

dieses geheimgehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben.*)

*) Ich muß die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: Ueber die ältesten hebräischen Mysterien, von Br. Decius, verweisen, welche einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und worauf ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. *)

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen, und die Verfassung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt seines Thronge hülfen zu beschranken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen Prokles und Eurysthen auf ihre beiderseitigen Linien bis auf Lykurg dergestalt fortgeerbt, daß Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und wieder, und ging mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andere über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger tyrannisirten die armen, und die Verzweiflung der letzern äußerte sich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen, mußte der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht, und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Uebel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Vorlesungen wurden in das 10te Heft der Thalia eingerückt.

Als der Tag erschien, wo Lykurgus seine Gesetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet sey. Aber man benahm ihm diese Furcht, und brachte ihn sogar dahin, daß er selbst den Plan des Lykurgus thätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründet einen Senat. Die Senatoren, achtundzwanzig an der Zahl und also dreißig mit den Königen, sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und, wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch wurde es jedem Theile unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben so wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat selbst seine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen, wie mit dem Volk, verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser letzte fing daher bald an, diese vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich mit einander einzuverstehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen diese Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in dreißigtausend Felder, der Acker um die Stadt Sparta selbst in neuntausend Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen schönen, reizenden Anblick, und Lykurgus selbst weidete sich an diesem Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich theilten.

Eben so gern, wie die Aecker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter vertheilt, aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von sich selbst fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und silbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und schweren Stück Eisen einen sehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Ja, damit man nicht einmal versucht werden mochte, dieses Geld des Eisens wegen zu schätzen und zusammen zu scharren, so ließ er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauch untüchtig wurde.

Wer sollte nun stehlen oder sich bestechen lassen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hatten reizen können. Sparta's eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen, kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen; denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen, als eiserne Münzen, die in allen Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen, und alle dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander theilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen, und sich durch eigene Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder mußte monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Fünfzehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse mußte alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gultige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so streng gehalten, daß selbst Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlin allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer seyn, weil es kein so großes Uebel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen. Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn Lykurg selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurgus für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mäßigung und Ordnung, und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und sich als Glieder desselben Staatskorpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein anderes Gesetz verordnete, daß kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Art verfertigt worden und keine andere Thür, als die blaß mit Hulfe einer Säge gemacht worden sey. In ein so schlechtes Haus konnte sich Niemand einfallen lassen, kostbare Möbeln zu schaffen: Alles mußte sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan sey, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen, er mußte auch Bürger für diese Gesetze erschaffen. In den Gemuthern der Spartaner mußte er seiner Verfassung die Ewigkeit sichern; in diesen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigste Theil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloß er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfalle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte sie rauben, und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aeltesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Lebensmittel dazu

stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen — Eigenschaften, die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, eben so wichtig glaubte, als Leibesstärke und Muth. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig gewissenhaft Lykurgus in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankom, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den politischen Schaden anrichten konnten, den sie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthume ruhte, und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — besonders wenn der Staat ihn lenkte und Absichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder in sonst eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken, und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurgus, mache schöne Leute schöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der strengen Disciplin etwas nach, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß sie sich darauf, wie auf eine fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, so ließ der spartanische König das Castarische Lied anstimmen, die Soldaten ruckten in festgeschlossenen Reihen unter Flötengesang fort, und gingen freudig und unerschrocken, nach dem Klange der Musik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand, und daß die Gemüther, durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen, und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlandes abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien gewesen, welche sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen mochte. Man betrachtete sie als ein Geräthe, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen konnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verspottet. Um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustande öffentlich zur Schau aus. Man ließ sie schändliche Lieder singen, und lächerliche Tänze tanzen, die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlichern Absicht. Es war dem Staate darum zu thun, den Ruhm seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen, und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine gewisse Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tag war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Straßen und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man Kryptia oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. Wenigstens folgt sie ganz aus seinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sich auch die Anzahl dieser Heloten, daß sie anfingen, der Republik selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Emporungen entspannen. Der Senat faßte einen unmenschlichen Entschluß, den er durch die Nothwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des pelaponnesischen Kriegs zweitausend der tapfersten Heloten versammelt und, mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Prozession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. Soviel ist übrigens gewiß, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die spartanischen Sklaven die unglückseligsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Uebungen. Einem spartanischen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf diese Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staate lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran, und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwuchs mit dem innigsten Leben aller seiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müßigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der für's Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei

Chören nach dem Alter eingetheilt. Der Chor der Alten fing an zu singen: In der Vorzeit waren wir Helden. Der Chor der Männer antwortete: Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben! Der dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einst, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums ist sie unstreitig die vollendetste, die Mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Prinzipium gleicht, das ihr zum Grunde liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet. Alles schließt sich darin aneinander an, Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Bessere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen isolirt, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses Nationalinteresse, diesen Gemeingeist gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieses bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte, und ihnen alle andern Wege zuschloß, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, Alles, außer dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitzthümern fiel mit der Gelegenheit dinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwahrte er es vor Eindrücken, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, stand ihrer Verbindung mit andern griechischen Volkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegen stießen, desto fester mußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schooß des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln konnen; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schooße des Staats fand er Beschäftigung, Ergötzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel Statt finden konnte, wenn es darauf ankom, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: „Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind.“

Man muß also eingestehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter seyn kann, als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt, und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf sich selbst hatte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr großen Irrthums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres konnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster waren gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eigenen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel wornach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein Anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes: so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern, oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions-, wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend Etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare

Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Maßstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft seyn, wie wir den Lykurgischen Staat beurtheilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stoßt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein heroisches Zwittergeschöpf, daß die natürliche Empfindung verläugnet, um künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger Coriolanus in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu seyn. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefuhl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuch selbst wurde der gefährliche Grundsatz geprebigt, Menschen als Mittel, nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmäßig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widersprechender seyn, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als dieser? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat grünbete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe fest hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschritte hemmte.

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlaßigt; aller Handelsverkehr mit fremden Volkern verboten, alles Auswartige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanale gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschaft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besaßen, und zu bleiben, was sie waren, nicht Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu steigen. Unerbittliche Gesetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese lokale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, mußte man den Geist des Volks auf derjenigen Stelle fest halten, worauf er bei ihrer Grünbung gestanden.

Wir haben aber gesehen, daß Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats seyn soll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volkes stille stunde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man also zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es stehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat, und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Große und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir dies zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfohrnes Auge blendet — wir sehen nichts mehr, als einen schulerhaften unvollkommenen Versuch — das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muß er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste seyn, aber schatzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermesäulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines Vatikanischen Apolls erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfullung bringen, das er in seinem Gehirne noch

so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen, und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Gesetzgebung Solons in Athen fast durchaus das Widerspiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen neben einander zu stellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchste Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen, und aus diesem Zeitraum hat uns die Geschichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geist der Demokratie, der den Athenienfern schon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte sich am Schluß dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzuliebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehn Jahre einen neuen Beherrscher wählte, erneuerte das Volk den Akt seiner Souveränetät; es nahm alle zehn Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

Dreihundert Jahre hatte das athenienfische Volk einen lebenslänglichen Archont über sich geduldet, aber der zehnjährigen Archonten wurde es schon im siebenzigsten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieser Zeit hatte es siebenmal die Archontenwahl erneuert, es war also siebenmal an seine Souveränetät erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit lebhafter regen müssen, weit schneller entwickeln müssen, als in der ersten.

Der siebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieser Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehn Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig also war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach dessen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie schon sehr nahe kommt, so schwächte es diese Gewalt, indem es dieselbe unter neun Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieser neun Archonten hatten Vorzüge vor den sechs übrigen. Der erste Archon, Eponymus genannt, führte den Vorsitz bei der Versammlung; sein Name stand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Basileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienst zu besorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufsicht über den Gottesdienst ein wesentliches Stück der Königswürde gewesen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die sechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil sie die Konstitution zu bewahren, und die Gesetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde. Die Verfassung war also einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war, daß sie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechslung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung, zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer diese Würde bekleidete, und nicht so bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und diese Ungeduld führte sie zu gefährlichen Anschlägen. Beide also, sowohl die, welche schon Archonten gewesen, als die, welche sich sehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmste dabei war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer starken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrührerischen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und nervigene Bürger stürzten den Staat in Verwirrung und strebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbesserung der Gesetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen bestanden, übertragen ward. Drako hieß dieser gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen blos in dem finstern Spiegel seiner eignen Seele sah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit, ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf, und unbiegsam in seinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Gesetze zu vollziehen, aber sie zu geben, konnte man keine schlimmere Wahl treffen.

Es ist uns wenig von den Gesetzen des Drako übrig geblieben, aber dieses Wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle

Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schafs wie den Hochverrath und die Meuchelmörderei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes wurdig; für die großern weiß ich keine andere Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drakos Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekummert ſich nicht darum, die Quellen deſſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefuhle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch, weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeihen, ſo war es das athenienſiſche. Die Sklaven der Pharaonen, aber des Käpigs der Könige, würden ſich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen!

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidenen Titel unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine andern ſogleich da waren, ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſo viel, als wenn Athen gar kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äußerſt zu beklagen. Eine Klaſſe des Volks beſaß Alles, die andere hingegen gar nichts: die Reichen unterdückten und plünderten auf's Unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beiden. Die Noth zwang die ärmeren Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hulfe bei dieſen. Für die Summen, die ſie aufnahmen, mußten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und, wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereien ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren ſie dahin gebracht, ihre eigenen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchopft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtorte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entſtanden. Die eine, welcher die armen Burger beſonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, dieſen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drei Parteien auf gleiche Weiſe unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkonnten.

Glücklicher Weiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Charakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatten längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann war Solon, von königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeine Ahnherren. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthaten hatte er ſein Vermögen geſchwacht, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswartigen Volkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge ſehr gut zu Statten, moraliſche Wahrheiten und politiſche Regeln in dieſes gefallige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten ſeiner Jugend machten ihn um ſo nachſichtiger gegen die Menſchheit, und gaben ſeinen Geſetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das ſie von den Satzungen des Drako und Lykurgus ſo ſchön unterſcheidet. Er war ferner noch ein tapferer Heerführer geweſen, hatte der Republik den Beſitz der Inſel Salamine erworben, und noch andere wichtige Kriegsdienſte geleiſtet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politiſcher und kriegeriſcher Wirkſamkeit getrennt; der Weiſe war der beſte Staatsmann, der erfahrenſte Feldherr, der tapferſte Soldat; ſeine Weisheit floß in alle Geſchafte ſeines burgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erſchollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen ſehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er ſelbſt ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtſchaffener Mann war. Der verſtandige Theil der Athenienſer wünſchte ſich ihn zum Herrſcher, weil die Monarchie das ſicherſte Mittel ſchien, die Faktionen zu unterdrucken; ſeine Verwandten wünſchten dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Abſichten, um die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Solon verſchmahte dieſen Rath; „die Monarchie,“ ſagte er, „ſey ein ſchoner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.“

Er begnügte ſich, ſich zum Archon und Geſetzgeber ernennen zu laſſen, und übernahm dieſes große Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Burger.

Das Erſte, womit er ſein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, Seiſachtheia, oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben,

und zugleich verboten wurde, daß künftig keiner dem Andern auf seinen Leib etwas leihen durfte. Dieses Edikt war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchste Noth des Staats machte einen gewaltsamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Klasse des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieses wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerklasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was sie hatten: er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu seyn. Nichts desto weniger erntete er von den armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländervertheilung gerechnet, wovon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Gesetzgeber den Reichen eben so gut als den Armen Gerechtigkeit schuldig sey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig sey, weil sie sich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden gewesen ware.

Der Undank des Volks preßte dem Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. „Ehemals," sagte er, „rauschte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt schielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich." Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen seiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienste that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigenthum, den er vorher als Taglohner für seinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele in's Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlernen, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drako abschaffte, diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle athenienſischen Bürger mußten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schatzung wurden sie in vier Klassen oder Zunfte getheilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich fünfhundert Maß von trockenen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche dreihundert Maß Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo also immer zwei zusammentreten mußten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie deswegen die zweigespannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe besaßen, und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglohner und Künstler.

Die drei ersten Klassen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeschlossen; doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme, wie die übrigen; dadurch allein genossen sie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, Ekklesia genannt, wurden alle großen Angelegenheiten gebracht, und durch dieselbe entschieden; die Wahl der Obrigkeiten, die Besetzung der Aemter, wichtige Rechtshandel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solon'schen Gesetze mit einer gewissen Dunkelheit behaftet waren, so mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die Ekklesia appellirt werden, welche dann in letzter Instanz entschied, wie das Gesetz zu verstehen sey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreißigsten Jahre hatte Niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber sobald einer das erforderliche Alter hatte, so konnte er ungestraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts so sehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Wesen.

Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk souverain, und nicht bloß durch Repräsentanten herrschte es, sondern in eigener Person und durch sich selbst.

Bald aber zeigten sich nachtheilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu schnell mächtig geworden, um sich dieses Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenschaft mischte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Uebel zu begegnen, schuf Solon einen Senat, zu welchem, aus jeder der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieser Senat mußte sich vorher über die Punkte berathschlagen, welche der Ekklesia vorgelegt werden sollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, so traten die Redner auf, die Wahl desselben zu lenken. Diese Menschenklasse hatte sich in Athen sehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leicht beweglichen Sinn der Athenienser machte, der Republik eben so viel geschadet, als sie ihr hatte nutzen können, wenn sie von Privatabsichten rein, das wahre Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hatte. Alle Kunstgriffe der Beredsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und, verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Fessel angelegt. Sie herrschten durch Ueberredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger groß, weil sie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darein setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz, von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Pry-

tanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verschwender, Keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anstatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von vierhundert bis tausend gesetzt. Aber von diesen tausend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Funktion, und auch diese fünfhundert nie auf einmal. Fünfzig derselben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar so, daß in jeder Woche nur zehn im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn Jeder hatte eben so viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentschieden blieb, und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er nun erschuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Ansehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze, und befestigte, wie Plutarch sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erstern bestätigte Solon nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium stellten sich die, welche sich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtschlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingesetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorsetzlichen Todtschlags wegen angeklagt wurden, nachdem sie bereits eines unvorsetzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einst wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er zwar auch unversehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Kommission der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrate. Sie hatten nicht bloß Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den elf Männern; diesen Namen führte die Kommission, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter elf machten. Diese elf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder, man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Landern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist, verwiesen zu werden. Daß es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe, und, wenn sie ewig war, dieser letztern gleich setzte, ist ein schönes Selbstgefühl des athenienſischen Volks. Der Athenienser, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation der Güter verbunden; den Ostracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienste oder Glück zu einem größern Einfluß und Ansehen gelangt waren, als sich mit der republikaniſchen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man bisweilen, — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben; aber das Mittel, welches man erwahlte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte diese Art von Verbannung den Ostracismus, weil die Vota auf Scherben geschrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Ostracismus mußte seiner Natur nach meistens den verdienteſten Bürger treffen; er ehrte also mehr als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das Theuerſte war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geschrieben, und dies machte ihn ehrlos mit seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entscheiden, waren sechs Tribunale festgesetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Ekklesia offen stand. Jeder führte seine Sache selbst, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Wasseruhr bestimmte die Dauer von seiner und seines Anklagers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in vierundzwanzig Stunden entschieden seyn.

So viel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons; aber darauf allein schränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, daß sie ihre Menschen den Gesetzen zubildeten, die sie ihnen ertheilen, daß sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den gesellschaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menschen trennen, wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht

selten in direktem Widerspruche mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetze und Sitte in einer viel schönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unserigen ganz fehlt; mit unzerstörbaren Zügen war der Staat in die Seele der Bürger gegraben.

Indessen muß man auch hier in Anpreisung des Alterthums sehr behutsam seyn. Fast durchgängig kann man behaupten, daß die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, daß sie aber in den Mitteln fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Vorstellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsere Gesetzgeber Unrecht gethan haben, daß sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten, so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß sie moralische Pflichten mit dem Zwang der Gesetze einschärften. Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn sobald es dieses thut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern Solon zurückzukommen.

Ein Solon'sches Gesetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angethan betrachten, und nicht ruhen solle, bis sie an dem Beleidiger gerochen sey. Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen übrigen einzuflößen, und alle mit einander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, daß er so schön habe handeln müssen!

Ein anderes Gesetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufstand neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu thun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte seyn; aber er vergaß, daß oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren hätte würde.

Ein anderes Gesetz des Solon verbietet, von den Todten übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Bastard spricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnlichr Lust bezahlt gemacht; eben so sprach er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen, und sein Vermögen nach Willkür zu verschenken, denn Freunde, die man sich wählt, sind mehr werth als blaße Verwandte. Die Aussteuer schaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz Ehen stiftete. Nach ein schöner Zug von Sanftmuth in seinem Charakter ist, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge, Besatzungen Wächter der Stadt, Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſische Geist sich so sehr neigte, mäßigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Die Gesetze, verordnete er, sollten nur auf hundert Jahre gültig seyn — wie viel weiter sah er als Lykurgus. Er begriff, daß Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben, als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geisteskindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. Salon versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages sind viele derselben im römischen Gesetzbuche in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterin aller Verdienste.

Man hat dem Solon zum Vorwurf gemacht, daß er dem Volk zu große Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopags waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, tumultuarische und leidenschaftliche Entscheidungen und der Geist der Faktion, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber diese Uebel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Er fehlte darin sehr, daß er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden ließ, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der übelegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Bestechung abgehen konnte. Der Ostracismus, wobei sechstausend Stimmen zum Wenigsten erfordert wurden, läßt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlungen mag zugegangen seyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorge hatte, daß dem Bürger das Vaterland über Alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstande des athenienſischen Pöbels bekommen, und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu schließen. Alle großen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleineren aber haben Mühr, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst

auflösen sollten. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und ächten Staatskunst, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Burgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfullen.

Schon und trefflich war es von Solan, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur, und nie den Menschen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondeen den Staat dem Menschen dienen ließ. Seine Gesetze waren lare Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, daß sie ihn lenkten; die Gesetze des Lykurgus waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Muth sich wund rieb, die duech ihe drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle moglichen Bahnen schloß der athenienſische Gesetzgeber dem Fleiß seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. Lykurg befahl den Mußiggang durch Gesetze, Solan strafte ihn streng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Kunste, regten sich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wissens dort beardeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, — keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solan wie Lykurg, waren große Männer, beide waeen rechtschaffene Männer, aber wie verschieden haben sie gewirkt, weil sie von entgegengesetzten Prinzipien ausgingen. Um den athenienſischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, sehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus sieht man nichts als Tyrannei und ihr schreckliches Gegentheil, die Knechtschaft, die ihre Ketten schüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks ist der treuſte Abdruck seiner Gesetze, und also auch der sicherſte Richter ihres Werths oder Unwerths. Beschränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich sein Herz. Er war stolz und hachfahrend gegen seine Bundesgenossen, haet gegen seine Ueberwundenen, unmenschlich gegen seine Sklaven und knechtisch gegen seine Obern; in seinen Unterhandlungen war er ungewissenhaft und treulos, in seinen Entscheidungen despotisch, und seiner Größe, seiner Tugend selbst fehlte es an der gefalligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmuthig und sanft im Umgang, hoflich, aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefallig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Puß, aber dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kampfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gesalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen; Delikateſſe und Wohlanständigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums so weit getrieben als bei diesem; in einem Kriege mit dem maecdonischen Philipp hatten die Athenienſer einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlin war; die ubrigen alle wurden geoffnet, diesen einzigen schickten sie unerbeachen zurück. Der Athenienſer war grahmüthig im Glucke, und im Unglücke standhaft — dann kostete es ihn nichts, fur das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der mißhandelte Knecht durfte seinen Tyeannen verklagen. Selbst die Thiere erfuhren die Geoßmuth dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Lastthiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen, und auf ihr ganzes kunftiges Leben auf den besten Weiden umsanft zu ernahren. Eins dieser Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick ruhrte die Athenienſer so sehr, daß sie verordneten, dieses Thier auf Unkosten des Staats in's Künftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienſer nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerin seyn. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmuth, seiner Weisheit wegen bewundert haben, beflecte sich nicht selten mit dem schändlichſten Undank gegen seine größten Männer, mit Grausamkeit gegen seine uberwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verdorben, trotzig auf seine Freiheit, und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es seine Bundesgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ sich bei öffentlichen Berathschlagungen oft von einem leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weiſeſten Staatsmänner zu nichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenksam und weichmüthig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns Aristophanes seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause, und als Narren in den Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienſer oft seine Glucksgüter, sein Leben und nicht selten — seine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inschrift auf einer Saule, die sein Verdienst ankundigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten, als dem Perser alle Schätze des großen Königs. So sehr das athenienſische Volk seinen Undank übertrieb, so ausschweifend war es wieder in seiner Dankbarkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beschaftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmsucht des Athenienſers, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Manaech seinem geliebteſten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas Anderes, ein ganzes stolzes, zartempfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menschen zu gefallen. Der Athenienſer mußte in immerwahrender Bewegung seyn; unaufhörtich haschte sein Sinn nach neuen Ein-

drücken, neuen Genüssen. Dieser Sehnsucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum rettete ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Ursurpator gewonnen Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdientesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich neu zu seyn, und sein Verdienst zu verjüngen.

Der Abend von Solons Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hatte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, mochte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Aegypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Crösus in Lydien, und den zu Sais in Aegypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit Thales von Milet und mit Crösus erzählt wird, ist zu bekannt, um hier wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Manner, Megakles und Pisistratus, zu Anführern hatten. Megakles machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichthum, Pisistratus durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser Pisistratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäsar von Athen, erschien einstmals bleich, auf seinem Wagen ausgestreckt, vor der Volksversammlung, und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. So, sagte er, haben mich meine Feinde um euretwillen mißhandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schutzen. Alsbald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags, und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlog ging durch. Pisistratus erhielt eine Leibwache, und nicht sobald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und seine Anhänger entwichen aus der Stadt, und überließen sie dem Ursurpator. Solon, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt ouch der Einzige, der den Muth nicht verlor; so viel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war, so viel wandte er jetzt an, ihren sinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hause, legte seine Waffen vor seine Hausthür und rief: „Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Besten des Vaterlandes.“ Er dachte auf keine Flucht, sondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienser und die Gewissenlosigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fragten, was ihn so muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: “Mein Alter gibt mir diesen Muth.“ Er starb, und seine letzten Blicke sahen sein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Pisistratus war ein edler Mensch, und ehrte die Solon'schen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Ursurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, so gelind und still floß seine Regierung, und nicht er, sondern Solons Gesetze heerschten. Pisistratus eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater bedauret.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgesetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelte beide. Unter ihnen blühten schon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Ueber Volkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. *)

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trummern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und grösern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Herulen, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des elften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Volkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viele Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthatigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, konnen ein Auge, das die Gegenwart begränzt,

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem ersten Bande der ersten Abtheilung der von dem Verfasser herausgegebenen historischen Memoires vorgedruckt wurde.

nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher gingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefuhl aufzulosen. Sieht man ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Pramissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hatte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefugt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelost hatte, als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hatte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe in welche das alte Rom alle Volker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Aeußersten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thatigkeit, Manchfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Gluckstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annaherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den ruhendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, fur einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schonsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten hochstens vortreffliche Romer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schonsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die ubrige Welt außer Griechenland: und man weiß, daß er dieses bei seiner Gluckseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Romer woren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als römische Burger und romische Sklaven. Keiner von unsern Staaten hat ein romisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Romer bleiben wollte, kein Romer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurucknimmt, wir haben Menschenfreiheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Burgerrecht des Römers! — an Werth zunimmt, je großer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschutterung abdängig, auf dem festen Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar, und die Frage ist bloß diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, lauft sie lieber Gefahr, die Ordnung ungluecklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum dinhten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechischen Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer fuhren ihnen nur Pflanzevölker zu, nahren den siechen Körper, und konnen nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Romer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefahrlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der starkere Theil bleiben.

Die seythische Wüste offnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet. Stadte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Stadte nicht, die es in die Asche legte. Schoner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm wird sie bewohnen. Alle Kunste der Schonheit und der Pracht, der Uppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegrundet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Raderwerk einer geistreichen Ordnung wuhlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schatzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstorenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wuste Finsterniß breitet sich jetzt uber dieser weiten Brandstatte aus, und der elende matte Ueberrest ihrer Bewohner hat fur einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Volkergeschlecht besetzt ihn, schon sie Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Waldern zu einer erfrischenden

Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehrt. Unentrückt, als wär' er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Romer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Handen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen romischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstuhlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schuchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten waltz sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des gestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrscherbuhne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wüste in's Gedachtniß zu rufen. Hart stoßt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Starke kommt zuruck, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Kopfe verfinstert, hängt uber Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, starkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christenthums, und vergonnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem starkern Engel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Romer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das spatere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hatten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der uber das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchen andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut gesetzt, und die Wahrheit*) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst als hier erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkern Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Theuerste an das Edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über burgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickte man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Kopfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jahrige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verbluhen, und von der Fulle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklarung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen gluckachen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Fruhlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklarung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Gluck der Entdeckungen, welche Zeit und Zufalle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze bluhen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die spate Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß, und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch sonst mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich zu war gestritten.

nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es loste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sich das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen. *)

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind, sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsere Vater vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkamannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europaische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte; denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Volkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjahrigen Kriege ununterwunden kam — diese sind die Schopfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedurfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknupfen sich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Räthsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß gesponnen, die Decke hinwegzieht um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einformigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des elften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossenen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem vaterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Volkern sich an, freut sich am thrazischen Bospharus seiner Freiheit und seines Muths, errathet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit, und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafur gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein fluchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und, durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlagt der Kaufmann seine Brücke, und das wieder gefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel fluchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Walder nicht mehr, und andere Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebandigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeihen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Große hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschopfliche Rustkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Konige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Losspreckung von geheiligten Pflichten lost die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knupfen. Umsanft, daß sein ohnmachtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aber-

*) Freiheit und Kultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer hat sie in ihrem Werden zu vereinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verbrüderten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gerichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie auf dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur sich bei ihm vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch leere Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzt schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit reißendem Uebergange zur willkurlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hatte, wurde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft alle Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

glauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im elften Jahrhundert — ſeines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzuloſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch, und wie anders löſt das Schickſal ihn ernten? Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſohne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein geharniſcheres Herz bringt er zu den Füßen ſeiner Beherrſcher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheißen ward. Seine Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Welttheile mit, eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erloſers.

Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs.

Ein Fragment. *)

Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch zertheilt iſt, gibt im elften Jahrhundert einen ſehr einformigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerlei Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im Ganzen denſelben Stammcharakter trugen, und bei Beſitznehmung des Landes in einerlei Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merklich verſchiedenes Lokal anbieten müſſen, wenn ſich in der Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machte alle noch ſo verſchieden bewohnte, nach ſo verſchieden bebaute Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie Alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zuſtand mit demjenigen, worin ſie ſich vorher befunden, faſt außer aller Verbindung ſetzte. Wenn auch ſchon Klima, Beſchaffenheit des Bodens, Nachbarſchaft, geographiſche Lage einen merklichen Unterſchied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römiſcher Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildeten Araber in den ſüdweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben dieſem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derſelben ſeyn konnten, ſo waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langſam und zu ſchwach, um das feſte generiſche Gepräge, das alle dieſe Nationen in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, auszuloſchen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geſchichtsforſcher an den entlegenſten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfaſſung und der Sitten wahr, die ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzt, da ſie ſich mit der größten Unabhängigkeit und einem faſt gänzlichen Mangel an wechſelſeitiger Verbindung zuſammen findet. So viele Jahrhunderte auch über dieſen Völkern hinweggegangen ſind, ſo große Veränderungen auch durch ſo viele neue Logen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künſte, neue Gegenſtände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genuſſe des Lebens, im Innern ihres Zuſtands hätten bewirkt werden ſollen, und auch wirklich bewirkt wurden, ſo beſteht doch im Ganzen noch daſſelbe Staatsgerüſte, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt ſtehen ſie, wie in ihrem ſcythiſchen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüſtet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Diſtritten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf dieſen weitern politiſchen Schauplatz haben ſie ihr barbariſches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Chriſtenthums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter, und Freiſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Uebereinſtimmung von Innen, von Außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt, und nach ſchlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien in dem erſten Bande der hiſtoriſchen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers nicht fortgeſetzt.

Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geiſtlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipal-Städte und freie Burger ſollen erſt werden.

Um dieſe veranderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen, und ihrem Urſprung nachſpuren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das romiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freien Menſchen, die aus freiwilligem Entſchluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Furſten, der das Heer anführte. Es gab alſo bei gleicher Freiheit drei verſchiedene Ordnungen oder Stände; und nach dieſem Standeunterſchied, vielleicht auch nach der bewieſenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menſchenbeute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt ſeinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Perſonen ihrer Beſitzer, waren auch die Güter, und was einem zugeſprochen wurde, blieb ſein auf immer, mit völliger Unabhangigkeit. Es war der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt, der ihm ein Recht darauf gab, ſchon geleiſtet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beſchutzen, war der einzelne Mann eben ſo wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegeriſche Bund durfte alſo auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur anſaſſigen Nation, die bei eintretendem Nothfalle ſogleich, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls, kampffertig wieder da ſtand.

Von jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Auerüſtung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil ſie zu den kriegeriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte, und von wichtigen Vorzugen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten fur unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgonger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprunglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die betrachtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Landertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine großere Portion davon getragen hatte, als der Gemeine, der Heerfuhrer eine großere als alle Uebrige. Er hatte alſo mehr Einkunfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art außern. Sich von auserleſenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefurchtet zu ſehen, war das hochſte Ziel, woenach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prachtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte Mittel, Beides zu vergroßern. Jener Ueberfluß an Grundſtücken konnte daher auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man ſich kriegeriſche Gefahrten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Fuhrer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Hauptling und der Furſt entauſerten alſo gewiſſe Stucke Landes, und traten den Genuß derſelben an andere minder vermogende Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafur zu gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und bloß die Perſon des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieſe Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfanger ſie nicht mehr leiſten, ſo horte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren weſentliche Bedingungen ſie waren. Dieſe Ländervertheilung war alſo bedingt und veränderlich, ein wechſelſeitiges Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium), zum Unterſchied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, ſondern von Rechtswegen, ohne alle andere Beſchwerde als die Verpflichtung zur Herrſchaft, und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfanger dem Verleiher Treue (Fidem) dafur leiſten mußte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum beſaß; das Verhaltniß von Lehensherrn und Vaſallen wurde durch kein anderes Verhaltniß aufgehoben. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehn gehen. Auch verliehene Guter konnten weiter verliehen, und der Vaſall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von Vaſallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freigelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Chriſtenthum auch die chriſt-

liche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Volkern eingefuhrt worden, fanden die Bischofe, die Domstifter und Kloster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Guter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut, wie jeder Andere, mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze seyn sollten. Weil Alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil sie nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat, und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, konnte man also sagen, waren Allodien in Rucksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung, und genoß sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegerische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz in's Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig seyn konnte, so mußte er sich vervielfaltigen, d. i. er mußte in den verschiedenen Distrikten durch Bevollmächtigte sich repräsentiren lassen, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen dorin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen oder kleinere Distrikte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefalle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergleichen mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andere abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstucke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefalle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Distritte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vogte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Konige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischofe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unteelossen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebuhre. Kein Wunder, wenn auch die Papste sich nachher einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhaltniß der Konige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche loien.

Die Herzoge, Maekgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben, und sich, im Falle der Widersetzung, mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen, diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermogenden Freien verschlossen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug in's Feld stellen konnten, um sich aus eigenen Kraften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Landern nothig, wo ein machtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nothiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen, und Strafiosigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Raubereien vorzuglich ausgesetzt war, ihre Schirmvogte und Vasallen unter den machtigen Baronen aufsuchte. Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Unterfassen; das Erste gab ihnen Abhangigkeit, indem Letzteres den Geist der Willkue bei ihnen nahrte. Auf ihren Gütern waren sie unumschrankte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein so widersprechendes Verhältniß konnte nicht lange Bestand haben. Der machtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumschrankt zu seyn, und jenes, wie dieses, seinem Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen Allodien schopfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er

in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freiherren dem niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl die Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zuflossen; und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefahrlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehensherrschaft gönnte, und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen insofern in Einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehensweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch Statt fand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine außerordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältniß des Souverains zu seinem Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkür zu vergeben, so wurde der niedrige Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehnsherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn auch dem Vater im Lehen folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. *)

Der heftige Streit des Kaiserthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papst Kalixtus II. einging, schien der Zunder erstickt zu seyn, der ihn wieder herstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sey der zusammenhängenden Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate ein abgesondertes, wo nicht gar feindseliges System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischofe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den außerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof, vor seiner Einweihung vermittelst des Scepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit dem weltlichen Theil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischoflichen Amtes, durfte die unkeusche blutbeschuldete Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 3ten Bande der historischen Memoiren (1ste Ausgabe) findet sich diese Abhandlung, aber unbeendigt. Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfassers

Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der romische Kaiserthron; gegen diesen zielte die ausstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebot standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpste durchaus unvereindar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmahten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Koiserthron von seinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erorterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen weeth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluß hatte, und daß sie alsdann vorzüglich seiner Hülfe bedurften, wenn sie durch Wohl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehn Wahlfürsten, welche jetzt zum ersten Male einen engern Ausschuß unter den Reichsständen bilden, und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Oesterreich, und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtsame Aeußerung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, daß er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein Recht auf den Kaiserthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan; ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksomkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen, und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das; die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neuaufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit auf's Neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Gedurt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erdrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine personliche Rache versteckte. Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt, und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Beifallgeschrei in die Versammlung getragen. Die mehrsten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Baiern, dem Schwager Friedrichs und seinen Bischöfen gut geheißen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben so wohldenkender als tapferer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte; Lothar hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er

den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Baiern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten, und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrucken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Baiern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grunde zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenstaufischen Bruder, Enkel Kaiser Heinrichs IV. und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Geschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geachteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zusprach. Da die Hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie für Störer des öffentlichen Friedens, und ließ einen Reichskrieg gegen sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzundete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nüenberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ sich bereden, den deutschen Konigstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand offnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toskana erkannte ihn der ganze dort mächtige Adel als Konig. Aber Mailands gunstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat, und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde eben so schnell von ihm wieder verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte auch Lothar die Stadt Speier belagert, und so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Burger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Baiern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Fußen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad zu Mühlhausen; beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemuther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürsten der romischen Kirche, der sich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päoste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seite des Letztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Fußen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser Lotbar ward ohne Mühe uberzeugt, daß der heilige Geist bei der Wahl des Innocentius den Vorsitz gefuhrt habe. Eine personliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war Anaklet, der Gegenpapst, machtig, Volk und Adel gefaßt, sich auf's Hartnäckigste zu vertheidigen. Jeder Pallast, jede Kirche war Festung, jede Straße ein Schlachtfeld, Alles Waffe, was das Ungefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lotbars schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermeßlichen Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkronung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar

beisammen hatte, ihn verzogen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, daß es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte: als der Beschützer, nicht als ein Fledender, forderte er eine Ceremonie, welche dieser Papst ohne seinen starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts desto weniger behauptete Innocentius den ganzen Papstsinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem romischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Kalixtus II., um nicht auf's Neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des romischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der Mathildischen Güter auf dem Wege der Belehnung, ließ ihn dem romischen Stuhl einen formlichen Lehenseid daruber schworen, und sorgte dafür, daß diese Vasallenhandlung durch ein Gemalde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war.

Es war nicht der römische Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrschergroße Rom's in's Gedachtniß brachten, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer romischen Prälatenversammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde hatte er diesen romischen Geist nicht verlaugnet. Schon zu Luttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fuhlte, und eine zweite noch großere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hulflose Zustand des Papstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof zu Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung erhielt, dem ausdrucklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothars Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besaß, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den romischen Hof beseelte, und die unerschutterliche Festigkeit der Grundsatze, die jeder Papst, mit Hintansetzung aller personlichen Verhältnisse, befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsatzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele besaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit seyn mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Wurde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius auf's Neue seinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterstützte und durch seine reißenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts auf's Genaueste verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freisingen auf die normannischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemaß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zurückzugehen, und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert auf's Neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heut zu Tage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich neue Barbarenschwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. So lange zwar der Herrschergeist Karls des Großen das fränkische Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohte. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den adriatischen Korsaren im Süden und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloß, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich

einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Bewohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gespieen, standen sie da, und eben so schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahnungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichthum im inneren Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft Karls des Großen entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold, und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs auf's Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rauen bemächtigt und, entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem sich Frankreich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum Brautschatz das ganze Küstenland andieten, welches den normännischen Verheerungen am meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Korsaren zusammen, und überließ den Gewissensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu seyn; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichformigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmählig der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Gesetzen und ein barbarischer Eroberer mußte es seyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vasallen widerstehen, und ihre Volker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südwärts, unterwarfen das untere Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Groß-Griechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten, Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in muthwilliger Freiheit sich drüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu druten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkte des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Baden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittel-Italien durch Longobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Longobarden verbreitet, und arabische Korsaren mit dem Schwerte in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem longobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein Dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klasters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Theile Italiens geltend gemacht und einen großen Distrikt desselben als Sieger durchzo-

gen. Gegen Otto den Zweiten schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr auf's Neue unter griechische Hoheit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Saracenen in diesem Landstrich nach inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien herüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß Jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere longobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich eine wahre Souverainetät in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherren, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs dielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshaß, Raudsucht Vergrößerungsbegierde, durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Säemann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehnten und elften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabischem Scepter einer ruhigern Knechtschaft genoß. Der Geist der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normännische Pilger, fünfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jernsalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel an's Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte, und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegsgeist ward bei dem kriegerischen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu seyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man errath leicht, daß die unverhaffte Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Saracenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet, und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit werth, und befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegerische Jugend. Das untere Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Narmännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute, waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in neuen Wahnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe nicht so leicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie sochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normärner trotzten die longobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Normänner stellten die Griechen selbst den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigenthum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt Aversa bauten — ihre erste beste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normänuischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der eiserne Arm, Humfred und Dragon beurlauben sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu versuchen. Der griechische Statthalter von Apulien beschließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeie der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu theilen. Ein saraeenisches Heer wird geschlagen, nnd sein Anführer fallt unter dem eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvoe siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierdundert Normännern erobert. Mie barbarischer Redlichkeit theilt man sich in den unverhofften Raud. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der jüngste von diesen, Ro-

bert Guisrard (der Verschlagene) war herangewachsen, und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zwei andern Brüdern machte er sich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Gern erlaubten die deutschen Kaiser, Heinrich II. und III., diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhaßtesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sehen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Normanner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papst Leo IX. erst kürzlich von Kaiser Heinrich III. zum Geschenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegerischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo IX. bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischofen in eigener Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normanner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehreren mißlungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normanner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die römische Große Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guisrard zu Stande kam, bestätigte Papst Nikolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als päpstliches Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberstee Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normanner mit dem Geschenk dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Großmuth zu beweisen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen, oder, wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normanner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache, kaum fühlbare Anhänglichkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich druckendern Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Sarazenen und Griechen, aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegierde der normannischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, setzten die Sohne Tancreds, Guisrard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normannischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siziliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guisrard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Furcht setzen, noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen furchterliche Wirkungen einen heldenmuthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nahe desto wichtiger. Um Kaiser und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald darauf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg, von Romern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normannischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstorte, folgt eben dieser Papst seinen Erretern nach Neapel und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, Robert Guisrard, der sich in Italien und Sizilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Traumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers furchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalonia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn Bohemund, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand, und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kal-

ten Vergrößerungsbegierde listig dienen ließ, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstenthum errang, und allein von dem frommen Wahnsinne frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessin Anna Komnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war, aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugniß reicht also nicht hin, diese Manner zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Konstantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimath auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Konigreich zusammenrauben, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in seinen calabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Roberts Tode verlasch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben so gutthätig und mild, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen, und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß desselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sicilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sicilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichsten Staaten, Apulien und Calabrien, seiner Grafschaft Sicilien einverleibte, und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen; dazu war weiter nichts nothig, als sein eigner Entschluß und eine hinlangliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemaßten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte Rogers Absichten. Er verpflichtete sich dem Papst Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte, und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte, zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelte sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thatigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geschickt, und geholfen hatte, die griechischen Staaten gegen diese Eroberer zu vertheidigen, waffneten sich aufs Neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Busen streitig zu machen drohte. Roger hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldsumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Kalojohannes hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konstantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutschen Reichs zu erwecken. Papst Innocentius, an kriegerischer Macht zwar der schwächste unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarsten durch die Geschäftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete den Kaiser Lothar, daß das normännische Reich im untern Italien und die Anmaßung der sicilianischen Konig-würde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Lander unverträglich seyen, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marsch über die Alpen zu thun, und gegen König Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mai-

land ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkalischen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Baiern in das Toskanische drang, die andere unter dem persönlichen Kommando des Kaisers, längs der adriatischen Seeküste, gerades Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die normännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang Lothars. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und, von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Konige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von Tancreds Geschlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerna erobert, so nimmt Innocentius diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war, einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung, als das Zeichen der obersten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiser Lothar streitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiser und Papst, bei dem Belehnungsakte dieses Herzogs berechtigt seyn sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen Rager, oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame thatige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluß des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederschlagende Nachricht hören, daß Salerno sich an den Feind ergeben, daß Capua erobert, und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sey. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutschen Korps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen Rager seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der normännische Papst, Anaklet gestorben, und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte, und seinen Beschützer Rager abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beispiel des Leo, in Person gegen den sicilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er mußte, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. Rogrr aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nothiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Konigreich Sicilien; seine beiden Sohne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mußten dem Papst den Vasallen-Eid leisten, und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Ueber die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Ragern bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. Rager küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhutte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich nach bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen thun kannte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Baiern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemuhte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft, und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Konrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht, und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem Allen kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die Welfische Familie, welcher Heinrich von Baiern angehörte, unter der vorigen Regierung erhaben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden; und das Hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen.

Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und baierischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem Hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu Stande (1137). Herzog Konrad ward erwählt, und empfing auch sogleich in Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Konrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel gethon hatte. Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfischen Hauses, und der Umstand, daß sich der Papst für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Baiern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstande aus.

Konrad sah ein, daß er dabei noch nicht stille stehen konne. Die Macht des Welfischen Hauses war so hoch gestiegen, daß es eben so gefährliche Folgen fur die Ruhe des Reichs haben mußte, dieses machtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht, konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder heruntersetzen, und dieser Plan wurde von Konrad III. mit Standhoftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die dos Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhondlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftage zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogthümer, Sachsen und Baiern, abgesprochen.

Diese raschen Urtheile wurden von eben so frischer That begleitet. Baiern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Oesterreich; Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albert der Bär genannt, übergeben. Baiern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und wider Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiser selbse, der gegen idn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Baiern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief, und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutschland verloschte. Baiern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oesterreich, Heinrich, der sich im Besitz dieses Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Witwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befestigen glaubte. Dem Sohne des Verstorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrich des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachsen zurückgegeben. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten, und noch gefährlicher zu stören drohten, — um in einem thorichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortsetzung dieser Abhandlung hat im vierten Bande der historischen Memoires (erste Abtheilung) Herr Geheimer Legationsrath von Woltmann geliefert, welcher im Jahre 1795, als damaliger Professor in Jena, sich mit Schillern zur Herausgabe der ersten Abtheilung dieser Memoires verband.

Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung historischer Memoires. II. Abtheilung 1, 2, 3, 4, 5. und 6. Band.)

—Die Regierungen Karls VIII, Ludwigs XII. und Franz I. hatten fur Frankreich eine glanzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine bessere Taktik unterstützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Konigreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermachtiger Großen fugte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Konigreichs zum ersten Male offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Kunste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehemals Griechenlands Kunst seine romischen Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald

fanden sie den Weg über die savoyschen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Kultur erschien; schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen, und gebietrn diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je, stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer, zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luthern und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbarr Kabale, und auf den Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwacht pfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen.

Wenn sie in diesem Königreich jetzt darniederliegt, und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Muthlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlassenen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige Gährung erhielt das Schicksal dieses Königreichs in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Censuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei Einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Ersten kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feurrs und des Schwerts griff; es that keine bessere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist anfteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglaubrn und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbesserer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche, Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegen setzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftsteller die gefährlichsten Blößrn, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satire diese letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriftrn dieser Art überschwemmt, in welchen mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter blosgestellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hattr die verbesserte Religion den geistreichrn Theil des Publikums gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vortheil der großern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz I., sich eine Beschützerin zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstin, welche, selbst große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Zirkel herrschte, konnte nicht anders als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht, manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesen schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eigenen protestantischen

Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des schmalkaldischen Bundes gegen Karl V., seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubte er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtschreiber de Thou, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung. Zweiundzwanzig Dörfer legte man in Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen, und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von Oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet, und das blühende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den diese eben so unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, besonders, seitdem in Genf Kalvin mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war, und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmäßige Gestalt gegeben, und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der strengern und einfachern Religion des französischen Apostels bei seinen Landsleuten Luthern selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und lästigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr sie es der lutherischen Entfernung vom Papstthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Kalvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden wie bisher, sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen, und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot in großen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüther zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großern Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Kalvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn in's Gesicht, daß er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker, und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewaltthätigen Maßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktirte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Muth der Partei auf Einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort funf Glieder dieses Gerichtshofes, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen schleunig den Prozeß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch versprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger, unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden, und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich in's Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ seine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hause von Medicis in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, Franz, kaum das sechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und so mußte sich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es

ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfes, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche sich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmoreney, Minister und Günstling des verstorbenen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindlich machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Muth den Wankelmuth seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglucks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen, und an der Spitze der Armeen gewohnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Hoflings, welche durch Nachgeben siegt, und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmannischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, schienen den Connetabler zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen, und jeden fremden Anspruch im Voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen seyn konnte. Montmoreney's äußere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen und schwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des Lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln, und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich ehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und an seinem Muth war das Glück Karls V. gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht, und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in Aller Munde, seine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden, und die Gewandtheit des Hoflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anstand und offener gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüther sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu seyn, den Neid mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniß geschreckt, von keiner Verachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel fruchtlos entgegenging, und gleichgültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben so mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit, als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert bewaffnete, und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, theilte sich dieses unwiderstehliche Bruderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer die Königin Mutter Katharina für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verstandes über das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein verborgener in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheut. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft zu fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindschaft zu tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefahrliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable Alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwagen konnte. Kaum war Heinrich todt, so wurden

alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigten. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Kommando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. Montmoreney erhielt eine frostige Weisung, sich auf seine Güter zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Maßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu berathen. Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen wurden mit freigebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrangten, machte allgemein die Gemüther schwürig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verdientesten Offiziere der Armee befanden, belästigte den Kardinal. Um sich ihrer auf Einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß Jeder, wes Standes er auch sey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens, innerhalb vierundzwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht, und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortschritten, welche der Kalvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung sowohl als aus Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hülfe zu stützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Kalvinisten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangenen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längst im Stillen begünstigte.

Der Prozeß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Kalvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglückvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubens-Interesse und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauischen Kalvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Kalvinisten, auf's Aeußerste brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Furcht sich wechselseitig mitzutheilen, ihre verschiedenen Beschwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an sah der Kalvinist in den Lothringern nur die Unterdrücker seines Glaubens, und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholik in eben diesen Lothringern nur die Beschützer seiner Kirche, und in Jedem, der gegen sie aufstand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den

Privatstreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalvinisten stellten sich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geschichte verherrlicht. Ungern genug riß sich der wollüstige Prinz von Condé aus dem Schooß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Uebermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wollust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatz zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth; der zweite, Franz von Andelot, durch seinen Degen; der dritte, Kardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé, an der Grenze der Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen, und sich zugleich dieser letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Person des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kraftigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathsam hielt, für jetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegener, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thatigkeit, seine Verbindungen im Staat, und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Kalvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen, und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hinderniß erhob, konnte sich, von ihm aus, allen Mitgliedern der Verschwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden auf's Beste getroffen, und alle möglichen Zufalle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ungefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer derselben, hieß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im Jahr 1560 seine Edelleute. Aehnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Geusen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung, und suchte die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte seyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdientesten und Edelsten, von des Königs Person und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," schloß der Redner mit dem heftigsten Uebergang, „so schwöre ich, so betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklarung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschließungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit, welche

Digitized by Google

sich zwischen dem Betragen dieser Verschworenen zu Nantes und dem Verfahren der Konfoderirten in Brüssel entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eines seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man aus einander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nöthige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollstreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte sich dem Kapitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marschiren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe, und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstrich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverschworenen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimniß bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis an die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs Heftigste gegen die Minister zu reden, und die Sache der Reformirten auf's Lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformirten, mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Nothmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschworenen anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Anführer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden, und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolke sich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von Außen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Theilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen, und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder todt, versichern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verrätherischer Weise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunig Soldaten werben, und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboise begriffen sey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt, und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen langte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Bruder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher, und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschaffen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: „Haupt der Rebellen," am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich Viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen, und brachte sie so weit, das königliche Wort zu wider-

rufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl sich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Prozeduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm, und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von Allen und der sichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend, und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen konnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edlen Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtseyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte," schloß er, „sollte Jemand verwegen genug seyn, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiemit dem Vorrechte meines Ranges, und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu beweisen, daß er lügt." „Und ich," nahm Franz von Guise das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein so schwarzer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampfe zu sekondiren." Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschworungen geendet, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfalschen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen gewesen sey, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegentheil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzusturzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahin geopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Antheil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüther erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sey, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Kalvinisten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigstens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Berathschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfullte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünsche der Guisen, weil das Mistrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächstem in der Stadt Orleans eroffnet werden sollte.

Jeder Theil, voll Mistrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel setzen konnen. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Kalvinisten in Bewegung, und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen, und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt, und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausfuhrung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei

zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen, oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Edel ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge in die Versammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen, und, unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getose von Bewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst, und ließen einen finstern Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeitlang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hatten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spat; denn ein Observationskorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die trotzige Miene der Minister und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finsterer Ernst malte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezuchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschenden Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Kommission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicher Weise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über seinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Adrede gemäß, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben ihnen das Zeichen dazu gabe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beisein vollstrecken zu lassen.

Entschlossener gingen die Guisen gegen Condé zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig, und erweckte den Muth seiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängniß. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert und von lauernden, feindseligen Wachtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen gethan wurden. „Kein Vergleich, erwiederte er, „als mit der Degenspitze.“ Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopfe zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen und bei so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, daß man Anstand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze Regierung so stürmisch machten, und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königin, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Oheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von seinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügnerische Gewebe zu durchreißen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmüthigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz sagte ihm, daß dieser Ausbruch des Unwillens nimmer-

mehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemands Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen," fragte er seine Oheime voll Erstaunen, „daß es so sehr gegen mich wüthet? Ich will seine Beschwerden vernehmen, und ihm Recht verschaffen. — Mir däucht," fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß Ihr dabei gemeint seyd. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt." Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Bluthad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann diese finstere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüstes, ein anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander in Aufruhr begriffen, und ein Theil derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von ferne schon das hahle Donnern eines burgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu seiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes; im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lacherlicher Mystik und von Freigeisterei, von Rahheit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in furchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen selbst mordgewahnte Hände, truggewahnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavellischen Künsten aufgesäugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen! Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze furchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls IX., um uber ein Menschenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erstgebornen und Karls IX. zartes Alter führten die Konigin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Beistands der Konigin wider Montmoreney und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung nufopferte, aber alle ihre Thatigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Konigen, mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Großen nur Beeschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Baurdan beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfahig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen, ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partei hingegeben, errathete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Bos und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stalz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennutzes stand jede andere Leidenschaft, und selbst die Rachsucht, wenn das Interesse es forderte, mußte schweigen. Ein furchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheusale der Geschichte, welche ein plumper Pinsel in's Ungeheuer malt.

Aber indem ihr alle sittlichen Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweihte alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestat und königlicher Anstand sprach aus ihr; glanzend und geschmackvoll war Alles, was sie anordnete; hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles, was sich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprachs, von ihrer zuvorkommenden Gute bezaubert. Nie war der franzosische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem Katharina Konigin dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf franzosischen Boden, und ein frohlicher Leichtsinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des burgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihe, jedes andere Verdinst

als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen sich gefahrliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbare Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem offentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, das sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog, und mit ihren Grundsatzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, wahrend der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentschaft; aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Staade waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Faktionen; keine konigliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten, und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nur das Werk ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengesetztesten Maßregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beistand der ganzen katholischen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollstrecken zu lassen, und mit diesem einzigen Streiche das Bourbon'sche Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden, und sich dadurch der Unterwürfigkeit seiner ganzen Partei zu versichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Ansprüche der Königin auf die Regentschaft anzufechten. Das nachtheilige Verhaltniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wohl gethan hatten, nach diesem Ziele zu streben; deswegen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch Zweifel, die sie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nahern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte Katharinens schlossen beide Parteien einander gegenseitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu konnen.

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewahltes Mittel zwischen beiden den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Condé der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bei dem König von Navarra geltend, und versicherte die lothringischen Prinzen ihres machtigsten Beistands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thatlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemands Widerspruch und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbons das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefangniß, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der hochsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer machtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so sehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dieses zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmoreney, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmoreney just der Mann, der zwischen die Regentin und ihre Minister in die Mitte treten, ihre Aussohnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte uberall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König," sagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und her wandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand kussend, auf die er Thranen fallen ließ. „Lassen Sie sich von den gegenwartigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er insofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte, und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königin

Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, sobald jene Absicht ereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepränge einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs auf's Neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehens erschien der Prinz von Conde wieder am Hof um über seine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und Alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrschende Partei die Regentin nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, sobald sie jene durch die bourbon'sche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Forderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André, ein Günstling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrichs auf's Beste zu Nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmarency befleckte, und wodurch er der hinterlistigen Intrigue der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie doppelte Triebfedern des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Kalvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, jemehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Kalvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständniß mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eigenen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehen, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte offentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich auf's Engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhub sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervor zu bringen, Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen und die Reformirten an die Bourbons fesselte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, der Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt, wie in mehrern Provinzen, waren schon Vorläufer desselben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts desto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch für's Erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging.

Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen Condé und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich in's Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie in Beisein des Königs eröffnet. „Erzählt uns," sagte dieser zum Herzog von Guise, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist?" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf den verstorbenen König walzte. — „Wer es auch sey, der mir diese Beschimpfung zufügte," antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen." — „Ich auch," erwiederte der Herzog; „aber mich trifft das nicht."

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontaise und das Colloquium zu Passy zu Stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontaise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen, und auf den Mai dieses Jahrs 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (Don gratuit) entschloß, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben so vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im Jahr 1542 nach Trient zusammen berufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahre 1552 auseinander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaß des Elends, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und dem Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des Letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde schreibt man es vorzüglich zu, daß sich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, fallten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Kardinäle, vierzig Bischofe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude D. Espensa durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhob sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder, und sprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischofe auf, umringten den König, und riefen: „Sire, das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! Diese sind wir bereit, mit unserm Blute zu versiegeln."

In den darauf folgenden Sitzungen von denen man aber rathsam gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Erwägung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefecht, wobei man sich mehr der Schlingen und der Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Aus-

ſchuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der romiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für daſſelbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſteten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch ſeine Galanterien und ſeine kriegeriſche Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbſtſtändigkeit, wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwei furchtbarn Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine verzagte Politik von einer Partei zur andern, ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein Charakter zwiſchen Laſter und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogener Hoffnung ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Argliſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpſtliche Ränke unterſtützt, hatte dem Hauſe Navarra einen beträchtlichen Theil dieſes Königreichs entriſſen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, dieſen Raub ſeiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem ſo mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu ſetzen. Bald ſchmeichelte er ſich, der Billigkeit und Großmuth ſeines Gegners durch Geſchmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht deſſelben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn dieſe Hoffnung ihn betrog nahm er zu Frankreich ſeine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieſer Macht in den Beſitz ſeines Eigenthums wieder eingeſetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuſcht, widmete er ſich im Unmuth ſeines Herzens der proteſtantiſchen Sache, die er kein Bedenken trug, zu verlaſſen, ſobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derſelbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen ſey. Sklave ſeiner eigennützigen furchtſamen Staatskunſt, in ſeinen Entſchluſſen, wie in ſeinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte ſich, mit ſeinem Blute ſelbſt, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verſprützte.

Auf dieſen Fürſten richteten jetzt die Guiſen ihr Augenmerk, um durch ſeinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verſtärken; aber das Verſprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuſchten Fürſten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen desfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Abſicht ihrer Urheber auf's Vollkommenſte erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeſchlagen war, den mißtrauiſchen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwitweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Ausſicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Erſatz für das entriſſene Navarra die Inſel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um ſein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigſten Schilderungen von den Vorzügen dieſes Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht ſehr entfernten Ausſichten auf den franzöſiſchen Thron, wenn der regierende Stamm in den ſchwachlichen Söhnen Heinrichs II. erloſchen ſollte; eine Ausſicht, die er ſich durch ſein längeres Beharren auf proteſtantiſcher Seite unausbleiblich verſchließen würde. Endlich reizte man ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung ſo großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erſte Rolle bei einer Partei zu ſpielen, die der Geiſt des Prinzen von Condé unumſchränkt leite. So nachdrücklichen Vorſtellungen konnte das ſchwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerſtehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu ſeyn, überließ er ſich unbedingt der katholiſchen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er ſich an dem Herzog von Guiſe einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er ſich ſchon im Voraus ein paradieſiſches Leben träumte, umgaukelten ſeine Einbildungskraft, und blind warf er ſich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina ſelbſt wurde von ihm verlaſſen, um ſich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei ſah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger ſchadete.

Zwiſchen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben ſo bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigſten Haſſe zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo ſie die mächtigere war, die andere, und die beiderſeitigen Oberhäupter ſahen, ohne ſich ſelbſt einzumiſchen, dieſem Schauſpiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeiſt dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Verſammlungen unterſagte, ſo kehrte man ſich dennoch nirgends daran, wo man ſich ſtark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris ſowohl als in den Provinzſtädten wurden, dieſes Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Verſuche, ſie zu ſtören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte dieſen Zuſtand der Anarchie mit Furcht, indem ſie vorausſah, daß durch dieſen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem großern geſchliffen würden. Es war daher dem ſtaatsklugen und duldſamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmſten Rathgeber, nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Anſehn der geſetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertraut machte, und durch die Beſtrebungen der katholiſchen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeiſt zwiſchen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlaſſung dieſes weiſen Patrioten ließ die Regentin einen Ausſchuß von allen Parlamenten ſich in St. Ger-

main versammeln, welcher berathschlagen sollte: „was in Absicht der Reformirten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sey?“ — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformirten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten seyn, den Katholischen alle denselben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage, und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registrirt, und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit eben so viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet, und für's Erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Grossen heilsame Fesseln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamsten Entschießungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jenner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer Conde und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmoreney, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müssig, beobachteten sich die Anführer wechselseitig unter einander, und schienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruche ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwiedern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was Beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lotheringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformirten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Zurückkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälliger Weise die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbeigeeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts nach Alters, was ihnen vorkommt erwürgen, und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die gröbsten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über diese Gewaltthatigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Moneeaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu seyn, und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umsonst suchte Conde, der sich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf seine Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmuthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte sich zurückziehen, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog, und mit den Chatillons sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung der Person des Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der

Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folge auch dieſer Schritt haben mochte, auf's Dringendſte aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigen ſich dieſe des Königs, und der Mutter wird freigeſtellt, ihn zu begleiten, oder ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch, und unwillkürlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der Katholiken die Loſung gibt, ſich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen, und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmoreney, war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren ſey. Dieſer erſte Fehlſtreich ſchlug jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind," ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchwaten, oder wir ſinken unter." Er flog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit der Parteihaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten wurden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweiſen, und alle getreuen Unterthanen verſammeln. Er ſelbſt, der minderjährige Monarch, mußte in ſeinem Staatsrath erklären, daß er frei ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edikt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreite des Betruges verläugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen welche ſie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen, Alles, was reformirt ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bei dieſen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchafften dem Prinzen von Condé nur deſto mehr Zeit, ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchießen, und der Religionseifer dieſer Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden auf's Fleißigſte betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Akte ward aufgeſetzt, die ganz zerſtreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieſer Konföderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehn und ſelbſt die Perſon des Königs gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslaſterungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. dgl. nach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war, als der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung, und verſprach ihm Gut und Blut und den ſtrengſten Gehorſam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung auf's Ganze, mehr Zuſammenhang; jetzt erſt wurde die Partei zu einem organiſchen Körper, den ein denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und Reformirte ſchon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander verſucht; einzelne Edelleute hatten in verſchiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber dieſe einzelnen Operationen, ſo viele Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage

den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Fahrern zu schlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich scheußlich wieder zu finden. Unterdessen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guisen, zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlandes zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg zur Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy zwischen Chateaudun und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint-André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich so viel von diesen erhalten, daß sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé, durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung Alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb zur Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Krieges etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen sich selbst trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundvesten des Staats erschüttert. Dreimal schreckliches Loos, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteihaß gattet, und die Fackel des Bürgerkriegs sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieses Krieges, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstere Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen, und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Schwärmergeist der Kalvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus al-

lein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Krieges bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und befliſſen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schrecklichste Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde thierische Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariser Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach, und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen; denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Umsonst hatte Katharina von Medicis alle Künste ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluß des Conseils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Kalvinisten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrath verzehrt, und außer Stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah, und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heim rief, seinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese so große Thaten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand den Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miethtruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen, und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigenen Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nun in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre de Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, besetzt halten sollte. So löschte ein wüthender Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den französischen Protestanten aus, und der

verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmstrn Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die, von schwärmerischen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten drr Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Walle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen, und die Halsstarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischrr Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra welcher auf rine vor dieser Stadt empfangene Wundr erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwurdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Stadte unter seiner Botmäßigkeit sah, den nahen Untrrgang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hülfs-Truppen, mit denen sich sein Odrister Andelot, nach überstandenen unsäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, auf's Neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen rin bedeutendes Heer ausmachtrn, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen, und diesr Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens ware diesmal entweder Paris erobert, oder wenigstens ein vortheilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewohnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln, und durch Vorspiegelung günstiger Traktate Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach, das Edikt des Januers, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestatigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souveroinen Gerichtshöfe ihre Sitzung hatten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Lange gezogen, und Katharina erhielt die erwünschte Frist, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktate geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Koafoderirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in Kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber unweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt, und zu einem entscheidenden Treffen genöthigt. Bestürzt und unschlussig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, staunten beide Heere einander an, rhe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verspritzt werden sollte, schirn jeden einzelnrn Kämpfer mit fluchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber douerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Zwietrache übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wüthenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, und gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossrnheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé und unter den Königlichrn der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marschall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn verfetzt war, so mußte ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünsche zu befordern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen, und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen, und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichtrn, und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengesetzten Maßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg, und rückte vor die Stadt Orlrans, um durch Ueberwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Muth derselben zwar erschuttern, aber nicht ganz niederdrugen konnen. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschopflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armer in Kurzem unter seinen Fahnen versammelt, und ihr, was noch mehr war, in seiner Prrson einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dirser Provinz durch kleinr Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort die Stadt Orleans zu ängstigrn, und durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen. Andelot hattr sich mit dem Kern der Armer und den versuchtestrn Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangrne Connetable in

Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehafften Lorbeeren fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Größe. Ein Meuchelmörder, Jahann Poltrot de Mere, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die kalvinische Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch sich auch die Anmaßungen dieses Fürsten verstiegen, so war er doch gewiß auch der Mann fur seine Plane; wie viel Sturme auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte demselben doch, selbst nach dem Geständniß seiner Feinde, der Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenschaft adelt. Wie heilig ihm auch unter den verwilderten Sitten des Burgerkriegs, wo die Gefuhle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen van Condé, seinem Gefangenen nach der Schlacht bei Dreux, wiederfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man die zwei erbitterten Gegner, so viele Jahre lang beschaftigt, sich zu vertilgen, durch so viele erlittene Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten znm Mistranen gereizt, an Einer Tafel vertraulich zusammen speisen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demselbigen Bette schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thatigkeit der katholischen Partei, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozn die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, warin das Edikt des Janners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die offentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile scheinen, welche der Vergleich von Amboise den Reformirten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen Recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und von Seiten der Konigin als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem ungetigten Frieden alle glanzenden Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog van Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwürig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutschland, und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutschen nach Hause gehen. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religion zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechslungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Englander aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Ueberreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wiederaufkeimenden Gemeingeist der Franzosen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit nach das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Starke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Kalvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. Montmoreney's herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, nur der Krieg konnte ihn der Konigin unentbehrlich machen. Der unduldsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseelte, theilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reklamirten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrags ihnen zugestand; der Prinz von Condé, ihr Beschützer, von dem Netze der Königin umstrickt, und der undankbaren Rolle eines Parteifuhrers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens fur die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvarstellungen, welche, von keiner Armee unterstutzt natürlicher Weise ohne Folgen blieben, wahrend daß ein Edikt auf das andere erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen Konig, der im Jahr 1563 für volljährig erklart ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen, und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Kirchen und Klöster, welche von der fanatischen Wuth des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff van der neuen Religion einzuflößen, und es ist wahrscheinlich genug, daß sich bei dieser Gele-

genheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Kalvins in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung auszuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon lange die Ehre des Admirals van Caligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmards gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals diese Verläumdungen widerlegte — es gibt Zeitumstände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die sich über ihn hinwegschwingen wollte. Antainette von Bourbon, die Witwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, Heinrich von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Größe pochte, hatte schon den furchtbaren Vorsatz der Rache gefaßt. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte Katharinens geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offenbaren Ausbruch derselben, der sie in die Nothwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Faktionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Witwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte, und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfe. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem System auf Gültigkeit Anspruch haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religions-Partei diese Vorrechte, gleich einem gestohlenen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicher Weise die Gegen-Partei nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Ansprüche in eben dem Verhältniß, als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Gar Kurzem," erklärte sich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten."

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Kalvinisten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sey, um einen argwohnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefahrliche Macht, als der spanische Generalissimus kommandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüberziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten, und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigene Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergehung der Kalvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, so lange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr aus einander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell seyn. Man hielt Rath bei Caligny, in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen, und den König auf seinem Landsitz zu Manceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer auf's Eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Conde rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternocht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte,

den sie in einem gedrängten Viereck umschloß, wandelte diese bewegliche Festung fort, und bildete mit vorgestreckten Piken eine stachlichte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Feonzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris, und glaubte dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwor unter der gewohnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der Verhaßteste, und überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflegte, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichcet. Glücklicher Weise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Housrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen stand zwor im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen großtentheils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichts desto weniger unternahm dieser kleiner Haufe, Paris zu berennen, drong eilfertig gegen diese Hauptstadt vor, und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschopfte die Geduld der Burger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen, und durch diesen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am zehnten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Kalvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschadigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden Generol den Händen des Feindes, und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit dieser lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: Laßt es gut seyn, Herr Pater! es ware Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hatte, eine Viertelstunde lang zu sterben.

Die Kalvinisten zogen sich noch ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hülfsvolker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mongel an dem Nothwendigsten, indem es den Koniglichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerdevollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann, wie der Adel, murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sey als in der Vereinigung mit den deutschen Volkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Oet der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber," fragte man ihn nachher, „wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?" — „Zu die Hande gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich," erwiderte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der sehnlichst erwarteten deut chen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sahen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tausend anzubieten. Mon lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung auf's Schimpflichste von ienen verlassen zu werden, und alle auf diesen Suceurs gegrundeten Hoffaungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung tauschte ihn nicht. Er gestand den Offizieren sein Unvermögen, die Forderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals, und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuncern. Sie wurden dobei auf's Nachdrücklichste von den Predigern unterstüzt, die mit dreister Stirne zu beweisen suchcen, daß es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Mildthatigkeit beforderten. Der Versuch glückte, der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameroden an Großmuth ubertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von fast hunderteausend Liores zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen absinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahes 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verstärkung an, welche sie aus allen Enden des Konigreichs an sich zogen.

Sie belagerten Chartres, und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen, und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medecis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie duech die bisherigen Vertrage gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtlosen Negotiationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nahren wußte, nothigte die Anführer am zehnten März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie, und bestätigte das Edikt des Januers 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Volker zu befriedigen, die noch betrachtliche Rückstande zu fordern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, sich dieser fremden Gaste nicht schnell genug entledigen zu konnen, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt, und den Ueberrest noch wahrend ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Muth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth auf's Neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzuge erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und, mit schwerer Beute beladen, raumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschlossenem Frieden jeder in seine Provinz auf seine Schlosser, und gerade diese Trennung, welche man als gefahrlich und unklug beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlagen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war bloß die bebenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürrischen Montmorency und eines gebieterischen Herzogs von Guise befreit, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsverständigen beinahe unumschränkt, unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten so lange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehracize eines Guise und Montmorency ein Gleichgewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsatze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheile an der Regierung entfernt, und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte, und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstuhlen und Altaren auf die Sektirer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabscheuungswurdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Aufforderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzuschnell Feuer fing, und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Hauser, und auf dem Lande, wie in den Stadten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalvinisten ließen es ihrer Seits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholiken bloß ihre Federn entgegen zu setzen. Vor Allem sahen sie sich noch festen Zufluchtsortern um, wenn der Kriegssturm auf's Neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ocean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute, und beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaates zu seyn, und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Conde selbst eine Zuflucht in Rochelle's Mauern suchen. Katharina, um demselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern

vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Aeußerste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Traktate, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitze des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zum Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. Condé entwischte durch die offen gelassenen Päße glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montlue hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidung nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben saumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutschen auf's Eilfertigste zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit großerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessend, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten in's Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittenen und erwiesenen Kränkungen ist die Wuth der Streitenden gestiegen; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geschont, und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstere Grausamkeit dieser rohen Schaaren ersättigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdigste ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schadenfreude entkleiden sie die Altare ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Gefäße, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen, und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer ließ eine Hydra auf seine Fahne malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fausten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die protestantische unter Condé und Coligny auf, und stießen bei Loudun so nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüberstehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; ihr Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endete sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derselben sah sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken, und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten, in England sowohl als in Deutschland, geschäftig, seine dortigen Bundesgenossen zu bewaffnen, und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, so daß er sich mit dem

Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März d. J. unweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und sein kleiner Hause, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er sibst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er doch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm Montesquiou, ein Kapitan von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten, und todtet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, daß ein gewaltsamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guise war durch Meuchelmördershand vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von St. André in der Schlacht bei Dreux, und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guise sank wie sein Vater unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei, aber bald zeigte sich's, daß die katholische zu früh triumphirt hatte. Condé hatte seiner Partei große Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der Chatillons, und der standhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals von Coligny riß sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name, als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben, und sich ein Ansehen in dem Konigreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur seinesgleichen war, und schwer, ja unmoglich war es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum ersten Male auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Popstthum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus der Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Sohnen Heinrichs II. zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben goben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im 21sten Grade Statt hatte, das Haus von Navorra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschlimmerte schon Heinrichs IV. Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der fruhesten Jugend den Nachstellungen machtiger Feinde bloßstellte. Philipp II., König von Spanien, der unversohnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhoßte Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm, und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die franzosische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihn selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stond seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtvater überzeugten ihn, daß es verdienstlich sey, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes Königreich im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplott word nun mit Zuziehung des beruchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in spanische Hande zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Handen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigene Gemahlin, Elisabeth, gewarnt, und der Anschlag in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn schon frühe zu den harten Kampfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Conde die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Fuhrer sah, erschien die heldenmüthige Johanna mit dem sechzehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre junger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beide Knoben an den Handen führend, trat sie vor die Truppen, und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende: „Die gute Sache," hub sie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen vortrefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Conde tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch te-

bend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Offiziere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürsten; hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten sie ihrer Ahnherren werth seyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfandee euch Einigkeit lehren, und begeistern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm: „Freunde!" rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns Allen zu thun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh, und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnoe das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld, sein Nachfolger im Kommando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im Stande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermogens sich bewußt, bei so geringen Hulfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Noth und die Pflicht der Selbstvertheidigung erheischten, und gern hätte er sich uberhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformieten, die nichts als die Bestatigung der ehemaligen, ihnen günstigen Edikte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht ein Werk der Verlegenheit waren, sondern duech eine ansehnliche Macht unterstützt wueden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten langs der dortigen Seekuste vor einem Angriffe sicher zu stellen, ruckte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedeohenden Gefahr hatten sich die Herzoge von Guise und von Mayenne, wüedige Sohne des verstorbenen Franz von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen, sie bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im gonzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeie des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzung nichts ausrichten.

Trotz der Ueberschemmungen, die die Außenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Oels, das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belogerer ihre Sturme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erschopfen sey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwierigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, übte Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der deutschen Kriegsvölker dahin, und warf endlich selbst den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshader zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien, und Chatellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatee, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Chotellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses großen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnae seinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treusten Theilnehmer seiner Unternehmungen, und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariser Parlament — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthatiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurtheil gesprochen, und einen Preis von fünfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Uebersetzungen in gonz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung

Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fond sich selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigener Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verrätherei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu schlagen, oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, so mußte er ihnen nothgedrungen in dem Ersten willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraschte ihn (am 3. October des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung, und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geistesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der größte Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean d'Angely, wo sich auch der geschlagene Coligny mit dem kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend wieder sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachgier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättiget werden. Mit kalter Grausamkeit stieß man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die Letztern unversöhnlich.

Die Muthlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein schönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte sie mit großem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottischer Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen, und den geschlagenen Feind bis zu seinem letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständniß unter den Katholischen selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzstatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Krone, sonst ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe vernachlässigt, und sein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andere in diesem Kriege sich Lorbeern sammelten und Andere den Kommandostab führten, den er doch als ein Erbstück seines Hauses betrachtete. Selbst in der Brust des jungen Königs und den ihn zunächst umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeße des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen gesetzt werden konnten, Neid und Eifersucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte sich mit Verdruß, daß er selbst noch nichts für seinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou, und das Lob dieses begünstigten Liedlings auf den Lippen der Hofleute beleidigte seinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so stellte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welche Beide gleich wenig Ansprüche hatten. Die schlechten Maßregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrigue die katholischen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall von Tavannes, dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt, oder genöthigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte Tavannes sein Kommando nieder, und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen Bouedon'schen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfere Widerstand, den St. Jean d'Angely leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten de Piles vertheidigt,

und als endlich die höchste Noth sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbei gerückt, und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hatte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Hause verstärkte sich in Languedoc und Dauphine mit neu gewordenen Völkern, und mit dem siegreichen Heer des Mantgommery, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Theil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der Baurbon'schen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzugs theilten, und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, daß sie im Fruhjahr des 1570sten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Langnedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittene Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglucksfällen verwildert, ließen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Distrikte, durch die sie zogen, oder verwusteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hafften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall von Cossé, dreizehntausend Mann stark, entgegen stellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegenen Feind verschiedene Vortheile davon trugen. Langs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orleanais und Isle de France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hülfsvolker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vortheil der Rebellen erkläet. Wie hart es auch den Katholischen ankam, dem Trotz der Sektirer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der Letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freiheit zu entsagen: so machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahres unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller, der Religion wegen, eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Außerdem überließ man ihnen nach auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplatze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen, und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt seyn sollten. Die Prinzen von Baurbon nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rachelle, Montauban, Cognac und la Charite gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, duech Bewilligungen, die ihm nicht vom Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geständniß seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie uberzeugt seyn mußten, daß sie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sandern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, desto nathwendiger war es, sich in diesem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofes zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ahne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Greuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausubung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglückes, so viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen mussen, daß es ein vergebliches Unternehmen sey, diese immer frisch aufliebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vortheil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweise schlug, ihrem Leben selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Konigreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verlust schien dieß ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kraften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfalle zu ermüden, duech keine List einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erschuttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute sterben sollte," erklärten die Abgeordneten

des Hofs, als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlungen traten, „so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, daß sein einziger Name euch mehr Ansehen gibt, als eure ganze Armee, doppelt genommen.“ So lange die Sache der Reformirten in seinen Händen war, mußten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von Außen, richtete sie von jedem Falle wieder auf, und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah, als in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich, sich dieser gefahrlichen Partei durch einen einzigen Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzt, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab, und ließen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeit hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschafften. Selbst noch geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten, und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken, und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich Aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch Einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofes anvertraute, so blieb der Andere desto gewisser zurück, um seinem Freunde einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht Alles thun konnte! der Streich mußte schlechterdings tödtlich, allgemein und entscheidend seyn, oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses in's Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden so viele Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das Strengste geahndet, alle billigen Forderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In Kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen, und die ganze Monarchie glich einer ruhigen Familie, deren sämmtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten, und in England den Thron der Königin Elisabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen, und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter Heinrichs II., war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermaß sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessin hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem Andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses,“ erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastians, „hat die ältere Schwester davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere.“ Da aber Karl IX., dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen ansahm, so eilte der Herzog von Guise, durch eine geschwinde Heirath mit der Prinzessin von Cleves seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessin zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sey es, daß Letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirath eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieser Heirath schon bei den Friedens

traktaten, und so groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra seyn mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als daß sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünschte, und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entschluß, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittene Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Scenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwöhnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Unthätigkeit auf seinen Schlossern und der Zwang nicht willkommen seyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der kalvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverstandener Religionseifer, und das immer noch unter der Asche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, diese müßige Tapferkeit zu beschäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrucken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedurfen wurde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Antheil an demselben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der spanischen Intriguen bereits auf das Empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefahrlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachtheilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährlichen Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden, und bezeigte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befordert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weisern Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Unthaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Colignys Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschen überhaupt, und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem protestantischen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beschloß demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen that Johanna diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," setzte er

mit triumphirendem Blick hinzu, „das ist der glücklichste Tag in meinem Leben.“ Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniel der Vollziehung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem Letztern und Coligny, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen; und als sich der Admiral auf den Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeigungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen, als Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der Memoires glauben, daß Er für seine Person es damals aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholischen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurtheilen? daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Rathschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn sich der Papst in diesen neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königin Katharina unruhig wurde, und die Guisen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein desto engeres Bündniß zwischen diesen letztern und der Königin war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloß, diese gefahrlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch kosten mochte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber, und das Geheimnißvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über die eigentliche Beschaffenheit des Komplotts, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Konnte man dem Capi Lupi, *) einem römischen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben schenken, so würde Karln dem Neunten durch den schwärzesten Verdacht nicht zu viel geschehen; aber obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall seyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt, und als Schmeichler verläumdet. „Ein päpstlicher Legat,“ berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk, „kam nach Frankreich, mit dem Auftrag, den Allerchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen gethan, und ihn auf's Aeußerste gebracht hatte, rief dieser mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müssen, daß diese Verheirathung meiner Schwester das ausgesuchteste Mittel sey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten, und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber, (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte, und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen.““ Der Kardinal verschmähte den Demant, und versicherte, daß er sich mit der Zusage des Königs begnüge.“ — Aber, gesetzt auch, daß kein blinder Schwarmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermuthung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigstens zu theilen. *)

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bei dem Ausbruch des Blutbades selbst, zeugt unstreitig starker gegen ihn als diese unerwiesenen Geruchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Komplott seinen Beifall zu geben, und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine seuhere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfandern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bosewicht zu erfordern, der buech eine lange Uebung verhartet, und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. Karl der Neunte war ein Jungling, den sein brausendes Temperament übermeisterte, und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der hochsten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein solcher Charakter vertragt sich mit keiner so kunstlichen Rolle, und ein so hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jünglingsseele — selbst

*) Le Stratagème ou la Ruse de Charles IX, Roi de France, contre les Huguenots, rebelles a Dieu et à lui; écrit par le seigneur Camille Capi-Lupi, etc. 1574.

*) Esprit de la Ligue. Tome II. p. 13.

dann nicht, wenn der Jüngling ein König, und Katharinens Sohn ist.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint seyn mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an demselben zu fassen schienen, und Karl der Neunte ließ sie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermahlungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Kalvinisten erwachte auf's Neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß sie vergiftet worden sey. Aber da auch die sorgfaltigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestatigten, und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damols auf seinem Schloß Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederlandischen Krieges beschaftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nohen Gefahr zu unterrichten, und kein Tog verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Ueberzeugung wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt seyn sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sey, als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch heran nohe, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem Konige getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorstellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine formliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er seine Andänger ernstlich bat, ihn fortan mit solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margaretha von Valois, unter einem großen Zufluß von Hugenotten, und mit koniglichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam, Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Kalviniſten, woren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahnung der nahe schwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und suchten in einer zeitigin Flucht ihre Rettung. Ein Edelmonn, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn ober jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu schön thut,“ versetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verständigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang diese Vorhersagungen auf das Schrecklichste gerechtfertigt hat, so bleibt es dennoch unentschieden, in wie weit sie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guisen und für die Konigin, als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine solche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen seine Mutter einzuflößen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundschaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandrischen Krieg in Person beizuwohnen, und selbst die Viktorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eifersuchtigen und ehrgeizigen Monorchen war dieser Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte sich bald, daß ihre Herrschaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die schnellste Entschlossenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo sie sich in ein Kabinet mit ihm einschloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel, und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Undefonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniß seiner Uebereiluug zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unversohnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung, und ließ einen volligen Bruch befurchten. Der junge Konig war noch nicht so ganz Herr seiner seldst geworden, um sie beim Wort zu nehmen, und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den großen Anhang der Konigin, und seine Furcht malte ihm denselben noch großer ab, als er wirklich seyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlassen, und für sich selbst zu schwach, einen kuhnen Entschluß zu fossen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand sie von seinem Bruder, von ihren Hoflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sey, dessen man die Hugenotten beschuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, sobald man ihn nur überfuhrt haben werde, daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sey. Man entwirft ihm dos schwärzeste Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlagen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht, und verlaßt seine Mutter mit der Versicherung, inskunftige behutsamer zu verfohren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwache, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben so schnell und

noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, daß sie diese gefahrlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Hause zurückkehrte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geschehen war; man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.

Colignys Schutzgeist, möchte man sagen, hatte nun das Letzte gethan, um diesen großen Mann, durch jenen meuchelmörderischen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreißen. Allein, wer entflieht diesem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeiten, erlaubt, welche sich zu denken Er unfähig ist, mit größerm Ruhm, als wenn Er solchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und seine ganze Partei, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm, daß mitten in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schwester Karls IX. die Parteien der Häuser Valois und Bourbon, den Guisen zum Trotz, vor dem Brautaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo machte sie nun selbst ihren lernäischen Kopf versteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorschießen? Dies bei Zeiten aufzuspüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber bloß, um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniß der Bosheit selbst abzulenken.

Klug, bedachtsam, umschauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtsamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das schwache Insekt streckt seine regen Fühlhorner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtsamkeit zur Schlauheit, die selten berückt worden zu seyn sich rühmen kann, aber auch nie mit Große gehandelt zu haben bekennen muß, weil sie Alles für eine Schlinge anzusehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meistens durch Schwäche seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es schien, er sollte der Mann seyn, welcher sich selbst Alles schuldig wäre. Nach einem Mißgeschick, wenn Muthlasigkeit bei Allen die Besonnenheit betäubte, wenn sein zusammengerafftes Heer, halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, so schnell zu zerstieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunst unter seinen nächsten Anhängern wie unwiderstehliche Gespenster spukten — immer war sein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichsam noch zu wählen habe. Und sprach er dann, so theilte sich die Ruhe seines Geistes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er sprach rein, edel, stark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang seiner Geschäfte eine rastlose Arbeitsamkeit. Festigkeit gegen Unterdrückung war die Seele seiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfische Villeroy darüber tadeln, daß er den Protestanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu sichern strebte, wie sein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umsturz einer parteiloseren, gerechten Staatsverfassung wäre nie Colignys Plan gewesen. Untadelhafte Sitten, auch in seiner Ehe und gegen seine Kinder, überhaupt die strengste Religiosität vollendeten seinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politischen Partei, deren ganze Existenz auf der freiwilligen Unterordnung so vieler tapfern, reichen, ehrsüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerstand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichste Folgsamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies mußte der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an dessen Untergang seine ganze Partei gekettet seyn würde; um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Versöhnung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Biederkeit, als er zu verdienen sich bewußt war, auch die Aussichten, seinem Vaterland und seiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des französischen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Haf. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte seyn müssen. Vor und nach dem meuchelmörderischen Attentat drangen viele Gutgesinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dies thue," antwortete er ihnen, „so zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unübersehbare Elend wieder erblicken, das in seinem Gefolge auftritt." — Mord und Entehrung waren der Lohn dieses Bürgersinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit seinem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu besuchen. Karl betheuerte dem Admiral sein Beileid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr seyd verwundet, mein Vater," rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. — Bei Gott schwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind." Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und suchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieses neue Unternehmen sollte die Laune des ungestümen jungen Fürsten desto fester an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an dessen Partei binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu schonen, ihren Sohn dem geheimen Gespräche

nicht lange. Mochte dieſer immer wieder zu ſeinem Ballſpiel zurückgehen. Denn in dieſer ſeiner leidenſchaftlichen Spielſucht durch die Nachricht von dem Mordanſchlag geſtört worden zu ſeyn, dies war doch die größte Urſache ſeines wüthenden erſten Unwillens geweſen.

Jeden Augenblick aber ſtand nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von ſelbſt auf die Guiſen. Der Schuß war aus einem Guiſiſchen Hauſe geſchehen. Die Guiſiſche Partei ſchien während der öffentlichen Erhebung der proteſtantiſchen ſo weit zurückgeſetzt worden zu ſeyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigſten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord argwohnen mußte. Und auf eben dieſe Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der erſten Verwicklung der Umſtände für's Beſte. Selbſt ihrem Sohn gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmöglichſte Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie Manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſamern zu ſchließen. Sie hatte nöthig, bei ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heißeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern mußte, neue Entſchloſſenheit zu ſammeln.

Der König ließ indeſſen den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſin als Gemahlin ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter gerade den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite. Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwarzeſten Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hiezu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dies entgehen, der die unſelige Kunſt verſtand, das unſtete Gemüth deſſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitſchuldigen zu machen. Unter behutſamen Vorbereitungen verwiſcht dieſer die neueſten vortheilhaften Eindrücke, welche der Beſuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelaſſen hatte. Er ſtreut Samen des Argwohns ein, weckt den alten ſchlafenden Groll, und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für ſein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Conde hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'ſchen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zuſammengedrängt. Von ihr ſey Alles zu furchten, aber auch gegen ſie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem König mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit in's Geſicht zu ſagen gewagt: daß man ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen wiſſen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln ſollte. „Und mit einem Wort" rief endlich der liſtige Unterhändler, ſeines Zieles gewiſſer: „wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anſtehen laſſen, ihm über die dringendſte Gefahr ſeiner Perſon und des ganzen Staats die Augen zu öffnen." Katharina ſelbſt trat in dieſem Augenblick, auf ihren Lieblingsſohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrauteſten in's Zimmer. Ueberraſcht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beſchämt über ſeine bisherige Sorgloſigkeit bei einem ſo nahe drohenden Umſturz, von allen Seiten durch die ſchreckenvollſten Vorſtellungen beſtürmt, warf ſich Karl ſeiner Mutter in die Arme. „Schon," ſagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutſche und Schweizer auf franzöſiſchen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden haufenweiſe dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht ſchon, das Reich auf's Neue zu zerfleiſchen. Der König ſelbſt, von Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guiſiſchen Partei als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiſchen einen Generalkapitän wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beiden Parteien ohnmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß."

Wüthend fuhr Karl unter dieſen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Grenzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend ſchnell vorbeigehe, damit ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchafft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loſung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guiſe bereit. Seit der tapferſten Vertheidigung von Poitiers, das iſt, ſeit ſeinem neunzehnten Jahr hatte dieſer ſeinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben dieſen Tagen des Hugenotten, Heinrichs von Navarra, Vermählte ward, war auch ſein Blick gerichtet geweſen. Sie hätte ihm, den Thron ſelbſt zu beſteigen, einſt die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten ſchien alſo nicht blos ſeine ererbte Beſtimmung zu ſeyn. Er wählte ſie ſelbſt, und übte ſie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geiſt ſeines Vaters zur Blutrache wieder auf, ſo rief ihm noch lauter ſeine eigene Ehrſucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſeine Partei durch Austilgung der proteſtantiſchen zur einzigen herrſchenden zu machen, und ſich dadurch dreiſt der Königin Mutter an die Seite zu ſtellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülle des neubeſchloſſenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, deſſen Verletzung man ihm aufbürde, ſey er ſelbſt — erklärte der Herzog von Guiſe — mit ſeinen Verwandten genöthigt, aus der Königsſtadt zu flüchten. „Geht," ſagte ihm der König mit zürnender Miene, „ſeyd Ihr ſchuldig, ſo werde ich Euch wieder finden!" Und nun waren Zurüſtun-

gen zur Flucht vor den Hugenotten die ſchnellen verdachtloſeſten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends ſelbſt ſeinen Feinden die Schlingen über ſich und die Seinigen zuſammenziehen helfen. Man warnte ihn von allen Seiten, daß die Guiſen noch vor ihrem Abzug etwas verſuchen möchten. Einige riethen, ihn ſelbſt aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Beſten ſeiner Angehörigen, auf das Wort ſeines Königs, übergab ſich in den Schutz deſſelben, und erhielt eine Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe ſeines Quartiers allen proteſtantiſchen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn ſie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu ſeyn wünſchten; und hiezu wurden dieſe ſelbſt aufgefordert. Die Polizei ermunterte ſie zur Beſchützung Coligny's und führte über die Verſammelten ein Regiſter — die ſichere Todtenliſte für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, ſeine Vertrauten zur Hulfe für den König gegen die Guiſen in's Louvre zuſammenzubringen, und zugleich ſeine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuſchicken. Um Waffen im Louvre zuſammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und Coligny ſelbſt vom König davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieſer ängſtlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft, und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in eine Heerde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24. Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präſidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebſt wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die kalviniſtiſche Partei in die Ausnahme geſetzt warden war.

Wäre wirklich bei dieſen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes dies zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen: aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht die Menſchlichkeit in ſich unterdrückt hatten, Achtung ihrer Abſicht ſchuldig ſeyn, indem Entſetzen vor der Handlung uns durchſchauertr. Aber von den meiſten der Handelnden macht es ihr ſonſtiger Charakter gewiß, daß ſie in den Hugenatten nur eine Partei von Gegnern ſahen, wider welche man ſich Alles erlauben zu dürfen freute, weil ſie glücklicher Weiſe zugleich Ketzer ſeyen. Auch Katharina ſelbſt mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haſſen, und dieſen Haß ſogar für verdienſtlich zu halten. Aber eben ſo gewiß würde es ihr ſehr leid geweſen ſeyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrſchaft Beſchränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Meſſe ſich weniger haſſenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgeſuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefſten Stille der unglückſchwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus verſammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guiſe mit dreihundert Mordluſtigen auf das verabredete Zeichen. Karl ſelbſt erſtickte in dieſem Augenblick auch die Stimme der Freundſchaft, in deren Geſellſchaft das Mitleiden ihm zum letzten Male ſich zu nähern verſucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerſtreben ſeinen ſonſt geliebten Geſellſchafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld, aus dem Schloſſe unwiſſend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun ſogleich ſelbſt das Signal zum Würgen geben laſſen wollte. Noch gefühlloſer drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, dieſen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls ſich zu entfernen, wo doch ſo leicht Rache der Kalviniſten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier ſie ſelbſt überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan ſeine beſtimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordſignale, über der Pforte des Louvres in den Balkon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwiſſenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einſamen Gänge ihn unter bringenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien, jetzt von ihren Feſſeln losgelaſſen zu werden, knirſchten, erſtarrt dieſen Hauptern des Frevels das Herz. Die Menſchheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blaß und außer ſich zittern ſie vor ſich ſelbſt, ſtarren einander an und ſind im Augenblick eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünſcht, beſchloſſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zutrauen. Man hörte einen Piſtolenſchuß. „Ob er Jemand beſchädigte, weiß ich nicht," — erzahlte Katharinens Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — „aber daß er uns allen Dreien in's Herz ging, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen."

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung, verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſcenen geweſen ſeyn muß, daß ſie nun im Augenblicke der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflöste.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in dieſem Augenblicke des ſich ſelbſt peinigenden Laſters mit ſich hinübernehmen konnen. Der Herzog von Guiſe war nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Ratte gegen des Admirals Wahnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!" wurde die Pforte geöffnet, ihre Wachter fielen; die Schweizer verkrochen ſich vor der hereinſtürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte ſich aus dem erſten Schlaf auf. Schon ſchallten ſeine Vorſäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Rocheln der Erwürgten vermiſcht. Drei franzöſiſche Oberſten brachen in ſein Zimmer, und ſchrieen ſeinen Tod ihm entgegen. Betend hatte ſich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Ita-

liener (Petrucci) und ein Deutſcher von Abel (Besme) drängten ſich vor. „Biſt du Coligny?“ rief dieſer. „Ich bin's,“ antwortete mit feſter Stimme der Greis — „und hier, junger Menſch, achte du meinen grauen Kopf!“ Besme durchſtach ihn in dieſem Augenblick, gefühlloſer, als Marius Mörder. Rauchend zog er ſein Schwert zurück, und gab ihm einige Kreuzhiebe über das Geſicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfetzte den Körper mit tauſend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinzte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Karls Baſtardbruder, damit noch nicht zufrieden ſeyn wollte, warf man ihm zum Fenſter hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig unterſuchte er das bluttriefende Geſicht, und da er der That gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häuſern; die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen; Wachen ſtanden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Straßen ſelbſt ein, wo, vom Schlummer aufgeſchreckt, die ſchimpflich getäuſchten Proteſtanten, wie ſie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für ſie fand ſich in dieſer unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten ſich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieſer Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unſchuld entweihten ſie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich die Verfolgten von ihrer Beſtürzung ſammeln können, hätten ſich mehrere vereint und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne dieſen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in ſeinem Triumph ſeine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, drach man in die Wohnungen ſelbſt ein. Kein Alter, kein perſönlicher Werth ſchützte hier. Des Admirals Schwiegerſohn, Teligny, war ſo liebenswürdig, daß die erſten, welche ihn zu morden aufſuchten, ſich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühlloſere. Die Pariſer Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth geſetzt, alle Erwartung der unmenſchlichen Anführer. Die verſtümmelten Leichname wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt, und nicht nur nackt in die Seine, ſondern oft noch zum Poſſenſpiele des Grimms oder der Wolluſt ſonſt umhergeſchleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und ſich für gerettet hielt, fiel doch meiſt noch durch die herumſtreifenden Bürger oder durch die Guiſiſchen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngetächter entflammte. „Nur immer zu mit dieſer Aderlaſſe,“ ſpottete er. „Sie iſt im Auguſt ſo geſund als im Mai.“ — Bei dieſem Tavannes war jene wilde Luſtigkeit ſo ſehr Folge der ſoldatiſchen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienſt gethan zu haben, daß er ſelbſt noch in ſeiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung ſeines Lebens erklärte, wegen welcher er ſeiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich ſeine Beute, da unter dem heiligſten Vorwand Religionsfanatismus ſie ihm in die Hände lieferte. Andere, ſelbſt Edelleute, raubten unter dem Schutz dieſes blinden Dämons. Selbſt der König und ſeine Mutter ſollen von den geplünderten Koſtbarkeiten Geſchenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihren Namen verändert. Niedertrachtigkeit war Heraldaſſung. Einem ſterbenden Hugenotten entriſſene Brillanten ſchienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdiſcher Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo ſelbſt unter den Augen des Königs, ſelbſt in dem Pallaſte, in welchem der Verlaſſenſte, um ſeinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, ſicher ſeyn ſollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeſchenk erhalten hatten. Wer ſonſt im Louvre Rettung ſuchte, fand durch die Wachen ſeines Königs ſchon an den Pforten ſeinen Tod. Die Geſchichte nennt Zeugen, daß der König ſelbſt aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten ſchoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfeſtes war auch in den verborgenſten Zimmern des Pallaſtes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeiſter des Prinzen von Conti rettete nicht das Flehen ſeines Zöglings von den Dolchen, welche dieſer mit ſchwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf ſich Gaſto von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte ſie ſelbſt zu ſeinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachſetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen, ihrer Schweſter; an der Thür ſtieß man einen Edelmann neben ihr nieder; ſie ſank ohnmächtig in's Zimmer hin, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schickſal, in welches dieſe „Bluthochzeit“ ihren eigenen Gemahl geſtürzt haben werde.

Dieſer war mit dem Bruderſohn ſeines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordſcenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beiden als Uebermaß ſeiner Gnade anrechnete, daß ſie, von der ganzen hugenottiſchen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geſchenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die ſchleunigſte Abſchwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß ſie bisher bloß die Verführten geweſen ſeyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten ſie in einiger Entfernung noch das Winſeln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallaſt unter die in doppelte Reihen geſtellten Schloßwachen zuſammengetrieben, von dieſen niedergeſtoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem ſeiner Flüche zu: daß ſie innerhalb drei Tagen zwiſchen der Meſſe und der Baſtille zu wählen hatten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grauſamkeiten allen faſt der einzige Gewinn, daß ſich Heinrich von Navarra mit ſeiner Schweſter in dieſer Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholiſchen Kirche abnöthigen ließ, und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerſtand ihrem Beiſpiele nachfolgte.

Berauſcht von dem glücklichen Erfolg der mörderiſchen Nacht, in welcher man zwiſchen Furcht und Wuth geſchwebt hatte, konnte Karls unbändiger Charakter gar keine Rückſichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verſtecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter dieſen Greueln durchzog der König mit ſeinen Höflingen die Stadt, und inſtwandelte unter Blut, Leichen und Trüm-

mern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weise mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbst dahin kam der König, um an den verstümmelten Resten vom Körper eines Greisen seine Lust zu haben, dessen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderstehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, spottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbesonnenheit begleitete seine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarsten Theilnahme an den Verbrechen dieser Tage setzte sich Karl so sehr über allen Schein von Achtung gegen sich und Andere weg, daß er am ersten Tag in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geschehenen von sich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guisen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der schändlichsten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beschuldigen, sein Andenken durch die schimpflichsten Strafen eines Majestätsverbrechens schänden zu lassen, und den Untergang der Partei als ihre verdiente, von ihm selbst befohlene Strafe zu rechtfertigen. So sehr war er jetzt, ohnmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen seiner Mutter. Beim ersten Schritt, mit welchem sie ihn in den Mordanschlag hereinzuziehen gewußt hatte, wurde er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guisen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, sein eigen seyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter Tdat eine neue Faktion der Montmorencys, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guisen zu entstehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugestehen, um nicht als der schwache nichtsbedeutende Inhaber des Thrones zu erscheinen, unter dessen Augen Jeder ohne seinen Willen Alles sich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von sich zu bekennen erröthete, und was für sich selbst zu unternehmen ihm Muth und List gefehlt hätten. Um nicht schwach zu scheinen, war er schwach genug, von allen Uebrigen sich zur Verschleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu lassen und in ihrem Namen der Gegenstand jener Verachtung zu werden, zu welcher sein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht so schändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all diese Unsterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als seine Entschädigung vorgespiegelt hatten.

Es ist eine wahre Genugthuung in der historischen Bemerkung, daß gerade die entschiedensten Wagstücke des Lasters, wenn gleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereizteste Wildheit sie vollbracht und das furchtbarste Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron selbst, sie geschützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengesetztesten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Bestrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar sparten die Häupter der siegenden Partei nichts von List und Gewalt, um die Früchte der Thaten sich zu sichern, über welche bloß ein glücklicher Ausgang, jener falsche Probirstein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue ersparen zu können schien.

Man verhängte noch über Einige von der mißhandelten Partei förmliche Gerichte, und es wurden Justizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den schimpflichsten Gebräuchen in den Hauptstädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerschlagen, seine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verlustig erklärt; sein Schloß zum öden Denkmal seiner Schande der Zerstörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitschuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengesetzten, aus dem Begangenen sich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präsident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb ersticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — schrieb dem König auf seine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geschichte nennt unter ihnen auch einen Bischof — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der schnelle Tod von einigen dieser Vertheidiger der Unschuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, besonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Protestanten geschont. Manche der Vornehmsten waren nicht in Paris gewesen; andere doch dem Blutbad entflohen. Viele suchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutschen, Katholiken sowohl als Protestanten, der Abscheu gegen ihre Verfolger den Muth, sie zur Rache zu unterstützen, anfachte, bei andern wenigstens das Mitleiden, ihrer zu schonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die auf's Höchste gestiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, sobald nur die erste Bestürzung vorüber ist.

In frühe feierten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner. Zu leichtsinnig glaubte man am Hofe zu Paris, das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Fest über ihren Untergang verewigen zu müssen. Mit blutiger Rache brachten sie sich bald selbst wieder in Erinnerung. Siebenzigtausend Kalvinisten waren, nach Sully, in acht Mordtagen, in Frankreich gefallen! Aber wen eine solche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält sich bald für unüberwindlicher, als er ist. Halb Furcht, halb neue List diktirte dem König schon am 28sten Oktober einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Arglist und Klugheit, welch ein ungleiches Schwesternpaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Pfaden sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt sich jene auf täuschenden

Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grausamkeit zur Nachsicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns schärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch sichtbarer bloßstellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, ist verloren, wenn der Fürst, vom Ungestum des Parteigeistes verführt, selbst in eine Faktion wider die andere sich herabziehen läßt. So lang er auf dem Throne steht, gebietet sein Ansehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Ist er selbst auf eine Seite getreten, so sieht die gedruckte Partei den Sitz der gemeinschaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen sie geschieht, ist nur Verfolgung, und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher sonst bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollstrecker der Gesetze auferlegt, nicht reizen, sondern bändigen.

Indem sich die Protestanten unter den Begünstigungen der Inkonsequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre festern Schutzplätze wieder sammelten, sahen sie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterstützt, welche dem Hof weit furchtbarer seyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe selbst. Mitgefühl des Unrechts schafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmsten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderstehlicher die hinterlistige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbst bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geistesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöschlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterschied höchst gleichgültig zu seyn, durch Stand und Geburt sich gleichsam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karls Ungestüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege stehe, sich erlauben konne. Wer hätte auch die mächtigen Montmoreney bereden konnen, daß ihnen das Schicksal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil sie wenigstens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniß hatten? Sie sahen zu deutlich, daß sie die Eifersucht der Königin Mutter auf jede ihr sich nähernde Gegenmacht gemeinschaftlich mit den Ermordeten gegen sich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Ursache mit der herrschenden Hofpartei mißvergnügt war, vor ihr sich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigstens, so lange es Jedem zweckmäßig schien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofes völlig unterdrucken zu lassen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwache der königlichen Partei, sobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Starke des kleinen Haufens der Protestanten in einem beschämenden Kontrast erschien. Die feste Seestadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Protestanten. Das Beste war, daß diese von dem Orte eben so dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingssohn mit einem furchtbaren Heere unter Biron's Anführung abschickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des französischen Protestantismus, ihrem in der Bartholomausnacht begonnenen tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hülfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte; aber sie fanden genug in sich selbst. Funf Monate fochten sie, und nicht bloß für sich; denn ihnen allein schmeichelte man, Gewissensfreiheit und burgerliche Sicherheit gerne zu akkordiren. Sie hörten aber von nichts, so lange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen seyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunternehmung war die sonderbarste der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König selbst gegeben. De la Noue, ein Kalvinist, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu spielen den ersten, aber unglücklichen Versuch gemacht hatte, ward vom König genothigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrouen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dies, und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerischen Pflichten gegen seine Partei so genau, als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Frieden zu rathen, so oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Ehre bleibt es für die Protestanten, einen Monn besessen zu haben, welcher zwischen einem schmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei so fest in der Mitte stand, daß Beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung seiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der grosste Vortheil fur die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Wahrend man Alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Schwachlingen irgend in Bewegung setzen konnte, hatte man nur so langsam herbei rucken konnen, daß sie indeß den moglichsten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer selbst der grosste Feind, uno ihr scheinbares Oberhaupt, der gehaßte Herzog von Anjou, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in seinem ganzen Leben, so quälte ihn auch hier die blinde Ehrsucht, nichts, wos er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit moglichster Thatigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ahnlich. Viele Wagstucke ohne Plan, und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dunne gemacht. Krankheiten wirkten in einem so langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ahne den Samen eines neuen in sich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergnugten in diesem Heerzug gob jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter seines Gleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jungeren Bruder des Herzog von Anjou, den Herzog von Alençon selbst, zu raschen, aber folgelosen Planen gegen den Hof verleitete. Aber schlimm genug, wenn

jene Sucht, den Mißvergnügten zu spielen, so frühe geweckt ist. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu setzen, wäre es auch nur, um sich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou seine Wahl zum König von Polen den scheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6ten Juli 1573) sich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den schon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreisen lassen, welches seit Jahrhunderten durch sich selbst zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum schien, durch die schauervolle Eroberung der kleinen französischen Veste Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünstigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der streitenden Parteien zernichtet zu seyn, so trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Gestalt nicht bloß in den Provinzen, sondern auch am Hofe, und sogar in der Familie des Königs selbst auf.

Mit Karln sollte es furchtbar enden. Seit er sich unter den Mordscenen der Bartholomäusnacht außer sich selbst verloren hatte, war er nie wieder, was er seyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jener Herabwürdigung des Menschen und des Fürsten in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtsinnig noch gewissenlos genug, der innern Rüge derselben unter irgend einem schlüpfrigen Vorwande zu entfliehen, oder mit der eisernen Stirn der Schamlosigkeit zu trotzen. Der Aberglaube seiner Zeit, welchem er so viele Opfer gebracht hatte, war selbst seine Strafe. Wo er einsam war, glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt. Blutende Gestalten machten seine Nächte schlaflos, seine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm in wilde Zerstreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er versuchte es, durch neue Grausamkeiten sich selbst abzustumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abscheulichen Trost abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. Katharina wußte sich dagegen zu bereden, daß sie etwa nur vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie namentlich gefordert. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé, *) für den ganzen Frevel den feinen höfischen Namen eines „Staatsstreichs“ erfinden oder ahnen konnte.

In Karln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innern Qualen verstummen; sie wurden dann zurückgeschreckt durch Besorgnisse der gegenwärtigsten Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte kennt ihn als Heinrich III., und genug mag es hier zur Schilderung von ihm seyn, wenn man sich erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben diese sein Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schauderte. Von ihr mußte er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Oder wußte er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Giftmischen eine Italienerin zu seyn, selbst bei dem Tode von Personen aus der königlichen Familie auf sie gefallen war? Er selbst war so oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrschsucht gewesen, daß er vor seiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken sich zu widersetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog von Anjou in ihren Armen sah.

Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchst wahrscheinlich dürdet man selbst der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß sie ihren zweiten Sohn nicht von sich gelassen habe, ehe sie sich von dem baldigen Tode des ersten gewiß gemacht hatte. Es ist wahr, Karl kränkelte schon sichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen sich selbst so viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur sich zu zerstören, daß es kaum noch nöthig ist, den verzehrenden Kummer seiner letzten Jahre zur Erklärung seines Hinwelkens vor dem 25sten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Andlick konnte der Mutter Bürge dafür seyn, daß sie ihren Heinrich nach Polen sicher mit den bedeutsamen Worten entlassen: „Geh, mein Sohn; lange wirst du nicht weg seyn.“

Nur Karls Zustand war auch durch diese Erleichterung um nichts gebessert. Je trüber jeden Tag seine Kränklichkeit ihm ohnehin die Aussicht in die Zukunft molte, je verschlossener er selbst gegen alle Theilnahme ward, desto mehr häuften sich in der Wirklichkeit die Ursachen zum schnellsten Wechsel zwischen Ungestüm und Niedergeschlagenheit.

Für die Abwesenheit ihres zweiten Sohns schien sich Katharina um so ausschließender durch Erfüllung ihrer Herrschsucht entschädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen sie ungebardig und wild, so häufte sie dafür alle Beängstigungen für ihn aus der wahren und erdichteten Lage der Dinge, durch die sorgfältigste Entwickelung der schlimmsten Möglichkeiten, damit er ihr als Retterin, nach seinem Scepter zu greifen, desto geduldiger gestattete. Er hatte nur noch Kraft genug, sich überall mit ihren Ränken umgeben zu sehen und den Haß zu fühlen, welchen sie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zusage, durch Verwirrung Aller mit Allen, seinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle schon gezeigte Sucht, sich auf irgend eine Weise geltend zu machen, immer auf's Neue. Er oertrieb sich eine gute Zeit über bloß die Langweile mit Abwechselung im Anlegen und Verrathen seiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er schien entlaufen zu wollen, damit andere seine Wichtigkeit nach dem Bestreben schätzen lernen mochten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter diese leidenschaftlichen Unbesonnenheiten der Jugend versteckten andere erfahrnere Unruhestifter ihre Entwurfe. Unter dem schutzenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partei der Mißvergnügten, die sich zum Unterschiede von der

*) Gabr. Naudé in seinen Considérations politiques sur les Coups d'État. ch. III. bemerkt nur, daß dieser Staatsstreich bloß halb ausgeführt worden sey. Sehr konsequent!

religiösen Partei der Protestanten die Politiker nannten. In einem wesentlichen Sinn verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Protestanten sich an sie anschlossen, hatte Katharina gegen Beide weit leichteres Spiel, wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs von Alençon so gewiß den Absichten seines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königin Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriedenen, als selbst ihr Gegner gewesen sey; so unbegreiflich leichtsinnig überlieferte er Alle, welche mit ihm komplottirt hatten, durch die willkürlichsten Entdeckungen, der Rache dieser Frau, welche jetzt auf's Neue die Regentschaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte sie diesen ihren eben so unfolgsamen als unglücklichen Mündel zittern machen, so wußte sie ihm die Verschwörungen des Herzogs so furchtbar vorzustellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern noch Paris entrinnen, und der kranke Karl um Mitternacht vor seinem dritten Bruder flüchten zu müssen glaubte. „Hätten sie doch wenigstens warten können bis ich todt bin!“ seufzte der von Innen und Außen umgetriebene lebensfatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß sein Herr gegen seinen geliebten Bruder zu fechten auszog, nachdem dieser endlich doch mit dem in der Hofsklaverei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entflohn war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, seinen Scepter andern Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und Lust in's ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten im offenen Felde, und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich ausspeien werde, und daß Alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, eben so fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz, er erlebte so viel, daß es ihm noch Trost war, nicht Vater eines Sohnes zu seyn, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte. *)

*) Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortsetzung dieser Geschichte, die Schiller selbst wegen seiner damaligen Krankheit nicht vendigte, hat Hr. Professor Paulus im 9ten Band der Alten Abtheilung der historischen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieser Sammlung zum Theil übernommen hatte.

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahre 1547. *)

Indem ich eine alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politica Christiana gesta ab anno 1500 ad ann. 1600. Aut. *J. Soeffing.* Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als Einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738 finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenbergs Adelspiegel Th. I. B. 13, S. 445, nachschlagen.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstadter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt ge-

*) Anmerkung des Herausgebers. Im deutschen Merkur vom Jahr 1788 findet sich dieser Aufsatz.

brauchr, und den Bauern das Vieh weggetrieben hatten. Katharina war eine Mutter ihres Volks: was den ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser dündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stuhle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und, auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh wieder den Eigenthümern ohne Verzug auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thatigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl Graf Heinrich XXXVII. darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmahtich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfeder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt, und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im achtundfünfzigsten Jahr ihres Lebens und im neunundzwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt bewahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville.

In den Geschichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrichs II. und seiner drei Söhne beschreiben, liest man nur selten den Namen des Marschalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen sehr nahen Antheil an den großten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugniß hat um so mehr Gewicht, da Beide nach dem namlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geschichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienste, wie die seinigen, bestehen eben darin, daß sie das Auffehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken suchen. Vieilleville war ein Hofmann in der hochsten und würdigen Bedeutung dieses Worts, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, daß seine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte. Das schöne Bild des alten französischen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er stellt uns den Stand, zu dem er gehört, so würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbrauchen desselben aussöhnen konnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliebe, seinem Worte treu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde thatig, edel gegen seine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes. Er verstand in hohem Grade die Kunst, sich mit den entgegengesetzten Charakteren zu ver-

tragen, ohne dabei seinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm zu schmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenlose Höfling, seine persönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund seines Fürsten zu seyn, aber mit starker Seele und ruhmlicher Selbstverläugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der Alles Partei war, parteilos zu stehen, ohne seinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoß so vieler Interessen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel ohne Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürstengunst, mit der er angefangen hatte, auch mit in's Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke starb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofstaat auf seinem Schlosse zu Durestal besuchte, und er auf diese Art ein Leben, das sechzig Jahre dem Dienste des Souverains gewidmet gewesen war, noch gleichsam in den Armen desselben beschließen durfte.

Aber eben dieser Charakter erklärt uns auch das Stillschweigen über ihn auf eine sehr natürliche Weise. Alle diese Geschichtschreiber hatten Partei genommen; sie waren Enthusiasten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person wie der Marschall von Vieilleville, dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lobpreisen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte sich zu der Klasse der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des Montmorency und der Guisen, noch die der Condé und Coligny konnte sich rühmen ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muß, als daß sie die schöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfassen konnte. Desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den Ulysses als den Achilles zu seinem Helden wählen wird.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven seines Familienschlosses Durestal fanden sich Memoires über sein Leben, in zehn Büchern, welche Carloix, seinen Geheimschreiber, zum Verfasser haben. Sie sind zwar im dem lobrednerischen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geschichtschreibern jener Periode eigen ist; aber es ist nicht der rhetorische Ton des Schmeichlers, der sich einen Gönner gewinnen will, sondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das sich gegen einen Wohlthäter unwillkürlich ergießt. Auch wird dieser Antheil keineswegs versteckt, und die historische Wahrheit scheidet sich sehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für seinen Wohlthäter den Geschichtschreiber sagen läßt. Diese Memoires sind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erste Mal in Druck erschienen, obgleich sie schon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden sind.

Franz von Seepeaux, Herr von Vieilleville, war der Sohn des Renatus von Seepeaux, Herrn von Vieilleville, und Margarethens von La Jaille, aus dem Hause von Estonteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beispiel; auch war ihr Haus eins der angesehensten und immer voll der besten Gesellschaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edelknabe zu der Mutter Franz des Ersten, Regentin von Frankreich, einer Prinzessin von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn schon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel schlich sich der Edelknabe von seinem Hofmeister weg, ging zu jenem Edelmann, der erster Hausküchenmeister der Regentin war, und stieß ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, seine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieses Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König diese Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm selbst nicht so ganz mißbilligt wurde, weil die Hausoffiziere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn seiner Mutter der Regentin vorzustellen und ihm Vergebung zu verschaffen. Aber dieser hatte sich schon vom Hof weg, und zu seinem Vater nach Durestal begeben, um von diesem die nöthige Unterstützung zu einer Reise nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine schöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünfundzwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu seiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anstand und seiner Geburt gemäß erscheinen, stellte er sich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als seinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu seiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich Vieilleville aus, und wagte im Angesicht der ganzen Armee sein Leben, besonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzosen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausschweifungen hingerissen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, so viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem seiner Edelleute, Cornillon, der geschworen hatte, ihn niemals zu verlassen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man setzte seine Auslieferung auf dreitausend, und des Cornillon seine auf tausend Thaler, und ließ ihm die Freiheit, diese Gelder zu holen; jedoch würde sein Gesellschafter auf Lebenslang in Ketten geschlagen werden, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm diesen Vorschlag nicht an, und bat nur, daß man

Lautree von seiner Gefangennehmung unterrichten mochte; dieser schickte zwar das Geld zu seiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für seinen Gesellschafter nicht dabei war, so schickte Vieilleville sie wieder zurück, und bat nur, daß man des Lösegelds wegen an seinen Vater schreiben mochte; denn er wollte lieber in der Gefangenschaft verschmachten, als den verlassen, mit dem er sein Schicksal zu theilen versprochen hatte. Herr von Monaca bewunderte diese edle Weigerung, begnügte sich mit dem, was geschickt worden war, und gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieses Herrn von Monaco gefangen und schickte ihn unentgeltlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntschaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bei dem König gewesen, als er selbst bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville besuchte ihn eines Tages auf seinen Galeeren, deren er achte zum Dienste des Königs kommandirte. Doria bot ihm eine seiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hieß, wo er sogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ungefähr zwei Meilen davon war: so ging es sechs bis sieben Tage fort und alle vornehmen Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Offiziere und Soldaten dieser Galeeren des Nachts meist ins französische Lager gingen, ließ sechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang so wenig, daß bei dieser Expedition der Vicekönig selbst, der sich auf einer der Galeeren befand, getodtet wurde; zwei derselben wurden in Grund gebahrt und zwei andere genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, so daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebst einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und stürzte sich mit seinen Soldaten hinein. Während er aber auf diesem Schiffe focht, machten sich die Matrosen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen gerade zu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere schon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der seine meisten Soldaten verloren, mußte sich nun ergeben.

Als die erste spanische Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Kapitän und mehrere der Mannschaft hangen. Dieses erfuhr der Kapitän der Galeere, auf der sich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete sich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte diese Unentschlossenheit und beredete den Kapitän, in des Königs Dienste zu treten, der es auch annahm, und ihm nebst der ganzen Mannschaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdessen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht seinen Freund Vieilleville unter den auf dem Wasser schwimmenden Körpern suchen lassen, und war ganz trostlos über diesen Verlust. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Kapitän Napoleon, einen Korsen, mit der Regentin auslaufen, und in dieser Absicht nach Neapel segeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten sie eine Galeere, die ihnen kaiserlich schien, doch sahen sie auf dem Mastbaum einen Matrosen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten sie auch Musik, und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte sogleich die Regentin, und die Freude des Wiedersehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeschickt hatte, nahm er durch eine Kriegslist weg, und kam, anstatt gefangen zu seyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber seinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geschickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautree unternommen hatte, sehr langsam von Statten ging, so nahm Vieilleville seinen Abschied, und dieses zu seinem Glücke; denn drei Monate darauf riß die Pest ein, welche die meisten Offiziere der Armee dahinraffte.

Als er sich dem König bei seiner Zurückkunft vorstellte und ihn seiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, sagte ihm derselbe, daß schon Alles verziehen sey, da besonders die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, sich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, seinem zweiten Sohn (der ihm unter dem Namen Heinrich II. auf dem Throne folgte) mit den Worten: „Er ist nicht älter als du, mein Sohn; aber siehe, was er schon gemacht hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, so wirst du ihn einst zum Marschall von Frankreich erheben.“

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anstalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deshalb seine Armee bei Lyon zusammen. Das erste Geschäft war, sich Meister von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiserlichen diesen Schlüssel der Provence besetzten. Nach langen Berathschlagungen wählte der König selbst den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen seiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit sechstausend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeschickt, um dem Kaiser zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam, und es verschlossen fand, verlangte er mit dem Vicelegaten sich zu unterreden, der sich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn sehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu seinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er selbst wollte bei dieser Unterredung nur die sechs Personen bei sich haben, die er um ihn sähe, der Legat hingegen könnte so viele Begleiter mit sich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmsten aus der Stadt. Vieilleville versicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre; daß ihn aber der König ersuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiserlichen hineinzulassen, und deßhalb Geiseln zu stellen. Der Vicelegat willigte in den ersten Punkt; Geiseln aber wollte er in keinem Fall stellen.

Von den sechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Kapitänstitel, sie waren aber schlecht gekleidet; er bat daher, sie in die Stadt zu lassen, um sich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzustellen, was denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, sich unter die Thore zu stellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterließe. Unterdessen kamen

immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß der Vicelegat, noch seine Leute es gewahr wurden, denn man zonkte sich mit Fleiß wegen der Geiseln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüsten, wenn sie nicht gestellt würden. Da endlich Vieilleville sah, daß er stark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er zur Erde stürzte, zog den Degen, und drängte sich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüsse auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; sieben bis acht von den andern wurden erstochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen; hier aber standen die vier Soldaten, die sich sehr tapfer hielten und sie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenschüsse kamen dann tausend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn versteckt hatte, als Hinterhalt hervor, und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil seines Corps hatte Vieilleville auch herbeigerufen, und nun kamen sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüssel der Thore, die zudlieben, außer das Rhone-Thor gegen Villeneuve, welches schon französisch ist. Da sich Vieilleville nun durch diese Kriegslist Meister von der Stadt gemacht hatte, so fing er an, die Ordnung darin herzustellen, und die Soldaten im Zaum zu halten, so, daß keinem Einwohner, der sich ruhig verhielt, etwas zu Leide geschah, und keine Frauenspersonen mißhandelt wurden. Doch kostete ihm dies nicht wenig Mühe; er mußte sogar fünf bis sechs Soldaten und einen Kapitän niederstoßen, der mit Gewolt plündern wollte. Der Connetable lagerte sich nun bei Avignon und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieser ihn also an: „Nähert Euch, schönes „Licht unter den Rittern! Sonne würde ich Euch „nennen, wenn Ihr alter wäret; denn wenn Ihr „so fortfahret, werdet Ihr über alle Anderen leuchten. Parirt unterdessen den Streich von Eurem „König, der Euch liebt und ehrt," und schlug ihn „so, indem er die Hand an den Degen legte, zum „Ritter.

Nach dieser Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, sein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, seine Kompagnie von fünfzig Mann (Gensd'armes) zu übernehmen, da sie sonst in Bretagne bleiben müßte und keine Gelegenheit hätte, sich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutenont während seiner Abwesenheit in Bretagne seyn sollte. Vieilleville übernahm zwar die Kompagnie, allein die Lieutenantsstelle über die Proainz verbat er sich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es scheint sonderbar, daß Vieilleville nicht eine Kompagnie Gend'armes für sich selbst haben konnte; allein es war damals nicht so leicht, sie zu erhalten, und überdem verschmähte seine Delikatesse, dasjenige der Gunst zu verdanken, was er durch Verdienst zu erwerben hoffte. Zum Beweise dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieser nach dem Tode des Herrn von Chateaubriand die Kompagnie andat: er habe, sagte er, nach nichts gethan, was einer solchen Ehre werth wäre; worauf der König sehr verwundert und fast erzürnt sagte: „Vieilleville, Ihr habt mich „getäuscht, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, „wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg gewesen „wäret, Tag und Nacht gerennt seyn, um sie zu „begehren, und nun ich sie Euch von selbst gebe, „so weiß ich doch nicht, was für eine günstigere „Gelegenheit Ihr abwarten wollt." „Den Tag einer „Schlacht, Sire," antwortete Vieilleville, „wenn Ew. Majestät sehen werden, daß ich sie „verdiene. Nähme ich sie jetzt an, so konnten meine „Kameraden diese Ehre lächerlich machen, und sagen: ich habe sie nur als Verwandter des Herrn „Chateaubriand erhalten; lieber aber wollte „ich mein Leben lassen, als durch etwas Anderes „als mein Verdienst auch nur einen Grad höher „steigen."

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Ersten ließ dieser Monarch, der sich noch der Verdienste Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denselben zu empfehlen. „Ich weiß „wohl, mein lieber Sohn, du wirst St. Andre „eher befördern, als Vieilleville; deine Neigung bestimmt dich dazu. Wenn du aber eine vernünftige Vergleichung zwischen Beiden anstellen „würdest, so beeiltest du dich nicht. Wenigstens „bitte ich dich, wenn du sie auch nicht mit einander erhöhen willst, daß doch Letzterer dem Ersten bald folge." Der Dauphin versprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. Andre den Vorzug zu geben. Der König ließ sogleich Vieilleville rufen, reichte ihm die Hand und sagte ihm die Worte: „Ich konn bei der Schwäche, „in der ich mich befinde, Euch nichts Anderes sagen, Vieilleville, als daß ich zu früh für „Euch sterbe; aber hier ist mein Sohn, der mir „verspricht, Euch nie zu vergessen. Sein Vater „war nie undankbar, und nach jetzt will er, daß er „Euch den zweiten Marschallsstab von Frankreich, „der aufgeht, gebe, denn ich weiß wohl, wem der „erste bestimmt ist. Aber ich bitte Gott, daß er „ihn niemals Jemand gebe, als wer dessen so würdig ist, wie Ihr. Ist dies nicht auch deine Meinung mein Sohn?" Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König seinen Arm um Vieilleville; allen Dreien standen die Thränen im Auge. Kurz darauf ließen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geist auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod seines ältern Bruders, Dauphins von Frankreich, König, und schon nach sieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag, als Gesandter nach England zu gehen, um dem unmündigen Eduard und seinem Conseil neuerdings den Frieden zuzuschwören, welche Gesandtschaft er auch mit vieler Würde unternahm, und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Prozeß des Marschalls von Biez und seines Schwagers von Bervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Ersterer aber zu Gefängnißstrafe und Verlust seiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieillevillen aus eigenem Antrieb von den hundert Mann, die der Marschall von Biez kommandirt hatte, fünfzig geben; Vieilleville dankte aber sehr für die Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Mannes

seyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire," antwortete Vieilleville, „es „würde mir seyn, als wenn ich die Witwe eines „verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — „Auch hat es mit meiner Beförderung keine Eile; „denn ich weiß, daß Ew. Majestät gleich nach „Ihrem feierlichen Einzug in Paris beschlossen ha„ben, Boulogne den Engländern wieder wegzuneh„men. Vielleicht bleibt dabei ein Kapitän, ein „Mann von Ehre, dessen Platz Sie mir geben „werden, oder bleibe ich selbst; denn um meinem „König zu dienen, werde ich mich nicht schonen, „und dann bedarf ich keiner Kompagnie mehr." Dieses geschah in Gegenwart des Marschalls von St. André. Der König redete ihm noch sehr zu, allein Vieilleville blieb bei seiner Antwort: Lieber will ich des Marschalls, der hier ist, Lieutenant seyn, als die Kompagnie des Herrn von Biez, eines Verräthers, haben.

Der Marschall von St. André, der vorher schon gegen den König denselben Wunsch geäußert hatte, war äußerst froh über diese Erklärung. „Er„innert Euch, mein bester Freund, dieser Rede, „wobei Ihr den König zum Zeugen habt." Vieilleville sah sich jetzt gezwungen, die Lieutenantstelle anzunehmen; wiewohl er den Vorschlag in keiner andern Absicht gethan hatte, als um jenes erste Anerbieten abzulehnen.

Diese Kompagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marschalls sehr nachlässig zusammengesetzt worden. Sie bestand großentheils aus den Söhnen der Gastgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an diesen Wirthshäusern gewöhnlich Heilige vorstellten, so benannte sich dieses Volk nach diesen Heiligen. Daher war diese Kompagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Kompagnie Heilige aus dem Paradies geschickt habe, sie zu bewachen; Andere nannten sie die Gensd'armes der Litanei. So fand man auch in der ganzen Kompagnie nicht fünfzig Dienstpferde. Daher kam es auch, und besonders aus der Gunst, in der ihr Chef stand, daß sie nie zur Armee stießen; es hieß immer, sie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine so große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Musterung entlehnten diese Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturstücke, und so dauerte diese Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. André starb und nun sein Sohn sie bekam, der sie denn auch so ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, Vieilleville zu seinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen strengen und unerbittlichen Mann im Punkte der Zucht und Ehre kannte.

Vieilleville hatte diese Kompagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit sie nicht so leicht Waffen und Pferde entlehnen konnte. Hier erschien er nun mit sechzig bis achtzig braven Edelleuten aus den besten Häusern von Bretagne, Anjou und Maine, die meistens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten. Kaum war er angekommen, so überreichte man ihm eine Liste von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Attestats vom Doktor zurückgeblieben waren, welche er denn sogleich aus der Kompagnie ausstrich. Eben so machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener und dergleichen, die aus vornehmer Herren und Frauen Gunst in die Kompagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen standen, ließ er zu Pferde manövriren, und da sie gar nichts verstanden, so gaben sie den alten Soldaten viel zu lachen. Er schickte sie daher auch sogleich in ihre Wirthshäuser zurück, um den Gästen dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber, und bedienten sich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über sie herfielen, so nahmen die Andern Reißaus zur großen Belustigung der Gesellschaft. Und so entledigte sich Vieilleville dieses Gesindels, das zum Dienst des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und besetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und sich mit Anstand ausrüsten konnten. Jetzt ließen sich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limosin einschreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen; so daß diese Kompagnie bei der nächsten Musterung auf fünfhundert Pferde sich belief und eine der besten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als sie noch St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Bischof residirt, bat dieser den König, diese Stadt mit einem Einzug zu beehren, und versprach dabei, ihm ein Fest zu geben, wie er es noch nie gesehen. Der König, neugierig auf diese neue Festlichkeit, gestand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als sich eine Kompagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieses so natürlich, daß man sie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen schnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und so bis hin zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben so führten sie den König bis zu seiner Wohnung, vor welcher sie viele tausend Bärensprünge und Possen machten; sie kletterten wie Bären an den Häusern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhoben ein Geschrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da sie sahen, daß dem König dieses gefiel, versammelten sie sich alle Hundert und fingen ein solches entsetzliches Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hause mit der Dienerschaft hielten, scheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spaß sehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Deßungeachtet mochten sie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer sich auch darein mischten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo sein Vater Franz I. schon den Prinzen von Melphi zum Vicekönig eingesetzt hatte. Dieser Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, erzeigte Vieillevillen besondere Ehre, so daß er ihm selbst Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables von Montmoreney aus mehreren Wohnungen, die sie bestellt hatten, herauswerfen ließ, um sie für Vieilleville aufzubewahren; welches der Connetable sehr übel aufnahm, so, daß er dem Prinzen merken ließ, daß es dem Reisemarschall zustände, Jeden nach seinem Rang zu logiren. Hierauf sagte ihm der Prinz: „Herr, wir sind über den Bergen

„hüben — wenn Sie drüben sind, befehlen Sie „in Frankreich, wie Sie wollen, und selbst durch „den Stock; hier aber ist es anders, und ich bitte „mir aus, keine Anordnung zu machen, die nicht „befolgt werden würde.“ Der Prinz ging in seiner Achtung gegen Bieilleville so weit, daß er oft die Parole bei ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten sollte. Bieilleville, als feiner Hofmann, machte jedoch so wenig als möglich Gebrauch von diesen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete sich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienst des Königs zu erhalten. Bei seinem Aufstehen und Niederlegen waren alle Kapitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und diese war so reichlich besetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi sehr mager dagegen aussah.

Unterdessen bekam der König Nachricht, daß ein Aufstand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bordeaux den Gouverneur und andere beim Salzwesen angestellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable stellte dem König vor, daß dieses Volk immer rebellisch sey, und daß man die Einwohner dieser Gegend gänzlich ausrotten müsse. Er bot sich auch selbst an, dieses in's Werk zu richten. Der König schickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu bestrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Bieilleville begleitete. Der Volksaufstand hatte sich bei Annäherung der Truppen bald zerstreut, so daß der Connetable ganz ruhig in Bordeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Personen durch die schmerzhaftesten Todesarten hinrichten ließ. Besonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Offiziere in's Wasser geworfen hatten, mit den Worten: „Geht, ihr Herrn, und salzet die Fische „in der Charente!“ auf eine sehr schreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Kanaille, und drate die „Fische der Charente, die du mit den Körpern von „deines Königs Dienern gesalzen hast.“

Auf dem ganzen Wege nach Bordeaux hatte Bieilleville die Kompagnie des Marschalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt, und dabei so gute Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er stieg sogar nicht eher zu Pferde, bis seine Wirthe ihm geschworen hatten, daß sie Alles richtig erhalten. Als er mit dieser Kompagnie in ein großes Dorf drei Stunden von Bordeaux kam, fanden seine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl schöner Piken, Feuerrohren, Pickelhauben, Kuirasse, Helme, Schilde und Hellebarden versteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede setzte, antwortete mit Angst und Zittern, daß seine Nachbarn diese Waffen hierher versteckt hatten, weil sie wohl wüßten, daß er ein unschuldiger Mann sey. Und weil ich, setzte er hinzu, in den zwei Tagen, so Ihr bei mir seyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, so will ich Euch noch mehr sagen, daß fünfunddreißig Kasser und Kisten von verschiedenen Edelleuten, die sich in ihrem Haus nicht sicher glaubten, hierher gebracht worden, die ich habe einmauern lassen, weil es bekannt ist, daß ich nie mit diesem Unwesen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, daß weder sie noch ich Schaden leiden. Bieilleville, der wohl sah, daß er unschuldig, aber ein armer Tropf sey, befahl ihm, Niemand etwas davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verschließen, und stellte ihm ein Zeugniß aus, daß er selbst sie erkauft und bezahlt habe und abholen lassen würde. Er sollte sich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieser menschlichen Behandlung, wollte dieser Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn fast anbeten und bat auf den Knien, wenigstens die Waffen anzunehmen, besonders die Piken, die ganz neu und sehr schön wären. Allein Bieilleville wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bordeaux, blieb die Kompagnie in Garnison; er selbst aber nahm seine Wohnung in Bordeaux bei einem Parlamentsrath Valvyn. Dieser kam ihm gleich entgegen, und schätzte sich glücklich, einen Mann von solcher Denkungsart und Ansehen in seinem Hause zu haben, und desto mehr, da er auf falsche Anklagen von dem Connetable sehr gedrückt, ja sogar Hausgefangener sey. Bieilleville sicherte ihm allen Beistand zu und versprach, seine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, so erschien auch die Frau von Valvyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den sie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hause ihrer Schwester, der Witwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; sie hatte deswegen auch ihre zwei Nichten hierher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieser vier Mädchen auf das Dringendste. Sie warf sich vor ihm auf die Knie, allein Bieilleville hob sie auf und sagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geschehen lassen. Da sich die Mutter so getröstet sah, fing sie nunmehr zu erzählen an, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schwester wohnte, und Graf Sancerre hieß, und besonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das Reisig gesprungen seyen und sich hierher geflüchtet hätten. Bieilleville fragte sie, ob es nicht der Bastard von Beuil sey? — So heißt er, sagten sie. — „Nun „da muß man sich nicht wundern,“ versetzte Bieilleville; „bei dem Sohn einer H... ist für „Mädchen von Ehre in dergleichen Dingen nie „Friede, noch Sicherheit; denn es verdrießt ihn, „daß nicht alle Weiber seiner Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Witwe an, und klagte, daß der Bastard sie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Essen ging Bieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen seines angenommenen Sohnes vorstellte. Der Graf von Sancerre, um des Bieilleville Hauswirth zu besänftigen, ging mit ihm zum Abendessen nach Hause, wo er selbst seine Entschuldigung machte, und sie für die Zukunft sicher zu stellen suchte; allein sie trauten auch ihm nicht, und kamen, so lang die Armee in Bordeaux war, nicht mehr aus ihrer Freistatt. Sie erparten sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr,

denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geschlechts mußten auf den Knieen Abbitte thun; allein die Familie Valoyn blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieilleville erinnern ließ, sie nicht zurückzuhalten, worauf dieser aber ganz erzürnt sich erklärte: wenn man seine Hausleute zu dieser schimpflichen Abbitte zwingen wollte, so werde er selbst mit ihnen kommen; er versicherte aber, daß kein geringer Lärm darüber entstehen sollte.

Es geschah öfters, daß von den Kompagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bordeaux kamen, um sich Bedurfnisse einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzusehen. Einer von den Gens d'armen und zwei Bogenschützen machten sich dieses zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die sie hatten hängen sehen, hatten ausgesagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in seinrr Kirche geläutet habe. Sie hatten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwischen lassen, wenn er ihnen eine schöne Summe gabe. Der arme Pfarrer, der sich nicht ganz schuldlos fuhlte, versprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten sie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geständniß, wo er die reichen Gerätschaften der Kirche hinversteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles gestehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube fest, und beschlossen, wenn sie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubeingen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bordeaux, Vieilleville davon zu benachrichtigen, der sich sogleich zu Pferde setzte und, ohne daß die Bösewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abstieg, eben da sie mit drei reich beladenen Pferden daraus abziehen wolltrn. Den ersten, der ihm vorkam, stieß er sogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswurdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir auf die Priestee losgehen und Kirchen bestehlen?“ Die andern zwei wurden von ihren Kameraden selbst getödtet, damit die Kompagnie nicht beschimpft würde, wenn sie am Galgen stürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Messer an der Kehle hielten, daß er nicht schreien sollte. Er warf sich vor Vieilleville nieder und dankte für sein Leben und die Wiedererstattung seines Vermögens; dieser befahl ihm, die drei Todten zu begraben, und eine Messe für ihre Seele zu lesen.

Nachdem nun der Connetable in dieser Stadt ein schreckliches Beispiel seiner Strenge in der Bestrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinandergehen; die stehendbleibende Kompagnie aber wurde von ihm gemustert. Im Scherze sagte er zu Vieilleville, daß er selbst der Kommissär bei seiner Armee seyn würde; denn er hätte vernommen, daß die Kompagnie des Marschalls von St. André nicht vollzahlig, noch equipirt sey, hinreichende Dienste zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienstpferde darin wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz bescheiden, bei der Verabschiedung seine Kompagnie nicht zu schonen, wenn er sie so befände. Aber er solle wohl acht haben, daß, wenn er ihm selbst die Ehre anthun wollte, seine Kompagnie zu mustern, es ihm nicht gehe, wie den andern Komissären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der sich vorstellte, es geschehe ihnen etwas Unangenehmes. Ich behalte sie zum Mittagessen, antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bei der Musterung zu großer Bewunderung aller Anwesenden diese Kompagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und schien über sechshundert Pferde stark; denn er hatte die Reitknechte, so die Handpferde ihrer Herren ritten, in einiger Entfernung neben der Kompagnie stellen lassen und nicht hinter ihnen, wie es sonst gewöhnlich. Er selbst kam dem Connetable und allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelschimmel, der auf zweitausend Thaler geschätzt wurde, vor der Kompagnie entgegen, und zeigte da, wie er sein Pferd wohl zu reiten verstände. Er gab hierauf dem Connetable und allen diesen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gastmahl unter Hütten, die er aus Zwrigen hatte sehr artig aufrichten lassen.

Von Bordeaux aus führte er seine Kompagnie in ihre gewohnliche Garnison nach Xaintonge und ging sodann nach Hause, wo die Heieath des jungen Marquis von Espinay mit seiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder sich einfand, die alle auf das Beste und Kostbarste bewirthet wurden. Auch schlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwischen braven und tapfern Edelleuten und Offizieren in der Nachbarschaft entstanden waren, und ob er sie gleich sehr verwirrt fand, so wußte er sie doch, vermöge der großen Feetigkeit, die er im Umgang mit so vielen Nationen und seit so langen Jahren erhalten, sehr wohl auseinander zu setzen und auszugleichen, so daß man in dieser Art Händel sich von allen Seiten an ihn wendete, sogar die Marschälle von Frankreich, die das oberste Gericht über die Ehre des französischen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wuede Vieilleville nach Hof beordert, wohin er auch gleich den jungen Espinay mit sich nahm, denn er sollte keine Gelegenheit versäumen, sich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Konigs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marschalls von St. André, d'Apechon, nebst dem Herrn von Senneeterre, Byron, Forguel und La Roue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieses das konfiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limosin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geschenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeschoben, um desto gewisser dieses betrachtliche Geschenk, das nach Abrechnung aller Kosten der Erhebung Jedem zwanzigtausend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß sie bei dieser Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er sich durch ein so gehässiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgesehen, das arme Volk zu plagen und durch falsche Anklagen so manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus diesem Land mit seiner großen Armee, die schon so viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter seiner Würde und gegen alle christliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr in's Unglück zu bringen, und eher würde er sein Vermögen dazu verlieren, als daß sein Name bei diesen Konfiskationen in den Gerichten herumgezogen würde. —

„Denn," ſetzte er hinzu, „wir würden in allen „Parlamentrn einregiſtrirt werden und den Ruf „als Volksfreſſer verdienen; für zwanzigtauſend „Thaler den Fluch so vieler Weiber, Mädchen und „Kinder, die im Spital ſterben müſſen, auf ſich „zu laden, heißt ſich zu wohlfeil in die Hölle ſtür„zen. Ueberdem würden wir alle Gerichtsperſonen, „in deren Profit wir greifen, zu Gegnern und „Todfeinden haben." Er zog darauf ſeinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf ſein Name ſtand; eben dieſes that nun auch d'Apchon, der ganz ſchamroth geworden war, und Byron; ſie gingen alle Drei davon und ließen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche ſchon gar zu ſehr auf dieſen Profit gezählt hatten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſenhaftigkeit Vieilleville's, hoben das Brevet auf, und zerriſſen es unter großen Flüchen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und ſein Schwiegerſohn Eſpinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Geſandter geweſen, der Herzog von Sommerſet ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzoſen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Herrn von Eſpinay, ſich in ſeine beſte Rüſtung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben ſo zog er ſelbſt ſich an, nahm noch drei Edelleute mit, und ritt mit dieſem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wiſſen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Sommerſet in dem Platz ſey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieß, daß er in Boulogne ſey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte? allein es zeigte ſich Niemand. „Wenigſtens," „ſagte er, „wird doch vielleicht ein Sohn eines „Mylords ſich finden, der mit einem jungen „Herrn aus Bretagne, Eſpinay, der noch nicht „zwanzig Jahre hat, ſich meſſen will. Er komme, „damit wir nicht in's Lager wieder zurück kom„men, ohne uns gemeſſen zu haben; denn es geht „um die Ehre Eurer Nation, wenn ſich Niemand „zeigt." Endlich zeigte ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „Dieſer Mylord iſt Euer; „ſeht Ihr nicht, wie er auf engliſche Art reitet, „er berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſeinen „Knien. Sitzet nur feſt und ſenkt Eure Lanze „nicht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm; „denn wenn Ihr ſie ſchon von weitem herunter„laßt, ſinkt die Spitze, Ihr verliert den Augen„punkt, denn das Auge wird von dem Viſier ge„blendet." Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde würfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die Lanzen ein und ſtießen auf einander; der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich ſpringt Taitlabé, einer aus Eſpinay's Gefolge, vom Pferd herunter und ſchwingt ſich auf Dudley's ſpaniſches Roß; die Andern heben dieſen von der Erde, der Trompeter bläſt Viktoria, und nun eilen ſie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu, und verlaſſen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd, und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen vor, und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein ſchrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und ſeine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley bat jetzt, da ſie weiter in's Land kamen, den Herrn von Eſpinay, ſeine Ranzion zu beſtimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geſchäfte in England. Einer von ſeinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und ſagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bedfort verliebt, und auch Alles in Richtigkeit ſey, ſie zu heirathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauſes Eſpinay eingedenk zu ſeyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werden, denn ſie hätten ſchon genug, ſondern um Ehre zu erwerben, und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gern von ihm vier der ſchönſten engliſchen Stuten annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Karl V.) beizuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien, und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art; denn ſie reiſten nur fünf, ſechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſitzen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiß dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommnen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittageſſen hatte, unter Andern auch zwei Beiſitzer des kaiſerlichen Kammergerichts zu Speier, und die Bürgermeiſter von Straßburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieilleville bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte

beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeister ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem sehr rauhen Ton anfingen deutsch zu reden. Dieser aber machte ihren Zorn auf eine sehr geschickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Französisch, welches sie nicht verstanden, sagte: „Wundern Sie sich nicht, meine Herren, daß diese „Deutschen so aufgebracht sind, denn sie sind nicht „gewohnt, so bald von Tisch aufzustehen, nachdem „sie so vortrefflich gegessen und so köstlichen Wein „getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieser war so wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Gesandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II. vortrug, wie wenig rathsam es sey, Krieg mit dem Kaiser anzufangen. Nach dem König nahm sogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort, und stimmte gegen den Krieg: ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieilleville kam, der der ganzen Versammlung auf eine sehr bündige Art vorstellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutschen Fürsten beizustehen. Er eröffnete sodann dem König insgeheim, was ihm der Graf Nassau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiser sich in Besitz von Metz, Toul, Verdun und Straßburg setzen wollte, welches dem König sehr nachtheilig seyn würde. Der König sollte daher ganz in der Stille sich dieser Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie waren, bemächtigen. „Und was den Vor„wurf betrifft, Herr Connetable,“ indem er sich zu ihm wendete, „den Sie so eben bei Ablegung „Ihrer Stimme geäußert, daß die Deutschen eben „so oft ihren Sinn ändern, als ihren Magen lee„ren, und leicht eine Verrätherei hinter ihrem „Anerbieten stecken könne, so wünschte ich lieber „mein ganzes Vermögen zu verlieren, als daß ih„nen dieses zu Ohren käme; denn wenn solche sou„veraine Fürsten, wie diese sind, davon einer dem „Kaiser bei seiner Wahl den Reichsapfel, der die „Monarchie anzeigt, in die linke Hand, der an„dere den Degen, um sie zu schützen, in die rechte „gibt, und der dritte ihm die kaiserliche Krone „aufsetzt, weder Treu noch Glauben behalten; un„ter was für einer Rasse Menschen soll man diese „denn finden?“

Auf dieses wurde auch der Krieg beschlossen, und zu Ende des März 1552 sollte die Armee auf der Grenze von Champagne beisammen seyn, welches auch mit unglaublicher Geschwindigkeit geschah. Der Connetable nahm durch Kriegslist Metz weg, und kurz darauf hielt der König daselbst seinen Einzug. Bei dieser Gelegenheit musterte er seine Armee, und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, sehr gut equipirt. Der König übergab dieses schöne Corps dem jungen Espinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze desselben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieser Ausrüstung; denn die andern Städte waren aufmerksam geworden, und man fand sie gerüstet. Auch ließen die deutschen Fürsten den König wissen, daß ihr Friede mit dem Kaiser gemacht sey. Dieser Letztere hatte sich kaum der einheimischen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzosen die eroberten Grenzstädte wieder wegzunehmen. Auf das erste Gerücht dieses Einfalls warf sich der Herzog von Guise mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdun bekam der Marschall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Hrn. von Vieilleville bestimmt hatte, hatte sich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, so gern er Vieilleville belohnt hätte, und schickte diesen nach Verdun, um dem Marschall von St. André, dessen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieser Stadt gute Dienste zu leisten.

Vieilleville ließ Verdun sehr befestigen, allein zu seinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf diesen Platz losgehen würde, sondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm sich daher vor, die kaiserliche Armee, die sich wegen ihrer Größe sehr ausdehnen mußte, so viel möglich im Freien zu beunruhigen und sie in enge Grenzen einzuschließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Estain in Lothringen, welches Land vom Kaiser und den Franzosen für neutral erklärt war, den Kaiserlichen viele Lebensmittel zuführte, und beschloß daher, sich von Estain Meister zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bei sich hatte; er selbst hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei sich. Ein kleines Korps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen sollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen, und machte ihnen Vorwürfe, daß sie die Feinde der Krone unterstützten. Sie entschuldigten sich damit, daß sie thun müßten, was ihre Herrschaft ihnen befohle und das Beste ihrer Unterthanen mit sich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und „wie,“ sagte Vieilleville, „können wir nicht „auch etwas für unser Geld haben?“ — O! wa„rum nicht, antworteten sie. — „Nun so geht,“ befahl er den Bedienten, „und holt für uns und „unsere Pferde fur sechs Thaler. Blase, Trom„peter, unterdessen ein lustiges Stückchen, denn „bald werdet ihr euch was zu gute thun.“ Die wenigen Lanzenknechte, so der Amtmann bei sich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang streitig machen, aber sie wurden übel zusammengestoßen. Die vier Soldaten stiegen sogleich auf das Fallgatter, daß es nicht herunter gelassen werden konnte. Jetzt waren schon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Korps an, drang mit in die Stadt, und so waren sie Meister derselben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer sich gerettet. Vieilleville war so aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmannes, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieser Expedition überfiel er das Dorf Rougerieules, worin funf Kompagnien Lanzenknechte und eben so viele Schwadronen Reiter

lagen. Die Deutſchen in dem Dorf wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um ſieben Uhr war Alles vorbei, und Vieilleville ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Albert von Brandenburg gegen ihn ausrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Vieilleville ging nach Verdun zurück, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gonnen, denn er war drei Wochen lang bei ſtrenger Kalte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. André geſchickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die letzt eroberten elf Fahnen und Standarten bei, und ſo überſchickten ſie dem König zweiundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Kourier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beizuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden konnte, Toul belagern würde. Er mochte ſo viel Volk als möglich aus Verdun mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. André zu ſehr zu ſchwächen; denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenige Mannſchaft mit ſich, und ließ die erfahrenſten Kapitans bei dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bei dem Herzog von Nevers, worin beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach, die Räubereien, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchickte gleich nach obiger Berathſchlagung einen ſeiner Vertrauten und Spione, deren er zwei bei ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten ſollte, und auf was er ſorgfaltig zu merken habe. Er ſollte vorgeben, als gehorte er zum Hauſe der verwitweten Herzogin von Lothringen, Chriſtine, einer Nichte des Kaiſers, und habe von ihr Auftrage in's kaiſerliche Lager. Er ging ſpat aus, um eine gültige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen Tag nicht weiter reiste, damit er die Starke der Feinde, und was ſie im Werk haben konnten, deſto eher entdecken mochte. Dieſer gewandte und entſchloſſene Menſch machte ſich alſo, ohne daß Jemand etwas davon wußte, mit ſeiner gelben Schärpe, die das lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor der Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wa er hinwolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß war er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam, (es waren dieſe Don Alphonſo d'Ardolanequa, ein Spanier, und Fabrieio Colonna, ein Römer,) wußte er ihnen auch auf Alles ſo ſchicklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdecken konnten. Er bat ſich nun die Erloubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bei Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu beſtellen hätten? Er hoffe morgen dort zu ſeyn, und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdun angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fing er an: „O dieſe verdammte „franzoſiſche Kreter! Neulich ließ er zu Eſtain, das „er überfiel, einen meiner Brüder hangen, der „bei meinem Onkel, dem Amtmann, war, weil er „Spaniern über die Stadtmauer geholfen hatte. „Daß ihn die Peſt treffe! Mich koſtet es mein Le„ben, oder ich rache mich an ihm; denn die Un„gerechtigkeit war zu groß, da wir doch Alle ver„bunden ſind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles „zu thun, wie dies der Fall bei dem Kaiſer und „meiner Gebieterin iſt. Denn wenn zwei dieſer „Herren waren gefangen worden, ſo hatte man „viele heimliche Geſchafte von Sr. kaiſerlichen Ma„jeſtät erfahren. Und dieſer Wütherich hat meinen „Bruder todten laſſen, und er hatte keine weitere „Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchonigen, als daß „ſie die Neutralitat gebrochen hatten. Verdammt „ſey er auf ewig!“

Fabrieio Colonna und Don Alphonſo, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut wußten, und beſonders dieſen letzten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und verſprachen ihm, den Tod ſeines Bruders zu rachen, wenn er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwartete darauf: daß er auch ſein Leben dabei nicht ſchonen würde; aber er bitte ſie, vorher zum Kaiſer gehen zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil,“ ſagte er, „meine Botſchaft gewiſſe Staatsgeheimniſſe des Kö„nigs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit „Briefen ertoppt, ſo konnte ich die gonze Proving „in's Ungluck ſtürzen, denn durch dieſes iſt die „Neutralitat verletzt, und ich wäre in Gefahr, „gefangen oder wenigſtens gefoltert zu werden.“ Sie ließen ſich mit dieſem zufrieden ſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öffnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Andruch des Tages zeigt er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht in's Lager, bleibt daſelbſt den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba ſo einzuſchlafern, daß er ſogar einen Brief von ihm an Fabrieio und Alphonſo, ihre Geſchäfte betreffend, erhalt, worin ihnen beſonders aufgetragen wird, auf einen gewiſſen franzöſiſchen Befehlshaber, Namens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert ſehr vielen Schoden zugefügt, und jetzt ſichern Nachrichten zufolge ſeit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs an, deſſen Eifer für den Dienſt Sr. Majeſtät bekannt ſey. Sie ſollten daher keinen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn dieſe ſpaniſchen Herren ſehr, und ſagten ihm, daß er gar nicht nothig gehabt hätte, das Certifikat ſeiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten ſie ſich durch ſein Reden überzeugt, daß er kaiſerlich geſinnt ſey. Wenn

er reich werden wollte, sollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen so geschadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts Anders verlange, wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um sich wegen Ermordung seines Bruders zu rächen. Er forderte sie noch dazu auf, ihm als treuem Diener des Kaisers mit Macht bei dieser Unternehmung beizustehen, denn sein Bruder sey im Dienst Sr. kaiserlichen Majestät gehängt worden.

Sie, die diesen Eifer mit Thränen begleitet sahen, denn diese hatte er in seiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und Don Alphonso will ihm eine goldene Kette, fünfzig Thaler werth, umhangen; aber er verwirft dieses Geschenk mit Unwillen und sagt, daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiser einen ausgezeichneten Dienst geleistet, und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo sein eigenes Interesse am meisten im Spiel sey, denn er habe hier sein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er sie, nicht weiter in ihn zu dringen, und ihm nur freie Hand zu lassen. Nur sollten sie ihm jetzt erlauben, sich seiner guten Gebieterin sogleich zu zeigen; er verspreche auf seiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine so edelmuthige Weigerung, das Geschenk anzunehmen, und all die schönen Worte brachten Don Alphonso und Fabricio ganz in die Schlinge, so daß sie seine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreisen, um ihn bald wieder zu sehen.

Er machte sich nun sogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn schon für verloren hielt, denn er war schon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und seltsame Kriegslist ein, welche er auch sogleich in's Werk setzte, ohne einen Menschen dabei zum Vertrauten zu machen. Er instruirt ihn, nach Pont-à-Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé sur Moselle reiten würde, um mit seiner Gebieterin, die daselbst sich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser noch lange dauern sollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteser-Stückchen tanzen lassen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um sein Land bringen); er solle aber ja sich der nämlichen Worte bedienen. Er solle noch hinzu setzen, daß Vieilleville, der die Garnison von Pont-à-Mousson fürchte, hundertundzwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte, zur Begleitung mit sich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht sehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, seine Anstalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt seines Pferdes reiten.

Des Nachts um elf Uhr ritt der Kundschafter weg, und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mousson an, welche durch seinen Bericht in ein frohes Erstaunen gesetzt werden. Mit möglichster Schnelligkeit machen sie ihre Anstalten, diesen glücklichen Fang zu thun, an dem sie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garnison, die noch einmal so stark war, als der Feind, dem man sie entgegenführte, mußte ausreiten, so daß nur etwa fünfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt sich des Sieges schon für gewiß.

Vieilleville hatte indessen, sobald der Kundschafter aus den Thoren von Toul war, alle seine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zusammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei sie sich aber nicht verdrießen lassen müßten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er versicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und sie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden, und machten sich sogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten drittehalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Rouzieres. Hier vertheilte Vieilleville die Truppen, und legte sie an verschiedene Plätze in Hinterhalt. Er selbst hielt mit hundertundzwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde festgehalten, damit der Feind nichts erfahren konnte. Sobald man den Feind sähe, sollte man machen, was er mache; die Trompeter sollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blasen, bis er es befehle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abwesenheit seines Kundschafters sich in der ganzen Gegend umgesehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrener Soldat seinen Hinterhalt am besten anlegen konnte.

Nachdem Alles auf diese Weise angeordnet war, verflossen kaum drei Stunden, als der Feind sich zeigte. „Wenden wir uns nach Toul zurück," sagte Vieilleville, „als wenn wir fliehen wollten, „jedoch in langsamem Schritte, und fangen sie an, „uns in Gallop zu verfolgen, so gallopiren wir „auch, bis sie an unserm Hinterhalt vorbei sind. „Geschieht dieses, so sind sie unser, ohne daß wir „nur einen Mann verlieren."

Der Feind, der sie fliehen sah, setzte ihnen in starkem Gallop nach mit einem schrecklichen Siegesgeschrei. So wie sie den Hinterhalt hinter sich haben, kommandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blasen. Zugleich machen sie Fronte gegen den Feind, und rüsten sich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundertundzwanzig Pferde von der einen Seite, funfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetose in vollem Rennen daherspringen, welches die Feinde so überrascht, daß sie ganz bestürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdessen warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegenkam. Schüsse fielen von allen Seiten, daß man nur schreien hörte: Misericordia. Signor Vieilleville... Buona Guerra, Signori Francesi. Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menschen und Pferde dahin, so daß Vieilleville das Gefecht und Gemetzel aufhalten ließ, und der übrig gebliebene Theil ergab sich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zwei hundert und dreißig blieben auf dem Platz und funfundzwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabrizio Colonna sich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück seiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hatte berichten können.

Nach dieser tapfern und siegreichen Unternehmung schickte Vieilleville einen Theil seiner Leute, nebst dem gefangenen feindlichen Anführer,

zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen wurden an einen sichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog sagen, könne er noch nicht mitschicken, da er sie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn kame. Als man in ihn drang, zu sagen, was dies für ein Unternehmen sey, antwortete Vieilleville: er sey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabrieio Colonna, der ihn an seinen Kundschafter geschenkt habe, um ihn zu todten, und jetzt selbst von seiner Gnade abhange.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville seinen Kundschafter und sagte ihm: „Nimm meine „weiße Standarte, meinen Kopfhelm und meine „Armschienen, und gehe nach Pont-à-Mousson. „Bist du eine Viertelstunde von der Stadt, so „fange an zu gallopiren und rufe Victoria, sage, „daß Colonna den Vieilleville und sein ganzes Korps geschlagen, und daß er ihn mit dreißig oder vierzig andern französischen Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen zum Wahrzeichen „meine Waffen. Hier hast du vier unbekannte „Diener, die dir sie tragen helfen. Nimm noch „einen Bündel zerbrochene Lanzen mit den weißen französischen Fähnchen, um deine Rede zu „unterstützen. Zeige ihnen ein recht frohliches „Gesicht und schimpfe auf mich, was du nur „kannst, daß du in zwei Stunden mein Herz „aus dem Leibe sehen müßtest, wenn ich es nicht „mit zehntausend Thaler auslöste. Vergiß aber „nicht, sobald du im Thor bist, auf dasselbe zu „steigen, als wolltest du meine Feldzeichen aufhangen, und hatte dich bei dem Fallrechen und „Fallbrücken auf, daß man sie nicht niederlasse. „Gott wird das Weitere thun.“

Saligny, so hieß der Kundschafter, machte sich frisch auf, um seinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdessen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und sonst Alles, was sie von kaiserlichen oder burgundischen Zeichen an sich tragen, anzulegen. Von den eroberten spanischen Standarten gab er eine dem Herrn von Montdourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle die, so aus der Stadt herauskamen, um die französischen Gefangenen zu sehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner seyen. Vergaße aber Don Alphonso sich so sehr, daß er selbst den Platz verließe, um dem Colonna über einen so wichtigen Sieg Glück zu wünschen, so sollten sie ihn festhalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas anderes zu Leide zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, sagte er, die Stadt ist unser, wenn sich Niemand verräth.

Jedermann stand erstaunt da, denn er hatte sich Niemand vorher entdeckt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundschafter abschickte. Dieser sprengte, sobald er sich der Stadt näherte, mit seinen vier Waffenträgern im Gallop an, und rief: „Victoria! Victoria! der „verdammte Hund von Franzmann, der Vieilleville, und seine Leute alle sind geschlagen, „Fabrieio führt ihn gefangen dem Don Alphonso zu. Hier sind seine Waffen, seine Arm„schienen, sein Feldzeichen. Mehr als hundert „Todte liegen auf dem Platz, die Andern alle sind „geschlagen und verwundet. Man hätte sie alle in „Stücken hauen sollen, wenn es nach meinem Sinn „gegangen wäre. Victoria! Victoria!“

Die Freude unter den Soldaten war so groß, daß die Wenigen, so zurückgeblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu sehen, und Fabrieio alle Ehre zu erzeigen; denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alphonso, sobald er die Waffen und Armschienen, eines Prinzen würdig, so viele Lanzenstücke und weiße Standarten sah, fragte weiter nicht, sondern setzte sich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabrieio entgegen. Orvaulx und Otivet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geschrei entgegen: Victoria! Victoria! los Franceses son todos matados (die Franzosen sind alle getodtet). Alphonso, dem dieses Geschrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen sie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bei sich hat, selbst die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten dasselbe Schicksal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barré, dem Don Alphonso die Standarte, welches gerade die von seiner Kompagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwischen den zwei Andern reiten zu lassen. Einer, Namens le Gree, der spanisch redete, mußte ihm sagen, daß, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria schrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme. Mesnit-Barré sollte dieses ausführen. Alles fing jetzt an, zu gallopiren, als man einen Büchsenschuß von den Thoren war. Le Gree war voran, der auf spanisch Wunder erzählte, so daß die Garnison, die acht spanisch war, als sie Alphonso unter den Gallopirenden und Schreienden sah, Platz machte, und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit, die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich anderte man die Sprache, und hieb sie alle zusammen. France, France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und besetzen die Thore, und so ist Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derselben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hineinschaffen lassen, um unter der Hand die Armee des Kaisers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonso anbetrifft, so fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf seinem Bette ausgestreckt. Vincent de la Porta, ein Neapolitanischer Edelmann, dem er von Vieillevillen war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, sich auszukleiden, ob er gleich sehr in ihn drang. Die Kalte konnte nicht Schuld an seinem Tode seyn, denn der Edelmann und sechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein so großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, sich so leichtsinnig in die Falle gestürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltsamer Weise nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor seinem Herrn jemals zu erscheinen, der ohnedem schon gegen alle Feldherren und vornehmen Offiziere seiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog van Alba

den Tag vor seiner Gefangennehmung geschrieben hatte; denn dieses war der Inhalt des Briefs, den le Gree in's Französische übersetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Komplimenten also an:

„Der Kaiser, der wohl wußte, daß die Bresche (vor Metz) ziemlich beträchtlich sey, aber keiner seiner Offiziere sich wagte, hineinzudringen, ließ sich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er sie gesehen, sehr zornig: „Aber um der „Wunder Gottes willen! warum stürmt man denn „da nicht hinein? Sie ist groß genug und dem „Graben gleich, woran fehlt es denn, bei Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wußten für ganz gewiß, daß der Herzog von Guise hinter der Bresche eine sehr weite und große Verschanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerschlünden besetzt sey, so daß jede Armee dabei zu Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel!“ fuhr der Kaiser weiter fort, „warum habt Ihr's nicht versuchen lassen?“ Ich war genothigt, ihm zu antworten, daß wir nicht vor Düren, Ingolstadt, Passau, noch andern deutschen Stadten waren, die sich schon ergeben, wenn sie nur berennt sind, denn in dieser Stadt seyen zehntausend brave Männer, sechzig bis achtzig von den vornehmsten französischen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majestät aus den blutigen und siegreichen Ausfällen, bei denen wir immer verloren, ersehen konnten. Auf diese Vorstellungen wurde er nur noch zorniger und sagte: „Bei Gott, ich sehe wohl, daß ich „keine Männer mehr habe; ich muß Abschied von „dem Reich, von allen meinen Planen, von der „Welt nehmen, und mich in ein Kloster zurück„ziehen; denn ich bin verrathen, verkauft, oder „wenigstens so schlecht bedient, als kein Monarch „es seyn kann; aber bei Gott, noch ehe drei „Jahre um sind, mach' ich mich zum Monch.“—

„Ich versichere Euch, Don Alphonso, ich hätte sogleich seinen Dienst verlassen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn ist er bei dieser Belagerung übel bedient worden, so muß er sich an Bradançon, Feldherrn der Königin von Ungarn, halten, der diese Belagerung hauptsächlich kommandirt, und gleichsam als ein Franzose anzusehen ist, so wie auch die Stadt Metz im französischen Klima liegt; und er rühmte sich überdies, ein Verständniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, seyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer stärksten Seite angegriffen, unsere Minen sind entdeckt worden, und haben nicht gewirkt. So ist uns Alles übel gelungen, und gegen alle Hoffnung schlecht von Statten gegangen. Wir haben Menschen und Wetter bekriegen müssen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um seine Halsstarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und seine Fehler. Alle Tage sieht er sein Fußvolk zu Haufen dahin sturzen, und besonders unsere Deutschen, die im Koth bis an die Ohren stecken. Schickt uns doch ja die elf Schiffe mit Erfrischungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen bestimmt haben, denn unsere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber seyd auf Eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen; denn der Kaiser ahnet viel Schlimmes, da er schon lange her seine Tapferkeit und Verschlagenheit kennt, so daß er sogar sagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich; denn als er in die Provence, in's Königreich eingedrungen, sey Vieilleville ihm zuvorgekommen, und habe sich durch eine feine Kriegslist von Anignon Meister gemacht, daß der Connetable seine Armee zusammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es sollte mir leid thun, wenn unsere Nation, die er jedoch weniger begünstigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Ursache zur Unzufriedenheit gabe u. s. f.“ Nach Lesung dieses Briefs war es klar, welches die wahre Ursache seines Todes gewesen, denn Alphonso hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf diese Nachrichten selbst vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man sich zum Mittagessen setzen wollte. Vieilleville ging ihm sogleich entgegen; es wurde beschlossen, einen Kourier an den König abzuschicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonso mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kundschafter, mit Namen Habert, schickt man in's kaiserliche Lager, um aufmerksam zu seyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war sehr schlecht befestigt, und Vieilleville war der Meinung, sie lieber sogleich zu verlassen, als zu befestigen, um die Neutralität nicht zu verletzen, und dem Kaiser keine Ursache zu geben, sich der andern Städte von Lothringen zu versichern.

Den andern Tag schlug Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiserlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen, und so die Feinde anzulocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei seyn; doch überließ er Vieilleville alle Anstalten und das Kommando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die sie für Spanier und Deutsche hielten. So kamen sie bis Corney, den halben Weg von Pont-à-Mousson nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiserlichen Lager. Da sie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet sie nicht sicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf diesem Weg trafen sie ein großes Convoi von sechzig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu spät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn sie waren auf vier Stunden entfernt, und es schneite außerordentlich stark. Es wurde daher beschlossen, in Corney zu übernachten, obgleich ein sehr unbequemes Nachtquartier daselbst war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf sechs Wagen mit Wein und andern ausgesuchten Lebensmitteln, welche die Herzogin von Lothringen dem Kaiser, ihrem Onkel, für seine Tafel schickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten diese Leckereissen, worunter unter andern zwölf Rheinlachse und die Hälfte in Pasteten waren. Wie sie die rothen Feldzeichen sahen, riefen sie: da kommt die Eskorte, so uns der Kaiser entgegenschickt! Wie groß war aber nicht ihr Erstaunen, als sie auf einmal rufen hör-

ten: France! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Vignaucourt, fragte: „ob dieser Trupp nicht „dem Herrn von Vieilleville zugehörte.“ Warum? fragte Vieilleville selbst. „Weil er „es ist, der Pont-à-Mousson mit den kaiserlichen „Feldzeichen eingenommen hat, worüber der Kaiser „außerordentlich aufgebracht ist. Ich war gestern „bei seinem Lever, und ich hörte ihn schworen, „daß, wenn er ihn ertappte, er ihm übel mitspie„len wollte. Dieser Verräther Vieilleville, „sagte er, hat mit meinem Feldzeichen Pont-à„Mousson weggenommen, und mit kaltem Blut „meinen armen Don Alphonso umgebracht, auch „alle darin befindlichen Kranken tödten lassen, und „die Lebensmittel, die für mich bestimmt waren, „weggenommen. Aber ich schwöre, bei Gott dem „Lebendigen, daß, wenn er jemals in meine Hände „fällt, ich ihn lehren will, solche Treulosigkeiten zu „begehen, und sich meines Namens, meiner Waffen „und Zeichen zu meinem Schaden zu bedienen. „Auch der mächtigste und tapferste Fürst müßte „auf diese Art hintergangen werden. Er soll ver„sichert seyn, daß ihm nichts Anders bevorsteht, „als gespießt zu werden, und verdamm' ich „ihn von diesem Augenblick an zu dieser Strafe, „wenn ich ihn bekomme. Und ihr Andern, euch „mein' ich, die ihr mein Heer kommandirt, was „für Leute seyd ihr, daß ihr nichts gegen diesen „Menschen unternehmt? denn ich hörte noch gestern „von Jemand, der mir treu ist, daß er noch im„mer alle Tage mit seinen Soldaten herumstreift „in rothen Schärpen mit den spanischen und bur„gundischen Feldzeichen, unter welchen er viele „Tausend meiner Leute ermordet, denn Niemand „setzt ein Mißtrauen darein. Beim Teufel auch, „seyd ihr Leute, so etwas zu ertragen, und liegt „euch meine Ehre und mein Dienst nicht besser „am Herzen?“ Auf diese zornige Aeußerung entstand unter den Prinzen und Grafen, die in seinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und sie entfernten sich voll Zorn. Vieilleville mag sich in Acht nehmen: denn sie sind sehr giftig auf ihn, besonders die Spanier, wegen des Don Alphonso d'Ardolanga, den er auf eine so grausame Art hat umbringen lassen.

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alphonso auf seinem Bett todt gefunden worden, und Niemand seinen Tod befördert hatte. Vieilleville wurde lieber wünschen, niemals gelebt zu haben, als sich einer solchen That schuldig zu wissen. Er fürchte sich jedoch nicht vor des Kaisers Drohungen. Seine Ehre erfordere es, zu beweisen, daß es eine Unwahrheit sey, ihn einer solchen Unmenschlichkeit zu beschuldigen. Vignaucourt merkte an diesen Reden, daß Vieilleville mit ihm spreche; auch winkten ihm die Andern zu, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieses beschloß Vieilleville, mit dem Herzog von Nevers sich zurückzuziehen. Kaum waren sie eine halbe Stunde von Corney, als Hadert einhergesprengt kam, und sie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitausend Schützen und tausend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiser geschworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. „Seyd willkommen, Hadert, Ihr bringt mir gute Botschaft,“ sagte er darauf, und drang nun in den Herzog von Nevers, sich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehen, indem er einen solchen Prinzen nicht der Gefahr aussetzen könne; er selbst aber wolle bleiben, und diesen Spanier mit seinen großen Worten erwarten. „Wollt ihr Alle, die ihr hier seyd,“ sprach er dann mit erhobter Stimme, „meinen Entschluß unterstützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch List und Ueberfall.“ Er nimmt darauf die rothen Standarten, und reißt sie in Stücken, befiehlt die spanischen Schärpen zu verbergen, und die französischen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, sie wollten zu seinen Füßen sterben, und zerrissen Alles, was sie Rothes an sich hatten. Der Herzog von Nevers stellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit sey, in einem Dorfe, das keine Befestigung hatte, wo man von allen Seiten hinein konne, sich zu halten. „Das ist Alles Eins,“ antwortete Vieilleville, „ich weiß, womit ich sie schlage, oder sie wenigstens fortjoge. Sehen Sie dort jenes Buschholz und links diesen Wald; in jenes verstecke ich zweihundert Pferde, die sollen ihnen unversehens auf den Leib fallen, wenn sie im Angriff auf unser Dorf begriffen sind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, so würden sie davon müssen. Lassen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich, Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich geracht seyn.“

Da der Herzog von Nevers sah, daß er nicht abzubringen sey, bestand er darauf, bei dieser Unternehmung zu bleiben, welche Vorstellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beschlossen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranstalten; sie waren nur noch tausend Schritte davon entfernt, als sie einen Mann durch das grüne Korn laufen sahen, worauf sie Halt machten. Es war der Maire von Villesaleron, der ihnen schon gute Dienste geleistet hatte. Dieser sagte, daß sie sich retten sollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit viertausend Mann Fußvolk, zweitausend Pferden und sechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieses waren sie, zu großem Verdruß von Vieilleville, genothigt, das Dorf zu verlassen. Die acht lothringischen Edelleute wurden freigelassen. Noch beim Weggehen sagte Vignaucourt, er wundere sich gar nicht, wenn Vieilleville solche Dinge ausführte, da er so vortrefflich bedient sey, denn er wolle verdammt seyn, wenn er nicht Jenen, Namens Hadert, im Zimmer des Kaisers gesehen habe, wo er vorgegeben, daß er vom Oberst Schertel geschickt sey, und diesen krank in Straßburg verlassen habe. Und diesen Letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen sehen.

Den Sonntag darauf, den 4sten Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deserteurs, daß der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf seinem Gute Durestal, und erholte sich von den Mühseligkeiten des Krieges. Unterdessen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Gonnar gegenwartig kommandirte, zugedacht; besonders verwendeten sich für ihn der Herzog von Guise und von Nevers als Augenzeugen seiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf sich auch hier dazwischen, und stellte

vor, daß man Herrn von Gonnor, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht absetzen könne, und es Vieillevillen lieber seyn würde, wenn ihn der König zu seinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er seine Familie und Güter hatte. Denn der Herzog von Estampes, jetziger Gouverneur von Bretagne, sey sehr krank, es würde sodann der Herr von Gye, sein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville dessen Stelle erhalten konnen.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Ostern 1553 durch den Sekretär Malestroit heimlich benachrichtigt, um sich auf eine Entschließung gefaßt zu halten. Das Schreiben des Königs vom 22. April 1553 kam auch wirklich an, und war so abgefaßt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König sehr ehrerbietig, wie ihn hauptsächlich vier Ursachen hinderten, diese Gnade anzunehmen. Erstlich sey Estampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieses Beide von einander entfernen, da sie jetzt in gutem Vernehmen stünden; überdem sey er ja selbst zwei Jahre älter als der Herzog von Estampes. Zweitens habe er sehr viele Verwandte und Freunde, die sich vielleicht auf ihre Verwandtschaft stützten, und sich gegen die Gesetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, streng verfahren müßte, und doch würde es ihm leid seyn, seine Bekannten als Verbrecher behandelt zu sehen. Drittens sey er gar noch nicht in den Jahren, um sich in eine Provinz versetzt zu sehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer spazieren zu gehen, und die Ebbe und Flut zu beobachten. Er habe erst zweiundvierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu seyn, Sr. Majestät vor dem Feind zu dienen. Es wurde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Gyé zu dienen, der ein Unterthan von ihm sey, und mit dem er nicht ganz gut stehe. Er wisse, daß Se. Majestät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er sey verwundert, wie man sich so zwischen den König und ihn werfen, und Alles vereiteln könne, was ihn dieser bestimmt habe.

Als der König diesen Brief gelesen, wurde er aufgebracht, daß man ihm so entgegenstünde, ließ den Connetable rufen, und sagte ihm sehr bestimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben solle, Gonnor solle sogleich aus Metz heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geschah. Er brachte eine sehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu sprechen hatte, und die Kommandanten von Toul und Verdün so eingeschränkt wurden, daß sie gleichsam nur Kapitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garnison auf zwei Monate mitgebracht, und ließ ihn austheilen, jedoch so, daß Mann vor Mann von dem Kriegskommissär verlesen wurde, wie sie in den Listen standen. Sonst hatten die Kapitäns die Lohnung für ihre Kompagnien erhalten, und manche Unterschleife damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen dabei viel, da sie sonst ganz von der Gnade des Kapitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen schuldig war. Nachdem nun Gonnor Alles, was in den Arsenalen war, übergeben hatte, verließ er Metz, und empfahl Vieillevillen besonders den Sergentmajor von der Stadt, den Kapitän Nycollas, und den Prevot, Namens Baurés; er lobte sie außerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville sogleich ein Mißtrauen schöpfte, das er aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garnison in großer Unordnung; sie war stolz dadurch geworden, daß sie gegen einen so mächtigen Kaiser eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis sechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer sich am tapfersten gehalten hatte. Oft fielen sie unter den Offizieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen sich die Soldaten für ihre Offiziere die Hälse. Vieilleville war deßhalb in großer Verlegenheit; er mußte fürchten, durch scharfe Befehle einen Aufstand zu erregen, der um so gefahrlicher war, als der Graf von Mannsfeld im Luxemburgischen, wo er kommandirte, und besonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner selbst voll Verzweiflung; denn nachdem der Kaiser hatte abziehen müssen, sahen sie wohl, daß sie das französische Joch nicht wieder abschütteln konnten. Ueberdies waren sie auf eine unleidliche Art durch starke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geistlicher noch Adeliger, noch eine Gerichtsperson, die davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es Vieilleville gegen seine Ehre und Würde, solche Ungezogenheiten fortgehen zu lassen, und er beschloß daher, was es auch kosten möge, seinen Muth zu zeigen, und sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen.

Er ließ daher schnell alle Hauptleute versammeln, und that ihnen seinen Vorsatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verlesen lassen, von denen Niemand, wiß Standes er auch sey, sollte ausgenommen seyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie fest er bei einer Sache bleibe, wenn er sie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch ließen sie bei dieser Gelegenheit den Wunsch merken, daß er weniger streng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte gewesen seyn. Er stellte ihnen aber vor, daß es schandlich wäre, sich vom Geiz beherrschen zu lassen, und dieses Laster sich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin fest entschlossen, sagte er, auch nicht im Geringsten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verlesen, besonders auf dem großen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Offizieren aufmarschirt war; er selbst hielt dort auf seinem schönen Pferd mitten unter seiner Leibwache von Deutschen — sehr schone Leute, die ihm der Graf von Nassau geschickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitäxten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieses war seine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als sie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieses einen solchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entstand, als zwischen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter dessen Kompagnie der noch lebende Soldat stand, diesen, der sich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo sodann der Kopf erst dem Getödteten, und sodann dem andern Soldaten abgeschlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Sol-

daten unter dem Vorwand, Wildpret zu schießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen, und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derselben, die sogleich die Folter so stark bekamen, daß sie sieben ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ diese sogleich aus ihren Betten ausheben, und war selbst bei diesen Gefangennehmungen mit seinen Garden und Soldaten. Diese zehn Straßenräuber wurden in sein Logis gebracht, hier vier bestohlenen Kaufleuten vorgestellt, und ihnen, da sie erkannt wurden, sogleich der Prozeß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren schon drei davon gerädert, und die Uebrigen gehangen, so daß ihre Kapitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieses ein großes Schrecken in der Garnison, das sich dadurch noch vermehrte, als man sah, daß er gegen seine Hausdienerschaft noch strenger war. Einer seiner Bedienten, der ihm sieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, bestürmt hatte, und einer seiner Köche, der ein Gasthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken so gewippt, daß er Zeitlebens den Gebrauch seiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, sondern sie vorher auf den dazu bestimmten Platz kommen zu lassen.

Während der Belagerung hatten mehrere Offiziere, während daß sie die Männer auf die Walle schickten, um daselbst zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauset, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es sey durch die Kanonen geschehen, so daß jetzt noch sechsundzwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Offiziers und Soldaten versteckt hielten. Der vorige Kommandant hörte auf die Klagen, welche deßhalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abstellte, theils auch, weil er selbst ein solches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei sich hatte, die er Frau von Gannor nennen ließ. Jetzt, da man sah, wie gerecht und unparteiisch Bieilleville in Allem verfuhr, beschlossen die Anverwandten, eine Bittschrift einzureichen, und dies geschah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Offizier da gewesen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß sie ein halbes Jahr hatten hingehen lassen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß sie gefürchtet hatten, eben so, wie beim Herrn von Gennor, abgewiesen zu werden. „In der „That," versetzte er, „ich kann euch nichts we„niger als loben, daß ihr mein Gewissen nach dem „meines Vorfahren gemessen habt; jedoch solle ihr, „noch ehe ich schlafen gehe, Genugthuung erhalten, „wenn ihr nur wißt, wo man die Euren versteckt „halt." Hierauf versicherte einer, Namens Bastoigne, dem seine Frau, Schwester und Schwägerin geraubt waren, daß er sie Haus für Haus wisse. „Nun gut," sagte Bieilleville, „„geht „jetzt nach Hause, und Punkt neun Uhr des Abends „„sollt ihr eure Weiber haben; ich wahle mit Fleiß „„eine solche Stunde, damit die Nacht (es war im „„Oktober) eure und eurer Verwandtinnen Schande „„verderge. Laßt euch indessen nichts bis zur be„„stimmten Stunde merken, sonst konnte man sie „„entfernen."

Er machte darauf die nöthigen Anstalten, stellte, gegen Abend in den Hauptstraßen Wachen aus, ließ einige Truppen sich parat halten, und nun nahm er selbst mit einiger Mannschaft die Haussuchung vor, so wie sie ihm von den Supplikanten bestimmt worden war. Zuerst ging er auf das Quartier des Hauptmann Roiddes los, der die schöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bei sich hielt, stößt die Thüren ein und tritt in's Zimmer, eben als sich der Kapitän mit seiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieser wollte sich Anfangs wehren; als er aber den Gouverneur sah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Bieilleville antwortete: er suche ein Huhnchen, das er seit acht Monaten fültere. Der Kapitän, welcher besser handeln als reden konnte (es war ein tapferer Mann), schwur bei Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Kapaun in seinem Hause habe, und keine solche Thiere ernahre. Alles fing an zu lachen, selbst Bieilleville mäßigte seinen Ernst, und sagte ihm: Ungeschickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieses den Augenblick, oder morgen habt ihe bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Solbat ließ unterdessen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er sich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdessen hatte sich die Frau, ihre Unschuld zu beweisen, zu ihrem Manne geflüchtet, und Bieilleville ließ, als er dieses horte, den Kapitän Roiddes, den man schon gefangen wegfuhrte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuschlagen, wieder los. Als dieses die andern Offiziere hörten, machten sie ihren Schönen die Thure auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Anverwandten flohen. Bieilleville setzte die Haussuchung jedoch noch sechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß sich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren sieben adelige Familien, die sich ausschließend das Recht seit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeister der Stadt zu wahlen; welches ein sehr bedeutender Platz ist. Sie waren von diesem Vorrecht so aufgeblasen, daß, wenn in diesen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünschte, daß es eines Tages Oberbürgermeister von Metz oder wenigstens König von Frankreich werden möge. Bieilleville nahm sich vor, dieses Vorrecht abzuschaffen, und als bei einer neuen Wahl die sieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig seyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm schiene, als sollten sie vielmehr fragen, ob er eine solche Wahl genehmige; denn vom Konige solle dieser Posten abhangen, und nicht von Privilegien der Kaiser, und er wolle die Worte: Von Seiten Sr. kais. Majestät des heil. römischen Reichs und der kais. Kammer zu Speier verloren machen, und dagegen die braven Worte: Von Seiten der Allerchristlichsten, der unüberwindlichen Krone Frankreich, und des souverainen Parlementshofs von Paris, setzen. Er habe auch schon einen braven Bürger, Michel Praillon, zum Oberburgermeister erwählt, und sie konnten sich bei dieser Einsetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende

Oberbürgermeister, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu diesem Scheitt keinen Befehl vom König habe, sank in die Knie, und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten seiner Stadt, starb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeister selbst ein, und besorgte die deßhalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl diese Veränderung, als auch die Herbeischaffung der Weiber und Mädchen, nebst mehreren andern Beweisen seiner Gerechtigkeit gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten sie geneigt, französische Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm sogar selbst, daß eine Klagschrift an die kaiserliche Kammer im Werk sey, und bezeichneten ihm den Ort, wo sie abgefaßt würde. In diesem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als sie noch an dieser Klagschrift arbeiteten. Der Verfasser und der, so die Depesche überbringen sollte, wurden sogleich fortgeschafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; sie wurden wahrscheinlich ersauft, die Andern aber, so Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knien davon.

Aber nicht nur von Innen polizirte er die Stadt Metz, auch von Außen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die sie unsicher machten. Alle Wochen mußten etliche hundert Mann von der Garnison ausreiten und in den Feldern herumstreifen. Er neckte die kaiserlichen Garnisonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten so sehr, daß sie seit dem Mai 1552, wo er sein Gouvernement übernommen hattr, bis zum nächsten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundertundsiebenzig getodtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch besondere Sorgfalt, daß immer die Tapfersten zu diesen Expeditionen ausgeschickt wurden, wählte sie aus, nannte selbst Alle beim Namen, und war immer noch unter den Tharen, diese Leute ihren Kapitäns anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spitze zu bieten, bat der Graf Mannsfeld, so in Luxemburg kommandirte, sich von der Königin von Ungarn, Regentin der Niederlande, Verstärkung aus, und mit selbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugeschickt. Allein Mannsfeld konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruß sein Kommando nieder, welches der Graf van Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleoille war besonders durch seine Spione vortrefflich bedient; hauptsächlich ließen sich die von einem burgundischen Dorf, Namens Maranges, sehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder sonst eine Versammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieillevillr nicht zwei- bis dreihundert Pferde, und eben so viel Mann Fußvolk dahin abschickte, um ihnen zum Tanze zu blasen. Schickte der Graf von Mesgue diesen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, so erfuhr er es sogleich, und ließ ungesaumt ein anderes Korps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterstützen, und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapfersten Thaten vorfielen, und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von Lenoncourt, Bischof von Metz, Vieles gegen ihn sammle, um sodann seine Beschwerden vor des Königs geheimes Conseil zu bringen. Nun dann, sagte er, damit seine Klagschrift voll werde, will ich ihm mehe Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeister kommen, die des Kardinals Münze schlugen (denn dee Bischof von Metz hatte dieses Recht), nnd hielt ihnen vor, wie sie alles gute Geld verschwinden ließen, und schlechtes dafür auspragten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Kopfen, auf keine Art mehr Münze zu schlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthschaften gerichtlich zerschlagen, indem es, wie er hinzusetzte, nicht billig sey, daß der König in seinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es wor dieses eine der nützlichsten Unternehmungen Vieillevillr's, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieser Münzstätte vor; auch nahm es der König, als ee es erfuhr, sehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte sich selbst umbringen, denn er war sehr heftig, als er diese Veränderung erfuhr, und verband sich mit dem Herzog von Waudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieillevillen um sein Gouveenement zu bringen, in welchem Vorsatz sie auch der Kardinal van Lothringen, an den sie sich gewendet hatten, unterstützte.

Vieilleville bekam einen Kourier vom Sekretär Malestrait, der ihm bekannt machte, daß der Gauverneur des Dauphin, von Humieres, auf den Tod läge, und der König gesonnen sey, ihm die Kompagnie Gensd'armes zu geben, die jener besessen, daß aber der Connetable dagegen sey, und sogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, diese Kompagnie für den Sohn seines Gouverneurs vom Konig zu erbitten, mit dem Zusatz (so hatte es ihm der Connetable gelehrt), daß dieses seine erste Bitte sey, welches dem König sehr gefallen. Vieillevillen aber, habe der Connetable vorgeschlagen, sollte man die Kompagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz schon liege. Vieilleville fertigte auf diese Nachricht, ohne sich lange zu bedenken, seinen Sekretär in aller Eile mit einem Brief an den König ab, worin er denselben mit den nachdrücklichsten Gründen aufforderte, seinen ersten Entschluß wegen der Kompagnie durchzusetzen, und sich von Niemand abwendig machen zu lassen. Der Sekretär kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief selbst an. Nachdem er solchen gelesen, antwortete er: „Es ist nicht mehr als billig, er „hat lang genug gewartet; seine treuen Dienste „verbinden mich dazu. Ich gebe sie ihm mit der „Zusicherung, es nicht zu widerrufen, wenn der „Andere stiebt, was man auch darüber brummen mag.“ Vieillevillr ließ sich zugleich mündlich die Kompagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor fur seinen Schwiegersohn Espinay ausbitten. „Zugestanden“ sagte der Konig, „und „das sehr gern.“ Auch wurden sogleich die Patente deßhalb ausgefertigt.

Unterdessen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; seine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen oon Luxemburg, und forderten die Kaiserlichen heraus, so daß der Graf sogar einen Waffenstillstand unter ihnen vorschlug, woeüber Vieilleville sich sehr aufhielt und zurücksagen lies: daß sie Beide oerdienten, kassirt zu

werden, wenn sie als Diener in besondere Kapitulationen sich einließen; und daß er bei diesem Vorschlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat sich gezeigt; er schicke ihn daher wieder auf die Universität von Löwen, wo er erst seit kurzem hergekommen. Der Graf war so beschämt darüber, daß er Vieilleville bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßhalb geschrieben, zurückzusenden, welches Vieilleville ihm gern zugestand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefische von Antwerpen dafür zu schicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präsidenten Marillac, der nach Paris reisen wollte, eine Eskorte vom besten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beschloß, sich hier für die vielen ihm angethanen Insulten zu rächen. Er bereitete sein Unternehmen so geheim vor, daß Vieilleville erst Nachricht davon bekam, als sie schon aus Thionville ausmarschirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil seiner Reiterei aufsitzen und schickte zwei verschiedene Korps unter des Herrn von Espinay und von Dorvoulx Anführung ab. Beide waren jedoch nicht stärker als hundertundzwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mußten sogleich ein kleines Schloß, Namens Dompchamp, wo schon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Kapitän La Plante lagen, besetzen. Er selbst ließ alle Thore der Stadt schließen, nahm die Schlüssel zu sich, und setzte sich unter das Thor, um von einer Viertelstunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er verstärkte die Wachen, und einige Kapitäns mußten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Kapitans nebst dem Herrn von Boisse und von Croze, waren dabei mit dreihundert Büchsenschützen und seiner Garde. Um neun Uhr ließ er sich sein Mittagessen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeschickten Korps die Nachricht an, daß sie die Feinde rekognoscirt, und acht Kompagnien zu Fuß, und acht bis neunhundert Pferde stark gefunden hätten, daß man einer solchen Macht nicht widerstehen könne, und sie sich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden konnten sie da seyn, und erbaten sich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieses, das einem Rückzug ähnlich sah, einen schrecklichen Entschluß. Er ließ sechzig schwere Büchsen von ihren Gestellen herunternehmen, und ladete sie den stärksten seiner Garde auf. Dem Kapitan Croze befahl er, hundert Büchsenschützen und zehn bis zwölf Tambours mit sich zu nehmen, und sich in einem versteckten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angefangen. Er selbst mit seinen vergoldeten Waffen schnallte seine Rüstung fest, und zog aus der Stadt auf seinem Pferd Yvoy; die Stadt überließ er dem Herrn von Boisse, von dem er wußte, daß er sie wohl bewachen würde, wenn er bleiben sollte. So zog er in schnellem Marsch von seinen siebenzig Musquetieren, deren jeder nur fünf Schüsse hatte, dahin, fest entschlossen, zu bleiben oder zu siegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geschickter Soldat, die nöthigen Anstalten. Unter andern stellte er das Fußvolk zwischen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerst eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Korps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetiers verlieren indessen jeden Schuß. Vieilleville, an seiner Seite Espinay und Thevaies, dringen ein, und werfen Alles vor sich nieder. Wüthend fällt Croze mit seinen Tambours und Schützen aus seinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Rogne kommte von einer andern Seite, und setzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurück gelassen, weil sie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, stürzten sie auf ihre Infanterie zurück, die sie selbst in Unordnung brachten, da sie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die sich Vieilleville's Soldaten schnell schwungen und so nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; selbst zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor sich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte sich durch die Wälder bis an die Moset geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fischertahn nach Thionville sich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen diese Feierlichkeit nach Thionville, und sie konnten dort wohl vernehmen, wie sehr man sich in Metz freute.

Durch einen sonderbaren Zufall geschah es, daß gerade an dem Tag, wo er siegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Offizier, den er sogleich mit den Fahnen an den König abgeschickt hatte, traf den Kourier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers sollte ihm denselben umhangen; Vieilleville schlug es aber in einem sehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieses Gelübde gethan, als Franz I. selbst ihn zum Ritter geschlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, Messin, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gonnor Vieilleville vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienst Manner ohne Ihresgleichen, und dabei in Metz sehr angesehen. Allein sie erlaubten sich mancherlei Betrügereien; sie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine starke Geldsumme entwischen, und gaben vor, sie hatten die Kerl' ersaufen lassen, da sie des Hängens nicht werth gewesen. Man fing solch einen angeblich Ersaufen wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, schon seit zwei Monaten im Gefangniß herumschleppten. Da es ihnen ernstlich befohlen ward, diesen Gefangenen hinrichten zu lassen, so wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht sehen konnte, daß er die Hande nicht gebunden hatte; auch gab man

ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Kruzifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter stand, sprang er schnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand, und rettete sich, ohne daß man je etwas von ihm hätte sehen können. Es kam nun heraus, daß sie von einem Verwandten des Verurtheilten tausend Thaler erhalten hatten, wenn sie ihn entwischen ließen. Vieilleville war über Alles dies sehr aufgebracht, ließ sogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Prozeß machen. Sie bekamen die Tortur und gestanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden sie zum Tode verdammt, der Sergentmajor im Gefängniß erdrosselt und der Prevot und sein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwei Franziskanerkloster in Metz, wovon in Einem Observantinermönche waren. Die Mönche waren meist alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Ryoelle. Der Pater Guardian besuchte dort oft seine Verwandten, und kam bei jeder Reise vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz stand, auch viele Neuigkeiten aus Deutschland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und siebenzig tapfere Soldaten, kleidete sie als Franziskaner und ließ sie von Zeit zu Zeit paarweise nach Metz in's Kloster gehen. Unterdessen war es verabredet, daß der Graf von Mesgue Verstärkung erhalten, und sich an dem Thor der Brücke Pfray zum Sturmlaufen zeigen sollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häusern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen lassen; Jedermann würde hinzulaufen, dieses zu löschen, und die Mönche sollten sich dann auf den engen Wällen zeigen, und den Soldaten heraufhelfen. Einige Tausend Soldaten von der Garnison zu Metz würden sich ohnedies sogleich emporen, wenn sie die Gelegenheit zu plundern absähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville! schreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloster. Jetzt bekam aber Vieilleville von einem seiner geschicktesten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zwölfhundert leichte Büchsenschutzen, achthundert Pferde, und eine große Anzahl niederländischer Edelleute dem Grafen von Mesgue zuschickte. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franziskonermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen in's Kabinet gehen sehen, habe aber nicht herausbringen konnen, wo sie her gewesen, es habe nur geheißen, sie seyen von Brüssel her gekommen.

Vieilleville nahm sogleich einige Kapitäns zu sich und ging in das Franziskanerkloster, ließ den Guardian rufen, und frogte, wie viel er Mönche habe, ob sie alle zu Hause seyen, er wollte sie sehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Observantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er sey nach Ryoelle zum Leichenbegangniß seines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wissen und sie sehen. Drei oder viere sagen, sie seyen in die Stadt gegangen, Almosen zu sammeln. Schon an ihrer Gesichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig sey. Er stellte sogleich Hausuchung an, and findet in dem ersten Zimmer zwei falsche Franziskanermönche, welche sich für krank ousgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette versteckt hatten. Unter Androhung eines sichern Todes gestehen sie sogleich, wo sie her sind, doch wußten sie nicht, was man mit ihnen vorhabe, and sie hofften dieses zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen seyn. Vieilleville ließ sogleich das Kloster schließen, und setzte einen vertrauten Kapitön mit starker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber nichts hinaus zu lassen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geschlossen, außer dem der Brücke Pfray, welches nach Luxemburg führet, and wo der Kapitän Soleede die Wache hatte. Hier begibt er sich selbst hin, entläßt alle seine Gorden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Kapitän Soleede ließ er sagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und sollte er die Nocht auf der Wachtstube zubringen, so müsse er die Person hineingehen sehen. Saleede sollte sein Essen unter das Thor bringen lassen, wie es wäre, und sollte er nur Knoblauch und Ruben haben, er sollte nur herbeieilen.

Saleede kam auch sogleich und brachte ein ganz artiges Mittogessen mit, das ihnen unter dem Thor gut schmeckte. Kaum hatten sie abgegessen, als die Schildwache sagen ließ, sie sahe zwei Franziskaner von weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Helledarde und stellt sich, von zwei Soldaten begleitet, selbst an den Schlagbaum. Die Mönche, die sich sehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache stehen zu sehen, steigen ab. Er befiehlt ihnen oder, in das Quortier des Kapitans Saleede zu gehen; die zwei Soldaten mußten sie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus diesem Quartier gehen, und er mit Saleede und seinem Lieutenant Ryolas bleiben ollein do. „Nun, Herr Heuchler," redet er den Guardion an, „Ihr kommt von einer Konferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was Ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebrocht. Bekennet Ihr oder die Wahrheit, so schenke ich Euch das Leben, selbst, wenn Ihr das meine hättet nehmen wollen. In Euer Kloster konnt Ihr nun nicht mehr, es ist voll Soldaten, und Eure Mönche sind gefangen; zwei haben schon bekannt, daß sie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn sind. Der Guardian wirft sich ihm zu Fußen und gibt vor, daß diese zwei seine Verwandten seyen, und ihren Bruder wegen einer Erbschaft umgebracht; er habe sie unter Franziskanerkleider versteckt, um sie zu retten. Indem ließ aber der bei dem Kloster wachthabende Hauptmann melden, daß sechs Franziskaner in das Kloster eingetreten, wie unter der Kulte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er, die Tortur zu holen, damit der Guardian gestehe. Der Monch, der sah, daß Alles verrathen sey, besonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, so er von seinem Spion in Luxemburg erhalten, sagte dann, daß man wohl sähe, wie Gott ihm beistehe, und die Stadt für ihn bewache, denn ohne diese Nacheicht wäre Metz noch heute für den Konig verloren gewesen, und in die Hände des Kaisers gekommen. Alle zu dieser Er-

pedition beſtimmten Truppen ſeyen nur noch ſechs Stunden von Metz, in St. Jean, und ſie ſollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſtand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Kapitan Ryolas, ihn zu binden, und mit keiner Seele reden zu laſſen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſchnell entſchloß, ſo auch hier. Sogleich ruft er ſeine Kompagnie zu ſich, und befiehlt dem Herrn von Eſpinay und von Laneque, eben dieſes zu thun. Die Kapitäns St. Coulombe und St. Marie müſſen ſich mit dreihundert Büchſenſchützen einfinden. Der neue Sergentmajor St. Chamans muß ſogleich auf die Thore fünfzig Büſchel Reiſer hinſchaffen, mit der Weiſung, ſolche nicht eher noch ſpäter als zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends anſtecken zu laſſen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wußte, was werden ſollte.

Jetzt, da Alles fertig war, ſagte er: „Nun „laßt uns ſtill und ſchnell marſchiren, und ſo Gott „will, ſollt ihr in weniger als vier Stunden ſelt„ſame Dinge erleben.“ Er hatte einen ſehr geſchickten Kapitän, die Soldaten zu führen; dieſen rief er zu ſich, und entdeckte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt führen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge dieſes nicht, ſo wollte er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur Einer gegen Drei ſeyen. Der Kapitän führte ihn in einen großen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte, die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweihundert Infanterie, und tauſend Mann Kavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu laſſen, weil er den Flüchtlingen nicht nachſetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrückten, in einer Stunde konnten ſie da ſeyn. Man ſähe in Metz brennen, die Feinde ſeyen ſtärker, als er glaube, es ſey Alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ungefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardirer hatten ſich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte, man hörte wie ſie ſagten: „Treibt ſie an, beim Teufel, „wir verweilen zu lang. In dem Wald giebt es „nichts als Maulwürfe. Beim Wetter, wie wer„den wir reich werden, und was für einen Dienſt „werden wir dem Kaiſer thun!“ Ein Anderer ſagte: „Wir wollen ihn recht beſchämen, denn „mit dreitauſend Mann nehmen wir, was er nicht „mit hunderttauſend konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog in's Holz hinein, zuletzt der Graf von Megue mit einer ausgeſuchten Kavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adelige Korps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Als auch dieſe in dem Wald waren, ſtürzte Vieilleville's erſter Hinterhalt hervor — Frankreich — Frankreich — Vieilleville — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rucken aber auch die Büchſenſchützen hervor, und Jeder ſtreckt ſeinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen ſchrecklichen Lärm. Die Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen: aber jetzt ſtürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entſteht ein ſo ſchreckliches Getöſe, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Megue ſchreit: Beim Teufel, wir ſind verrathen! Gott, was iſt das? und macht zugleich Miene, ſich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, ſich dort zu ſetzen; aber hier finden ſie Vieilleville's viertes Korps, zu dem kam noch das fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übel zurichtete, daß der Graf von Megue durch ſein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um ſich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hin kannte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und elfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur fünfzehn Mann verloren, und ſehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieſes an einem Donnerstag im Oktober 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf dieſe Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und beſtraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerle waren, die ihr Leben auf dieſe Art zum Dienſt ihres Herrn gewagt hatten. Doch befahl er, daß ſie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Platz verleſen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königin von Ungarn u. ſ. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopfe herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuſer kaufen mußte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt, vom Kardinal von Lothringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und ſogleich der Herr von La Chapelle-Byron nach Metz abgeſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unter-

richtet hatte, reiste er nach Hofe, und nahm nur den Grafen von Sault, dem er seine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königin war, zugedacht hatte, mit sich. Sobald er daselbst angekommen, entfernte sich der Kardinal von Lenoncourt in eine seiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn sehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde sogleich dazu bestimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geschah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als ältester Ritter fanden sich nicht dabei ein. Dieser wollte sein gewohnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entschuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte sich vorgenommen, Vieilleviller im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Bischofs von Metz in seinen Rechtrn anzugreifen, und er war so fein, den König zu bitten, sich im Roth einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl sogleich, die Räthe zu versammeln, und da Jeder seinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche gewesen, brachte allerhand Beispiele aus der Geschichte vor, und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus dessen Holze man Papste machte, große Klagen über die Eingriffe habe, die man in seine geistlichen Rechte gethan habe. Vieilleville stand sogleich schnell auf, und bat den König, dem Kardinal Stillschweigen aufzulegen, und ihn reden zu lassen, er merke wohl, daß von ihm die Rede sey. Nun fing er an, sich zu wundern, daß der Kardinal so hoch angefangen; er habe geglaubt, der heiligr Vater und der heilige Stuhl seyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majestat bewegen, wie die alten Könige, eine Kreuzarmee abzuschicken. So aber ware nur die Rede von dem Kardinal von Lenoncourt; er bedaure, daß die Reise Sr. Majestät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Coffre bleiben; welches ein Gelachter im Rath erweckte. Nun ging er die Beschwerden, welche der Kardinal haben konnte, selbst durch, und widerlegte sie Punkt vor Punkt zu seiner Rechtfertigung mit einer großen Beredsamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von Lenoncourt, um seine weitern Klagen vorzubringen, selbst erscheinen, und sich nicht hinter die Größe und das Ansehen drs Kardinals von Lothringen stecken möge; indem er hoffte, ihn auf diese Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen sollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu sprengen, als diesen? worauf der Kardinal antwortete, daß Se. Majestät nur einen Theil gehort hatten. Vieilleville will ja auch nicht, versetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und rr verlangt, daß Lenoncourt selbst erscheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath bescheiden sollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von sich, daß er Alles billige, was Vieilleville in seinem Gouvernement gethan, und er stand gleichsam zoenig von seinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging sogleich aus dem Rath hinaus, und ließ den Kardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann sogleich auch weiter vom Hof wegreiste, so daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen sollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch seinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm dir Sache so wichtig vorzustellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conseil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guise dagegen seyn würden, dir Alles aufboten, drei Millionen zu ihrem projectirten italiänischen Feldzug zu schaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffr, sogleich die zu dieser Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle sich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünschte, daß man Fontainebleau, wo er schon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe, und kehrte damit sogleich nach Metz zurück, um die nothigen Anstalten zur Erbauung dieser Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, so entdeckte er eine neue Verschwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Vanbonnet, angezettelt hatten, da sie sahen, daß der Herr von La Chapelle nicht sonderlich wachsam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern lassen, weil sie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt, und ihr die Nase abgeschnitten hatten. Das Mädchen hatte so geschrien, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, Vieilleville sich selbst zu Pferd gesetzt, und die Garnison unter das Gewehr hatte treten lassen. Sie hatten sich an den Grafen von Mesgne gewendet, und bedienten sich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafré. Die Königin von Ungarn, bei der Comba gewesen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür sie ein Gasthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Passeport von La Chaprlle, dem sie manchmal Präsente brachten, auf dem Flusse hin- und herfuhren. Den Grafen von Mesgne hatten sie selbst zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgesehen hatte. Es war nun sonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Kapitän dieser Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es kame, daß diese Soldaten, die einen gewissen ausgezeichneten Rang unter den übrigen hatten, sich mit Gastirungen abgaben, welches unschicklich sey. Der Kapitän antwortete, daß sie, seit ihre Bruder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienst hätten; sie wollten daher ihren Abschied bald nehmen, doch wünschten sie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß sie Brüder der Geräderten seyen, so fiel rs ihm gleich ein, daß etwas darunter stecken konne, und er schickte unverzüglich nach Comba, dem er sagte, daß, weil er gut Spanisch rede, er dem König einen Dienst erweisen konne, er solle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde seyen schon berritrt. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Kapitans Beauchamp, wo er dem Kapitän sogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eisen

ankämen, und dafür zu sorgen, daß Niemand etwas von dieser Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Baubonnet aber läßt er sagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verschickt habe.

Wie die Entdeckungen oft sonderbar geschehen, so auch hier. Der Bediente des Kapitäns war ein Bruder des Tambours Balafre, und er hatte ihn oft mit dem Comba gesehen. Eben dieser Bediente sah jetzt durch das Schlüsselloch den Comba binden, und lauft hin, es seinem Bruder zu sagen. Dieser bittet sich bei Bieilleville eine geheime Audienz aus, wirft sich ihm zu Füßen, entdeckt Alles, und gesteht, daß er schon siebenmal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue gewesen. Bieitleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verspricht sein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu schreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm sein Vertrauter anzeigen würde, seine Heerde zuschicken sollte, wo er sodann Wunder erfahren würde. Bieilleville diktirte selbst den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtigt hatte. Der Tambour bestellt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da seyn sollten.

Um sein Vorhaben noch besser zu decken, ließ Bieilleville seine Kapitäns rufen, und sagte ihnen, daß der Herr von Baudemont, mit dem er in Feindschaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, sondern im kriegerischen Ornat, und als zum Streit gerüstet. Sie sollten daher Alles sogleich in den Stand setzen, und er wolle morgen gegen funf Uhr mit tausend Mann Schützen und seiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen; er hoffe, daß dieses Zeichen der Aussöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen, und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen schreiben muß, daß sich Alles über Erwartung gut anlasse, indem Bieilleville mit seinen besten Truppen weggehe, und er also sicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue, sehr erfreut darüber, bedient sich der namlichen List und schreibt Bieillevillen, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von Baubemont entgegen zu gehen, und er daher, da sie sein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem sie nicht im Sinn hatten, die geringste Feindseligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenstillstand zwischen ihren Herren sey. Diesen Brief schickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag warten solle, indem der Graf von Mannsfeld bei der Partie seyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieses ließ Bieilleville seinen Kapitans wissen, daß Herr von Baubemont einen Tag später nach Metz kommen würde, und sie also erst Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Bieilleville hoffte gewiß, sie wieder in die Falle zu bekommen, allein das Projekt mißlang; denn der Kapitän Beauchamp ließ sich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um die Mittagessenszeit seine Eisen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute sonst Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber sich bückt, um den Wein abzulassen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, springt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen, schließt sie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war; diese schlägt er so lange bis sie ihm die Schüssel der Thür gibt, und so rettet er sich. Beauchamp schreit indessen wie rasend, bis man ihm aufmacht, wobei er beinah Hand an sich legte, als er die Thüren eroffnet findet. Er entschließt sich jedoch, zu Bieilleville zu gehen, der zwar schon gegessen, aber noch an der Tafel mit seinen Kapitäns saß, und von der bevorstehenden Reise sprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba sich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. Bieilleville wirft sogleich seinen Dolch nach ihm, springt auf ihn zu, und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Kapitäns stellen sich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geschlossen. Baudonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten sollte gefangen genommen werden; sie hatten aber schon Wind erhalten, und es retteten sich Mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen sich über die Mauern in den Fluß. Bieilleville ließ sogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachsuchen, und Erstern fand man bei einer Wascherin verborgen. Er ließ den Rädelsführern sogleich den Prozeß machen. Comba und Baudonnet wurden von vier Pferden zerrissen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, Bieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimsten Anschläge erfuhre.

Dieser vereitelte Anschlag war Bieillevillen so zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an seinem Aufkommen zweifelte. Der König schickte einen seiner Kammerjunker nach Metz, um zu sehen, wie es mit Bieillevillen stünde, schrieb selbst an ihn, und versicherte seinem Schwiegersohn Espinay die Gouverneurstelle von Metz. Diese außerordentliche Gnade hatte einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie ihn wieder in's Leben rief; auch besserte es sich mit ihm von diesem Tag an; er schickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verschiedenen Prinzen waren zugeschickt worden, und erholte sich ganz, obgleich sehr langsam, wieder. Er ging sobold er das Reisen vertragen konnte, mit seiner Familie nach Durestal, wo er sich acht Monate aufhielt, und seine Gesundheit wieder herstellte.

Sobald Bieilleville sich auf seinem Gut Durestal ganz erholt hatte, begab er sich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anstalten verabredete, die in seinem Gouvernement von Metz nöthig waren; besonders suchte er die Garnison daselbst zu beruhigen, der man vier Monate Sold schuldig und die bes-

halb zum Aufruhr sehr geneigt war. Diese ausbleibende Zahlung setzte den unterdessen in Metz kommandirenden Herrn von Senneeterre in große Verlegenheit; denn man hatte aus dieser Stadt zwölf Kompagnien regulärer Truppen gezogen, um sie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür so viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undisciplinirtesten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige Offiziere und ohne die Gensd'armes würde Herr von Senneeterre nicht mit ihnen fertig geworden seyn. Vieilleville schrieb indessen an den Großprofosen von Metz, unfehlbar genaue Untersuchungen über dieses tumultuarische Betragen anzustellen, und auch dabei die Kapitäns, die dergleichen begünstigt, nicht zu verschonen, denn er wollte das Sprüchwort: „Erst muß man den „Hund, und dann den Löwen schlagen," umkehren, und er habe es sich geschworen, die Löwen recht zu striegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unversehens eines Morgens mit siebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großen Schrecken setzte. Der Großprofos fand sich sogleich mit seinem Untersuchungsgeschäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verschiedenen Plätzen starke Detaschements ausgestellt waren, wurden drei Kapitäns, die beschuldigt wurden, daß sie sich an der Person des Herrn von Senneeterre vergriffen und auf seine Wache geschossen, vor ihn gebracht. Hier mußten sie auf den Knien Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen sodann, nachdem sie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abschlug. Diese Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgesteckt. Sobald diese sich auch nur zeigten oder zusammentraten, um vielleicht Vorstellungen zu thun, wurden sie sogleich zurückgestoßen, ja oft mit Kugeln abgewiesen. Hundert von diesen Soldaten hatten sich doch mit den Waffen auf einem Platz versammelt. Vieilleville erfuhr es, und schickte sogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um sie zu fragen, was sie da zu thun hätten. Sie waren so unklug zu antworten, daß sie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenschaft über ihre Kapitäns zu haben. Kaum hatten sie dies gesagt, so ließ St. Chamans eine solche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig sogleich auf dem Platze blieben, und die andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Kapitäns fürchteten, es möchte auch an sie die Reihe kommen, ließen also Vieilleville um ihren Abschied bitten, denn sie konnten ohne diesen nicht aus den Thoren kommen, da sie sehr gut besetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, sondern ließ ihnen nur mündlich sagen: sie konnten gehen, wohin sie wollten; dergleichen Aufrührer brauchte weder der König noch er. Sie machten sich sogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten ihrer Kompagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr dieses und schickte sogleich ein Kommando nach, und ließ sie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires sich regen, so wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Ersten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch so in Angst gebracht, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten, bis man ihnen endlich rieth, sich an den Schwiegersohn von Vieilleville, Herrn von Espinay, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geschah, und Vieilleville ließ sie alle vor sich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafpredigt hielt, und sie sodann aufstehen hieß, denn sie lagen alle vor ihm auf den Knien. Diese Aussöhnung erregte eine große Freude, und das mit Recht, denn Vieilleville hatte schon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionaires unter dem Herrn von Senneeterre zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen, und also die Stadt unbewacht gelassen, alle vor die Thore hinausrufen, sie da umzingeln, und zusammenschießen zu lassen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorsichtig seyn zu müssen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer selbst, und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionaire schlafend unter dem Gewehr an, den er sogleich mit den Worten niederstieß: er thue ihm nichts zu Leid, denn er ließe ihn da, wie er ihn gefunden, und er sollte wenigstens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm sich nun vor, den Deutschen Thionville abzunehmen, und ließ sich deßhalb in größter Eil und sehr geheim einen gewissen Hans Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geschenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Diesen beschenkte er sogleich, und suchte ihn zu seinen Projekten geschickt zu machen. Er versprach ihm noch überdies eine Kompagnie deutscher Reiter in des Königs Sold zu verschaffen, wenn er nach Thionville ginge, den ganzen Zustand des Orts und die Stärke der Besatzung bis auf das Maß der Gräben erforschte, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur solle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengesetzten Thore gehen, an dem er sich selbst befinden wolle, um ihm zu sagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hans Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen so umständlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über seinen Fleiß und Geschicklichkeit ganz erstaunt war, und ihm sogleich eine Summe zustellte, mit der er nach Trier zurückgehen, und eine Kompagnie Reiter aufrichten sollte; doch sollte sie durchaangig nur aus gebornen Deutschen bestehen. Diesen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch seinen Sekretär Carloix sehr studiren, und gleichsam auswendig lernen, schickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, desto leichter durchkäme. Dieser traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in sieben Tagen Thionville wegzunehmen sich anheischig mache, und da er wisse, daß alle Truppen nach Italien geschickt seyen, so wolle er sechs Regimenter Landsknechte und sieben Kompagnien Reiter in Deutschland werden lassen; auch habe er dazu durch seinen Kredit hunderttausend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles sogleich, lobte Vieilleville sehr darüber, daß er immer wachsam und in seinem Dienste geschäftig sey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu die-

ser Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Laude Messin und Luxemburg. Die Werbung in Deutschland ging so gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marschiren konnten.

Sobald Vieilleville dieses erfuhr, zog er mit seiner Besatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Besatzung lagen, zu ihm stoßen, und eröffnete, zu nicht geringem Erstaunen des Grafen von Caredde, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieser Stadt. Gegen Luxemburg schickte er sechs Kompagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Kommunikation zu verhindern. Jetzt kam auch seine Artillerie an, die er in seinem Arsenal zu Metz hatte zurichten lassen; sie bestand aus zwölf Kanonen von starkem Kaliber, aus zehn Feldschlangen von achtzehn Fuß lang, und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und Alles dieses zusammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein sechs junge deutsche Prinzen aus den Häusern Lüneburg, Simmern, Wurtemberg, u. a. dabei, die sich unter einem so großen Meister in den Waffen versuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwolftausend Mann bestehen.

Unterdessen war der Herzog von Guise aus Italien zurückgekommen, und da der Connetable bei St. Quintin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieser bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und schickte sogleich einen Kourier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen sollte, gegen die Stadt zu spielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten mochte, indem der Herzog dabei seyn und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war diese Dazwischenkunft höchst unangenehm; er ließ sich aber jedoch nichts merken, und sagte dem Courier, daß der Herzog von Guise willkommen seyn, und man ihm wie dem König gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts so nachtheilig als der Verzug, und er sähe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienst des Königs bei dieser Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier versicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier seyn würde: „Was," sagte Vieilleville, „wenn er mir die Hände nicht „gebunden hätte durch seinen Titel als General„lieutenant von ganz Frankreich, so stehe ich mit „meinem Kopf dafür, ich wäre in zwei Stunden „in Thionville und vielleicht in Luxemburg gewe„sen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen nicht „ankommen, und der Graf von Mesgue hat „gute Zeit, sich in Luxemburg festzusetzen."

Der Herzog von Guise kam auch wirklich erst in zwanzig Tagen an. Voraus schickte er den Großmeister der Artillerie nach Metz, um Alles anzusehen. Dieser fand eine solche Ordnung und so hinreichende Maßregeln bei dieser Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guise hätte wohl wegbleiben können, und es müsse einen Mann von Ehre sehr verdrießen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten, und da, wo Ehre einzuernten sey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterschlucken, rief er endlich ganz entrüstet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie musterte, riefen Offizire zum großen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle sterben wollen; es ist schon lange, daß wir Sie erwarten."

Nun sollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am Besten anzugreifen sey. Vieilleville sagte, daß er nicht so lange gewartet, um dieses zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf sein Leben versicherte, daß dieses der schwächste Ort der Stadt sey. Allein der Marschall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müsse. Sie versammelten sich daher auf's Neue in der Wohnung des Herzogs. Als sie dahin gingen, nahm der Herr von La Mark Vieillevillen bei Seite und sagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf seiner Meinung bestehen solle, denn der Herzog und Strozzy hatten schon beschlossen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben sollte; auch sey der Herzog sehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenants über diese Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieser wäre er selbst.

In dem Kriegsrath stellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Flusses, und nicht bei dem kleinen Thurm müsse angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anwesenden beipflichteten, da sie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn ansahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieillevillen darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müsse er das ganze Conseil widerlegen, und er wolle sich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienst des Konigs keinen Aufenthalt verursache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und so gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerschmettert wurde und eine ansehnliche Bresche entstand; jetzt triumphirte schon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's gesprochen. Ein Hauptsturm wurde angestellt, die Soldaten mußten durch den Fluß waten; allein sie wurden bald abgewiesen, und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden sich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgesehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren sehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen sie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen, sie bei der Bresche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten sie, woran der Marschall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; diesen beim Sturmlaufen hinunter und wieder herauszukommen, war unmöglich, und so geschah es sehr wunderbar, daß unsere Kanonen auf den Mauern standen, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den sechzehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy, auch die Feldschlangen über den Fluß zu bringen, und die Stadt zusammen zu schießen. Er wagte sich selbst so weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde starb. Der Herzog stand neben ihm, diesem sagte er: „Beim Henker, mein Herr, der „König verliert heute einen treuen Diener, und

„Euer Gnaden auch.“ Der Herzog erinnerte ihn, an sein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jesus: „Was für einen Jesus fuhrt Ihr mir „dier an? Ich weiß nichts von Gott — mein „Feuer ist aus“ — und als der Prinz seine Ermahnungen verdoppelte, und ihm sagte, daß er bald vor Gottes Angesicht seyn werde, antwortete er: „Nun, beim T — ! ich werde da seyn, wo alle „Andern sind, die seit sechstausend Jahren gestor„ben,“ und mit diesen Worten verschied er. So endigte sich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er schon den Abend vorher, da er bei Vieilleaille speiste, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt schuf? worauf Vieilleville ganz bescheiden sagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift stehe, und da, wo sie nichts davon sagte, man auch nicht weiter forschen solle. Es ist eine ganz artige Sache, sagte Strozzy darauf, diese heilige Schrift, und sehr wohl erfunden, wenn sie nur wahr wäre; worauf Vieilleville sich stellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging, und ein Gelübde that, mit einem solchen Atheisten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete sich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an sein Versprechen, das er dem König gethan, Thionville in sieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles so auszuführen, wie er es für gut finde; er wolle sich in nichts mehr mengen. Nun fing Vieilleville auf seiner Seite die Trancheen an, ließ Artillerie aon Metz kommen, und schon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zusammengeschossen; den sechsten wagte man einen Generalsturm, Vieilleville an der Spitze, allein er wurde abgeschlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hans Klauer. Vieilleaillen wurde der Kamm oben an seinem Helm weggeschossen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen, und setzte den Sturm so heftig fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang; Caredbe erschrak darüber, und kapitulirte sogleich. Die ganze Garnison und alle Einwohner mußten den ondern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzusehen, wie Greise, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog von Guise blieb hart dabei. In Thionaille wurden nun französische Unterthanen gesetzt, an welche die Häuser verkauft wurden; das daraus gelöste Geld stellte Vieilleaille theils dem königlichen Schatzmeister zu, theils belohnte er seine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienste geleistet hatten. Er selbst behielt nichts davon, ob er gleich das größee Recht daran halte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionaille kommen, und war fest entschlossen, diese Stadt zu behaupten, indem er es sich zur Ehre rechnete, gegen einen so mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiser Karls V., zu fechten. Allein der Konig von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und schickte Vieillevillen deswegen den Befehl, ihm so viel Truppen als moglich, zuzuschicken. Beide Heere, jedes von sechzigtausend Mann, standen jetzt gegen einander: beide Könige wünschten den Frieden, aber keiner wollte die ersten Vorschläge thun.

Vieilleaille, der diese Verlegenheit in der Ferne merkte, schickte in der großten Stille, und ohne Jemands Wissen, einen sehr kühnen und beredten Mönch zum König aon Spanien; dieser mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vam Frieden reden. Er wurde gnadig angehort, und ihm aufgetragen, eben diese Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und so wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank schuldig zu seyn glaubte, indem er auch hier durch seine Klugheit aus der Ferne hergewirkt, und so vieles Blut aerschont habe, das durch eine Schlacht würde vergossen worden seyn.

Nachdem nun der Friede geschlossen worden, wünschte der König Vieilleaillen zu sprechen, und er wurde beardert, an den Haf zu kommen, wa er sehr gut empfangen wurde; besonders gefiel es der Königin sehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionaille unter die deutschen Prinzen und Feldherrn goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Brustbild vorgestellt war, und dieses Letztere so gleichend, daß auch der berühmteste Künstler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens Janet, dieses gestehen mußte. Der König unterhielt sich oft und viel mit Vieilleaille, und kam selbst darauf zu reden, daß der Herzog von Guise das Unternehmen auf Luxemburg, und die schnelle Eroberung von Thionaille gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marschalls Strozzy, wo aber Vieilleaille als feiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten lassen müsse, und es nicht schicklich seyn würde, dieses weiter zu verbreiten. Serozzy war nämlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieser Gelegenheit bekam Vieillevville das Brevet als Marschall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht sogleich um diese Charge geschrieben habe, als Strozzy gestorben, wo er sie dann gewiß ihm, und nicht dem Herrn von Thermes wurde gegeben haben. Vieilleaille antwortete darauf: daß er seinem Könige nicht zugemuthet hätte, so lange der Feldzug dauerte, diese Charge zu besetzen, indem Alle, die darauf Anspruch machten, um sie zu verdienen, sich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geschehen sey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn aon Thermes der Fall war, wo zehn bis zwolf Große mit zweitausend Pferden die Armee verließen.

Der König wünschte, daß Vieilleaille den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambresis beiwohnte, welches er auch that, und er brachte es durch seine weisen Rathschläge in Kurzem so weit, daß sie den 7. April 1559 abgeschlossen waren, mit welcher Nachricht er selbst an den König geschickt wurde. Der König erklärte bei dieser Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, diesen Frieden Niemand als ihm schuldig sey, denn durch den Mönch habe er den ersten Anstoß geben lassen. Der Schatzmeister mußte vierzehn Säcke, jeden mit tausend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn, und seinem Schwiegersohn und Neffen, Espinay und Theaalle, viere schenkte.

Kurz darauf trafen die spanischen Gesandten in Paris ein; es befanden sich dabei außer dem Herzog von Alba funfzehn bis zwanzig Prinzen, de-

nen einen ganzen Monat lang große Feten gegeben wurden. Während derselben suchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten, und ein Merkuriale daselbst anzustellen. Es hat dies den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an diesem Tage sich alle Präsidenten und Räthe gegen hundert bis hundertundzwanzig Personen in einem großen Saal versammeln, und über die Sitten und sowohl öffentliche als Privatlebensart dieses Gerichtshofes Untersuchung anzustellen. Der König sollte bei einer solchen Gelegenheit durch seinen Generalprokurator vortragen lassen, daß unter ihrem Korps Manche sich befänden, deren Glauben verdächtig sey, und die der falschen Lehre Luthers anhingen; man könne es schon daraus schließen, daß alle, die der Ketzerei beschuldigt würden, losgesprochen, und kein Einziger zum Tod verdammt würde. „Und sollte dieses," setzte der Kardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majestät fest am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchristlichster König entgegen ist. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majestät Tochter zu feiern, ein sehr erbauliches Schauspiel seyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutherische Ketzer verbrennen zu sehen." Der König verstand sich zu einer solchen Sitzung, und bestimmte sie gleich auf den andern Tag.

Vieilleville, der, als erster Kammerjunker, in des Königs Kammer schlief, sagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Kardinal und die Bischöfe dieses wohl thun könnten, für Se. Majestät schicke es sich aber nicht; man müsse den Priestern überlassen, wo nur eine Priestersache sey. Da der König dessenungeachtet bei seinem Vorhaben blieb, erzählte Vieilleville, was einsmals zwischen König Ludwig XI. und dem Marschall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI., bei welchem der Bischof von Angiers sehr in Gnaden stand, befahl diesem, nach Lyon zu gehen, und die sechstausend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuschickte. Der Marschall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, stellte sich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edelleuten gestiefelt und gespornt vor, und fragte ganz trotzig, ob Se. Majestät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte: was ihn so schnell und unvermuthet dahin führte? Der Marschall antwortete, daß er dort ein Kapitel zu halten und Priester einzusetzen habe, indem er eben sowohl den Bischof darstellen könne, als der Bischof den General vorstelle. Der König schämte sich darüber, daß er die Ordnung so umgekehrt, ließ den Bischof, der schon auf der Reise war, wieder zurückrufen, und schickte den Marschall nach Lyon. Eben so, fuhr Vieilleville fort, müßte der Kardinal, wenn Ew. Majestät die Geschäfte eines Theologen oder Inquisitors versähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fällt, wie man zu Pferde sitzen muß, wie man salutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majestät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall seyn, wenn solche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm sich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es sogleich, und da er in der Nacht den König nicht sprechen konnte, versammelte er die ganze Geistlichkeit den andern Morgen mit dem Frühesten bei dem König, und machte ihm die Hölle so heiß, daß er glaubte, schon verdammt zu seyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug setzte sich sogleich in Marsch. Bei der Sitzung selbst vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg seine Religion mit solchem Eifer und Festigkeit, daß der König sehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, so daß er nachher gestand, wie es ihn sehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den ersten Juni 1559 eröffnete der König das große Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten sich bei dieser Gelegenheit besonders ungeschickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Um einigermaßen von diesen körperlichen Anstrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Elisabeth mit dem König von Spanien, in dessen Namen der Herzog von Alba sie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach sie ab, weil er leidenschaftlich das Tournieren liebte, und dieses wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem sich die französische Noblesse schon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit sey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, seiner Schwester, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erst gegen Ende des Julius Alles dazu bereit seyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Besitzungen bei dieser Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erstaunt darüber, und sagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttausend Menschen gekostet hätten. Einer königlichen Prinzessin gäbe man höchstens hundertundfünfzigtousend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, so würde dieses nicht der erste und letzte Fall bei einer königlichen Prinzessin seyn, die ohnedem schon vierzig Jahr alt sey. Der Connetable, der dieses alles statt seiner Ranzion verhandle, übe sein Recht wohl aus, denn man sage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich versetzen dürfe.

Auf diese und mehrere Vorstellungen verwünschte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieilleville von dieser Sache gesprochen, und es sey jetzt zu spät; er würde sich aber an den Connetable halten, der ihn zu diesen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeschlossenen Artikel, worin bemerkt war, daß Frankreich das Marquisat Saluzzo behielte. Als der König dieses gelesen hatte, theilte er die Nachricht sogleich Vieilleville mit,

mit der Aeußerung, daß sein Vater Unrecht gehabt, einen Fürsten seiner Länder zu berauben, und daß er als guter Christ, und um die Seele seines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville sah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Christenthum in's Spiel brachte, und seinen Vater sogar der Tyrannei beschuldigte, schwieg er, und es reute ihn, nur so viel gesagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Tournier auf den Nachmittag angesagt. Nach der Tafel zog sich der König aus, und befahl Vieilleuillen, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberstallmeister von Frankreich, dem dieses Geschäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufsetzte, konnte er sich nicht entbrechen zu seufzen und zu sagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Ursache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erste Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Gulse, endlich kam zum Dritten der Graf von Mantgommery, ein großer, aber steifer junger Mensch, der seines Vaters, des Grafen von Sorges und Kapitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geschicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleuille des Königs Stelle einnehmen, allein dieser bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müsse Revanche haben, indem er ihn wenigstens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville suchte den König davon abzubringen, allein er bestand darauf. Nun, Sire, rief Vieilleville aus, ich schwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majestät heute ein Unglück zustoßen und dieser letzte Junius Ihnen fatal seyn wird. Auch Montgommery entschuldigte sich, daß es gegen die Regel sey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beide stießen jetzt auf einander, und brachen mit großer Geschicklichkeit ihre Lanzen. Montgammery aber warf ungeschickter Weise den gesplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich ist, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Visier, so daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen, und hielt sich am Hals des Pferdes; dieses rannte bis an's Ziel, wo die zwei ersten Stallmeister, dem Gebrauch gemäß, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er sagte mit schwacher Stimme, er sey des Todes. Alle Wundärzte kamen zusammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter stecken geblieben, aber sie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Missethätern die Köpfe abgeschlagen wurden, Versuche daran anzustellen, indem man Lanzen daran abstieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu sich und ließ die Königin rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch sogleich vollführen zu lassen, und Vieilleuillen, der schon das Brevet als Marschall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor sich, der König hatte schon die Sprache verloren und den Tag darauf, den 10 Julius 1559, gab er den Geist auf. Vieilleville verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles schätzte, und ihn sogar zum Connetable einst würde ernannt haben, wie er sich schon hatte verlauten lassen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um sich zu haben, sein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Espinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren sich die Guisen nach dem Tode Heinrichs II. anmaßten, verursachte die bekannte Verschwörung von Amboise. Ein gewisser la Reguaudye versicherte sich dreißig erfahrner Kapitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Absicht, die Guisen gefangen zu nehmen, und dem König seine Freiheit zu geben. Es wurde dieses auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guisen sehr. Vieilleville sollte an dieses Korps geschickt werden, um sie zu fragen, ob sie die Franzosen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fursten am treusten und gehorsamsten zu seyn? Dieser Auftrag setzte Vieilleuillen in einige Verlegenheit. Er selbst war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guisen überzeugt, und wollte sich zu einer Gesandtschaft nicht brauchen lassen, wo er gegen seine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine Wendung überhob er sich derselben, indem er dem König antwortete: „Da der Fehler dieses Korps, an „das Ew. Majestät mir die Ehre anthun wollen, „mich zu schicken, so groß ist, daß es eine wahre „Rebellion genannt werden kann, so würden sie mir „nicht glauben, wenn ich ihnen Verzeihung ver„kündigte. Es muß dieses ein Prinz thun, damit „sie versichert sind, es sey dieses ein königliches „Wort, das Eure Majestät schon um dessentwillen, „der es überbracht hat, nicht zurücknehmen wer„den.“

Vieilleville hatte richtig geurtheilt, er wurde mit diesem Auftrag verschont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geschickt wurde, hatte den Verdruß, daß die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und sein Wort ihm gefolgt waren, sogleich gefangen und in Fesseln geworfen wurden. Auf alle Beschwerden, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten sey, sein Wort gegen Rebellen zu halten. Diese fünfzehn Edelleute wurden durch verschiedene Todesarten hingerichtet, und sie beschwerten sich Alle nicht sowohl über ihren Tod, als über die Treulosigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Castelnau, warf ihm sogar diese Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte seine Hände in das rauchende Blut seiner so eben hingerichteten Kameraden, erhob sie gen Himmel, und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier selbst, dem er, als er wegging, nachrief: „Verdammter Kardinal, bich bringst „du um die Seligkeit, und uns mit dir!“

Hingegen konnte Vieilleuille den Auftrag nicht ausschlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Rest der Verschwornen zu zerstreuen. Er that dieses mit so viel Klugheit und Eifer, daß es ihm gelang, sechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. Die Gefangenen, worunter der Kapitän war, ließ er aber los, weil es ihm unmenschlich schien, Leute von Ehre, die ihren Dienst als

brave Soldaten verrichteten, eines schmählichen Todes sterben zu lassen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er sie würde eingeliefert haben.

Dieses glücklich ausgeführte Unternehmen setzte Vieilleville in große Gunst bei dem König und den Guisen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig gewesen waren. Er hatte fürchterliche Instruktionen dabei erhalten, denn ihm stand es frei, nicht nur die umbringen zu lassen, die bei diesem Aufstand die Waffen genommen, sondern auch sogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der sieben Kompagnien Gens d'armes bei sich hatte, ließ den größten Theil seiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete sogleich die Bürgerschaft, ließ ohne Ansehen der Religion dreißig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozeß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion sagen, sondern sie als Rebellen gegen den König verdammen sollte. Auf diese Art stellte Vieilleville die Ruhe her, und schonte den Partheigeist, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht seyn, wenn er nur die Reformirten bestraft hätte.

Der Hof hielt sich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dachte, befahl ihm der König, den Prinzen zu besuchen. Vieilleville war aber schlau genug, dieses zu merken, und sagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Ruhestörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Bastille zu schicken, indem es Sr. Majestät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben gestrebt, hinrichten zu lassen. Der König nahm diesen Roth sehr wohl auf, und gestand nachher Vieillevillen selbst, daß er ihn auf die Probe gesetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwischen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guisen auf der andern, wurden indessen immer größer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringschätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guisen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in diesen Zeiten die Erlaubniß, in sein Gouvernement zurückzukehren; allein besonders die Königin drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in diesen kritischen Zeiten am Hofe haben, um seine Rathschläge, die immer sehr weise waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch ausersehen, nach Deutschland zu reisen, um den mit dem König verbündeten Churfürsten und Fürsten des Reichs die Verhältnisse mit dem König von Navarra und seinem Bruder vorzustellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erschiene.

Allein diesen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz II. ein Ende, der den 5ten December 1560 erfolgte. Jetzt wendete sich Alles an den König von Navarra, und selbst die Königin, die als Vormünderin des jungen sechszehnjährigen Königs Karls IX. mitregierte, ernannte denselben zum Generallieutenant des Reichs: eine weise Maßregel, um die verschiedenen Religionsparteien, die sehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu stellen. Vieilleville hatte sie der Königin angerathen. Beide Guisen entfernten sich bei diesen ihnen ungünstigen Umständen; der Kardinal ging auf seine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier schmiedete er mit seinen Anhängern, dem Connetable von Montmoreney, dem Morschall von St. André und Andern, seine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieses ist die Quelle, aus der alle Unruhen entstanden, die hernach das Königreich verwüsteten. Da jetzt Vieilleville sah, daß der König von Navarra und die Königin gut mit einander standen, drang er darauf, in sein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verstattete. Er war aber nicht lange in Metz, so wurde er vor vielen Andern ausersehen, nach Deutschland als außerordentlicher Gesandter zu gehen, um dem Kaiser und den Fürsten die Thronbesteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm sogleich die Reise in Begleitung von sechzig Pferden. Zuerst begab er sich zum Churfürsten von Baiern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieser Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm sehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Pension welche Heinrich II. ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugesichert hatte, jedem zu viertausend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kassel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege so gar schlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer seltsamen Reiseroute, noch Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen, und besonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der ersten Audienz beim Kaiser Ferdinand I., sagte dieser: „Seyn „Sie mir willkommen, Herr von Vieilleville, „ob Sie mir gleich ihr Gouvernement von Metz und „die übrigen Reichsstädte, welche Frankreich dem „deutschen Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffte „lange, Sie zu sehen.“ Der Kaiser nahm ihn sogleich mit in sein Zimmer, wo sie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieser Gelegenheit wunderte sich Vieilleville, daß sie ganz allein in's Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzosen ihrem Herrn fast die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieses sogar gegen den Kaiser, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu seyn mit fünfzig bis sechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieses sey, da ein Pascha nur dreißig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiser befahl sogleich, an jedes Thor starke Wachen zu legen; doch schränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Pascha nicht aufmerksam zu machen, darauf ein, auf den höchsten Thurm einen Wächter zu setzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an die Glocke anzeigen sollte. Der Kaiser wollte, daß dieses Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen sollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiser gab, sah Vieilleville die Prinzessin Elisabeth, des römischen Königs Maximilian Tochter und Niece des Kaisers. Ihm

fiel sogleich der Gedanke bei, daß diese schöne Prinzessin der König sein Herr zur Gemahlin wählen solle, und er nahm es auf seine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiser davon zu sprechen, dem dieser Antrag sehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei seiner Rückkehr nach Frankreich davon sprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt, und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Gesandter würde gehen müssen. Er reiste sogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald seine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Absicht seiner Reise war hauptsächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Elisabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfange sehr gegen seinen Antrag war, so gut einzuleiten, daß, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bei der Königin vorgelassen wurde. Indessen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch diese Belagerung bald aufgeben, und kurz daeauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guise den schon siegenden Prinzen völlig auf's Haupt schlug. Der Marschall von St. André hatte die Avantgarde des Königs kommandirt, war zu dem Herzog von Guise gestoßen, und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André stößt auf einen Kapitän der leichten Kavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft sich einander an, der Marschall antwortet zuerst und nennt sich. Babigny fällt über seine Truppen her, macht sie nieder und nimmt den Marschall gefangen. Dieser Kapitän war ehedem in des Marschalls Diensten gewesen, hatte aber einen Stallmeister erstochen. St. André ließ ihm den Prozeß machen, und, da er nach Deutschland ausgewichen war, ihn im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marschall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln, und das Vergangene zu vergessen. Indessen entwaffnete Badigny den Marschall, und ließ sich sein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten sie fort, als der Prinz von Porrian von der Condé'schen Partei kam, diesen Gefangenen sah und ihm die Hond gab. Der Marschall bot sich ihm sogleich als Gefangener an, und der Prinz suchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieser setzte sich zur Wehr, und da Alles darüber schrie, wie dies ungerecht sey, daß ein Prinz einem Geringern seinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tausend oder zwolfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, so wendete er sich zu dem Marschall mit den Worten: „Du hast mir durch deine schlechte Den„kungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht „trauen konn, du hast dein Wort gebrochen. Du „wirst mich ruiniren, wenn du wieder los kommst. „Du hast mich im Bild hängen lossen, mein Ver„mögen eingezogen und es deinen Bedienten gege„ben; da hast mein ganzes Haus ruinirt. Die „Stunde ist gekommen, wo dich Gottes Urtheil „trifft," und hiemit schoß er dem Marschall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marschalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, besonders war Vieilleville untröstlich darüber. Es wurde ihm sogleich das Beevet eines Marschalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Konzler von Frankreich selbst begab sich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er schlug es aus. Er wollte nicht einer Person in ihrer Stelle folgen, die er so über Alles geliebt hatte. Der König, entrüstet über dieses Ausschlagen, ging selbst zu Vieilleville; er fond ihn trostlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm, den Marschallsstab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über diese Gnade, konnte sich nicht länger weigern; er fiel seinem König zu Füßen und empfing aus seinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geschickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Kommandanten, Herrn von Villebon, setzte, und doch zu besorgen war, daß der Admiral Coligny auf diese Stadt losgehen möchte. Dieser Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte sich sehr unfreundschaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernsten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magistratsperson, reformirter Religion, entdeckt, die sich heimlich in die Stadt zu schleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieses wurde entdeckt, und der Gouverneur Villebon ließ diesen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und seinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute sich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieses, war sehr darüber aufgebracht und befahl sogleich, ihn zur Erde zu bestatten. Das Geld, welches Boisguraud bei sich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verschwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, schickte eine seiner Kreaturen, einen Parlamentsroth, zu dem Marschall, um zu erforschen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieser aber vor den Morschall gekommen, als er ihn so hart anließ, daß er vor Beschämung weinte, und als er sich auf seine Parlamentsstelle berief, wollte ihn Vieilleville sogar zum Fenster hinauswerfen lassen. Dieser Rath ging darauf zu Villebon und sagte ihm, daß der Marschall von ihm gesagt habe, wie er unwürdig wäre, Kommandant der Stadt zu seyn. Villebon, aufgebracht über diese falsche Nachricht, ging fünf oder sechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie sehen sich endlich in der Kirche, grüßen einander, und der Marschall nimmt ihn zum Essen mit nach Hause. Nach Tische fängt Villebon von der Sache an; der Marschall saß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu lassen. Villebon aber wird hitzig, sagt, daß Alle die, welche behauptet, er sey seiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marschall springt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tisch zur Erde gestürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marschall den seinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand van Villebon und ein Stück des Armes zu Boden. Alles war erstaunt, Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier sollte sie liegen bleiben, denn sie hat mir in den Bart gegriffen."

Indessen verbreitete sich das Gerücht, der Gou-

verneue sey so zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten sey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieser hatte aber schon voeläufig Anstalten getroffen. Alle, die herein brechen wollten, wurden gut empfangen und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marschalls trat und zur Hülfe herbei marschirte, zerstreute sich bald Alles, obgleich noch viele Versuche gemacht wurden, die Belagerung auf's Neue anzufangen. Nach und noch kam die Kovallerie an, die vor Rouen auf den Dorfern log, und so wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete sich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marschalls. Er verzieh aber Allen nnd stellte die Ruhe wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutschen Füesten auf Metz losgehen wollten, und beorderte daher den Marschall, sich in sein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er diese Nachricht auch wirklich in so weit bestätigt, daß die Fürsten, als sie gehört, Vieilleville sey bei den Unruhen von Ronen getödtet worden, beschlossen, vierzigtausend zu Fuß und zwanzigtausend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl V. vom Reich abgerissen worden, wieder zu erobern. Dieser Plan sey aber aufgehoben worden, als sie gehört, daß Vieilleville noch am Leben sey, und in sein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand sich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Hovre de Graee ein, die der olte Connetable von Montmoreney kommandirte, und auch hier, ob er gleich von der Fomilie Montmoreney mit neidischen Augen angesehen wurde, leistete er so gute Dienste, boß diese Stodt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable schmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um sie zu dämpfen, betrug Vieilleville sich mit so viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, doß ihn der König nicht mehr von sich lassen wollte, ja sogor ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen von Condé geblieben war, diese hohe Stelle übertrug; dieses geschah im großen Rath. Vieilleville stand von seinem Stuhl auf, ließ sich auf ein Knie vor dem König nieder und — schlug diese Gnade auf eine so uneigennützige, kluge und feine Art aus, doß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Kapitän vom Prinzen Condé sehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit diesem Gouvernement belohnt: eine Stelle, die ihm sehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen seiner Schwiegersohne, d'Espinay, zu seinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, Dullly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Koum war Alles dieses vor sich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpensier mit großem Ungestüm ols Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretogne forderte. Der König schlug es ihm ab, der Herzog foederte noch ungestümer und weinte endlich sogor, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich stand. Der König weiß sich nicht mehr zu helfen und schickt an Vieilleville eine vertraute Person ab, die Sache vorzutragen, wie sie war. Vieilleville war sogleich geneigt, seine Stelle in die Hönde des Königs niederzulegen. „Es ist mir nur leid," sogte „er bloß, „daß ein so tapferer Prinz sich der Waf„fen eines Weibes bedient hat, um zu seinem „Zweck zu gelongen, und mir mein Glück zu rau„ben." Zugleich schickte ihm der König zehntausend Thaler als Geschenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter seine beiden Schwiegersohne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beste Stoatsdienst, den Vieilleville seinem König leistete, war bei Gelegenheit einer Gesandtschaft an die Schweizer-Kontons, mit welchen er ein Bündniß schloß, das vortheilhofter war, als alle vorhergehenden. In seinem Schloß Dureftal, wo er sich in den letzten Zeiten seines Lebens aufhielt, besuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen ganzen Monot da blieb und sich mit der Jogd bei ihm belustigte. Dieses Verhältniß mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieses wirkte so heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit seiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und sehr betreten über diesen Todesfall.

So storb den letzten November 1571 ein Mann, der ein woheer Voter des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Gesetzgeber in der Kriegskunst war. Noch ihm brochen Unruhen jeder Art erst ans. Den Ruhestörern war er durch seinen Muth, durch seine Klugheit und seine Gerechtigkeitsliebe und durch sein Ansehen in dem Weg gestanden; darum brachten sie ihn aus der Welt.

Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot von M. N. bearbeitet.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und obgleich von der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürErscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lacheln ouf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem nmgestürzten Obelisken oder einem trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, eben so überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fonatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu seyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreisende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre versteinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe excentrische Fing der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunft-Idee, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese nothwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechtern Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Gebrechen eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der hohen Beziehung willen, welche der blaße Entschluß, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weisern Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer, zu bluten befiehlt: — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht

worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von ferne zeigte. — Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als ſein eigenes unerſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andere Rückſicht, aus welcher mir eine Darſtellung der äußern und innern Schickſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zugleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch beſondere Geſetze unterſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammengehalten. Er entſteht, er bildet ſich, er blüht und verblüht, kurz er äffnet und beſchließt ſein ganzes politiſches Leben vor unſern Augen. Der Geſichtspunkt, aus welchem der philoſophiſche Beurtheiter jede politiſche Geſellſchaft betrachtet, kann auch auf dieſen mönchiſch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verſchiedenen Formen nämlich, in welchen politiſche Geſellſchaften zuſammentreten, erſcheinen demſelben als eben ſo viele von der Menſchheit (wenn gleich nicht abſichtlich) angeſtellte Verſuche, die Wirkſamkeit gewiſſer Bedingungen entweder für einen eigenthumlichen Zweck oder für den gemeinſchaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unſerer Aufmerkſamkeit würdiger ſeyn, als den Erfolg dieſer Verſuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beiſpiele vorgethan zu ſehen? So hat das menſchliche Geſchlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit — wenn gleich nicht in dieſer Abſicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat ſich, um endlich die zweckmäßigſte zu erhaſchen, in allen Formen der politiſchen Gemeinſchaft verſucht. Für alle dieſe Staatsorganiſationen wird die Welthiſtorie gleichſam zu einer pragmatiſchen Naturgeſchichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel aber wie wenig durch dieſe verſchiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinſchaftlichen Strebens gewonnen worden iſt. Aus einem ähnlichen Geſichtspunkt laſſen ſich nun auch die ſouverainen geiſtlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entſtehung gegeben hat. Antriebe, welche ſich nie zuvor in dieſer Verknüpfung und zu dieſem Zwecke wirkſam gezeigt, werden hier zum erſten Mal zur Grundlage eines politiſchen Körpers genommen, und das Reſultat davon iſt, was die nachſtehende Geſchichte dem Leſer vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die ſtrenge Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen unburchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von Innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören.

Rührende, erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt ſeine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schickſal der Menſchheit. Wohlſtand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltſamkeit, führen ihn mit beſchleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth ſieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuſcht, zu denen ein ſo ſchöner Anfang berechtigte; aber dieſes Beiſpiel bekräftigt ihm nur die unumſtößliche Wahrheit, daß nichts Beſtand hat, was Wahn und Leidenſchaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieſes Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Verſtat'ſche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob daſſelbe auch der Abſicht vollkommen entſpricht, welche mir bei Anempfehlung deſſelben vor Augen ſchwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch iſt es das einzige Werk dieſes Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerkſamkeit des Leſers daran feſſeln kann. Der Ueberſetzer hat ſich, ſo viel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr in's Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des deutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und eben ſo wenig für die ſtudirende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wohl nicht geſagt zu werden; und bei dem letztern haſſt man durch Herausgabe deſſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen ſeyn, da der Orden mit dem Ablauf des ſechzehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines Ruhms erreicht hat, und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klaſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Cirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bei denen ſich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu leſen, auch bei denjenigen Volksklaſſen, zu deren Geiſtesbildung von Seiten des Staates ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird

vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Waare, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisirte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet: Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den Schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich den Leser erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unser Publikum kultivirt genug seyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigstens, so lang es gelesen wird, ein schlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten: so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr in's Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken, und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniß und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird nun ein großes noch durch die vielen Rechtskenntnisse erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzutheilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken, und dadurch die Erwartung auf's Höchste zu treiben.

Eine treue Uebersetzung der Pitaval'schen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm, so würde es zweckwidrig gewesen seyn, bei dem juristischen Theil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Uebersetzers erlitt, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitaval'schen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es seyn kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

Ueber Anmuth und Würde. *)

Die griechische Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterschieden also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch die Attribute ausdrückten, die von der

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Schrift erschien zuerst in der neuen Thalia, im zweiten Stück des Jahrgangs 1793.

Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Noch eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt (den man der Gattin Jupiters keineswegs abſpricht), iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgottin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchließendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, jo ſelbſt auf das Nichtſchöne übergehen.

Die nämlichen Griechen empfohlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchließend verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen deſſelben auch dem Nichtſchönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein Neigung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt daher der Achtung des Philoſophen werth, der ſich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anſchauungen, in welchen der reine Naturſinn ſeine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzuſuchen, oder mit andern Worten, die Bilderſchrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorſtellung der Griechen von ihrer allegoriſchen Hülle, ſo ſcheint ſie keinen andern als folgenden Sinn einzuſchließen:

Anmuth iſt eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entſtehen und ebenſo aufhoren kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel konn Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben konnen. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schonheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Beſondere, daß er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleiht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloß den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerin des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloß ſo ſcheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſonliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekt gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freilich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt erſtlich objektiv und kommt dem Gegenſtonde ſelbſt zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt zweitens etwas Zufälliges an demſelben, und der Gegenſtond bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderſchonen, unb ſelbſt bei dem Nichtſchönen ſeine magiſche Kraft nicht, dos heißt, auch das Minderſchöne, auch das Nichtſchöne, kann ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas Zufälliges an ihrem Subjekt, daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit müſſen alle nothwendigen Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Notur gehören; die Schönheit dieſer Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen iſt hingegen eine Erweiterung dieſes Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechiſche Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchließt ſelbſt die Schonheit der Geſtalt in die Grenzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekonntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darouf Anſpruch machen, die der Menſch

auch mit dem, was bloß Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttin von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äußern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib andildet und auch das Geiſtige zu verkörpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des Inſtinkts on dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Notur nie bloß Notur: darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt Vernunft niemals bloß Vernunft: darum darf er ouch nicht zittern, unter ihren Maßſtad zu treten. Natur und Sinnlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſommen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Houſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen loſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der dos Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiß von keiner willkürlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein ongehörte, ahne zugleich einen Ausdruck des moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts Anders, ols ein ſolcher ſchoner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth Statt findet, da iſt die Seele dos bewegende Prinzip, und in ihr iſt der Grund von der Schonheit der Bewegung enthalten. Und ſo lost ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Schonheit, die nicht von der Notur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.“

Ich hade mich bis jetzt dorauf eingeſchrönkt, den Begriff der Anmuth ous der griechiſchen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt, zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen loßt, und ob es auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, wahr iſt, daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen ruhmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahnt, und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentirt uns das Ideol der Schönheit, ſo wie letztere ous den Händen der bloßen Natur kommen kann, und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schonheit eine eigene Göttergeſtalt zur Repröſentontin auf, denn ſchon das notürliche Gefühl unterſcheidet ſie ouf das Strengſte von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erloubt, dieſe von der bloßen Notur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich noch Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Boues (architektoniſche Schönheit) zu benennen. Mit dieſem Nomen will ich alſo denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Noturkröfte ausgeführt worden (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der auch nur allein durch Naturkröfte beſtimmt iſt.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Hout, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab und ſelbſt entwickelte; dem Glück, welches das Bildungsgeſchäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches keiner Varietät, keiner Erweiterung fahig. Da ſie nämlich nichts Anderes iſt, ols ein ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo konn ſie — der Anloge noch — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwickelung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muß von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der letztern hat mon dos Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter der erſtern hingegen bloß die Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchouenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke, noch die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das onſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne ouf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objets die geringſte Rückſicht zu nehmen. Obgleich alſo die architettoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff, der demſelben zum Grunde liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Notur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als wos der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues erhöhe. In unser Urtheil über die letztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfließen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein rein-ästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn, sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, so ist dies nur in so fern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses Letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur dem, was in ihm Natur ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser hahern Bestimmung ist; denn wäre dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu seyn, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schon seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene hohere Bestimmung ausdruckte. Gesetzt aber, man konnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt; man konnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schonste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schonheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung, zugleich mit den Bedingungen zusammentrifft, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schonheit selbst nämlich muß jederzeit ein freier Naturessekt bleiben, und die Vernunft-Idee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, sondern bloß gestatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt Alles, was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgefuhrt werde, und daß dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technischen Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch, wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Verstand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht bloß dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht bloß ausdruckt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtet, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäß ist, zu Hülfe nehmen; dies hat man gar nicht nöthig, um die Schonheit dieses Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und dies könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein einziges Objekt ist) alle Bedingungen der Schonheit enthielte, und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriffe gegründet ist; aber der Sinn, weiß man, halt sich nur an das Unmittelbare, und für ihn ist es also gerade so viel, als wenn sie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben konnte, da sie bloß in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche Erkenntnißvermegen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derselben, als fremdartig, abgesondert haben, was die Vorstellung der Vollkammendeit in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wahlgefallens seyn konnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entschieden ist, daß es auf keiner solchen Eigenschafe des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, muß mon sich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erscheinungen Objekte der Vernunft werden und Ideen ausdrücken können. Es ist nicht immer nothig, daß die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen herausziehe; sie kann sie auch in dieselben hineinlegen. In beiden Fallen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat seyn, nur mit dem Unterschied, daß in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon objektiv darin findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfangt, weil der Begriff gesetzt werden muß, um die Beschaffenheit und aft selbst um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß sie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Be-

griff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem Ausdruck desselben macht, und also etwas blos Sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieses von der Schönheit verstehe.

Da es also in dem zweiten Fall in Ansehung des sinnlichen Objektes ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, so thut man ganz Recht, das Schöne, **objektiv**, auf lauter Naturbedingungen einzuschränken, und es für einen bloßen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daß sie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichsam ihren Stempel aufdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne **subjektiv** in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch **Geburt**, der andern durch **Adaption** angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und **erlangt** in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, daß der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beiden einander verschmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet, — wie er dem **Materiellen** die Achtung der Vernunft, wie er dem **Rationalen** die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen adelt, und selbst die Sinnenwelt gewissermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, so ist es doch — für das vorstellende Subjekt — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondirende sinnliche Merkmal an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältniß stehen, daß die Vernunft durch ihre eigenen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muß also der Grund liegen, warum sie ausschließend nur mit einer **gewissen** Erscheinung der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausschließend nur **diese** Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dies ist eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, **der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs**; aber sie ist es in keinem andern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. **Dem Grade** nach übertrifft sie zwar alle andern Schönheiten, aber **der Art nach** steht sie in der nämlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt.*) Daß die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen ist, als bei andern organischen Bildungen, ist als eine **Gunst** anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberin des menschlichen Baues, der Natur als Ausrichterin ihrer Gesetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicher Weise treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur **zusammen**, so daß die letztere den Anfang der erstern vollzieht, indem sie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der **architektonischen** Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues **berechnet** werden, welches aber nicht mehr Statt findet, sobald die Nothwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur **allein**, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung Alles dessen, was der Mensch zur Erfüllung seiner Zwecke **bedarf**, einmal für immer von dem schaffenden Verstand übergeben wurde, und sie also in diesem ihrem **organischen** Geschäft keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine **Person**, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die **Gesetze** geben und die **Fälle** der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Gesetze Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich so **weit, als die Natur lebendig ist**, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhän-

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der **bloßen Anschauung** wird Alles, was an der Schönheit **objektiv** ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen gibt, in der bloßen Anschauung nicht vorkommt, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der bloßen Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht thätig machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Zugeständniß von dieser abgeben, nie in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die menschliche Bildung ist, blos die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkungen erhebt der bloße Sinn sich eben so wenig, als (wenn man mir dies Beispiel verstatten will) der blos sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Weltursache hinaufsteigt, wenn er seine Treue bezweifelt.

gen, und ſo läßt ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Prinzip der willkürlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluß. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloß abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem Obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt uneingeſchränkt nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkür tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, nach keinen andern als ihren eigenen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhle der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau bloß angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Uebereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freie Principium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt und von ſeinen Zuſtänden abhängen läßt, macht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt zur Erſcheinung und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergeht. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniß im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft begiant.

Die Freiheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schonheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemuth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten.*)

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schönheit der durch Freiheit bewegten Geſtalt, und Bewegungen, die bloß der Natur angehören, können nie dieſen Namen verdienen. Es iſt zwar an dem, daß ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beinahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt; aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner Zug an moraliſche Empfindungen anſchließt, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läßt ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muß dem Spiele folgen, ſo daß ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitere und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit ſetzen, und die noch eingewickelte gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniß herein zu bringen und ihre Fehler zu verbeſſern, ſobald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

---

*) Daher nimmt Hume den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundſätze der Kritik. II. 39. Neueſte Ausgabe) ſagt, „daß, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey, und ſich weder bewege noch ſpreche, wie die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſo lange wie an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender, lauter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchönſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der ſich aus Geberden zu Zügen verſteinerte, und alſo die Fertigkeit des Gemuths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Beurtheiler des Hume'ſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte (ſiehe in demſelben Band Seite 459): daß ſich die Anmuth nicht bloß auf willkürliche Bewegungen einſchränke, daß eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn,“ — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkührlichen, ſonſten auch eben deswegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden,“ ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Hume nur zu ſehr einſchränkte. Unwillkürliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkürlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt, daß ſie es vorausſetzen ſollten, daß die Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

Da auch die verfesteten Bewegungen (in Zügen übergangene Geberden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anscheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammichten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelssohn auch wirklich behauptet.*) Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit ist zuletzt bloß eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth können aber nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Bewegungen willkürlich oder abgezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung; diese nenne ich sympathetische Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlsvermögen und der Naturtrieb bestimmt: denn der Naturtrieb ist kein freies Prinzip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beiden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beim Philosophiren nothwendig von einander trennen muß, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von jenen sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtesten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dies geschieht alsdann, wenn sich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, noch denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand im Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen; wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses, durch den bloßen Zweck nicht Bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie angibt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, ist das Unwillkürliche an derselben, und er ist auch das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder, was eben so viel sagt, nicht mit etwas Unwillkürlichem, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischt, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth als Ursache erfordert wird. Die willkürliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht.

Die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszustand desselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt schon daraus, daß die erste, die nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausfließt, auch keine Darstellung derselben seyn kann. Denn zwischen die Gesinnung und die Bewegung selbst tritt der Entschluß, der, für sich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges ist; die Bewegung ist Wirkung des Entschlusses und des Zweckes, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkürliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält sich zum Gemüth, wie das konventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer Natur, sondern bloß ihrem Gebrauch nach Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, daß der Geist in einer willkürlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die Materie des Willens (den Zweck), nicht aber die Form des Willens (die Gesinnung) ausdrückt. Von der letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren. *)

*) Philos. Schriften. I. 90.

*) Wenn sich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Gesellschaft ereignet, so kann es sich treffen, daß jeder Anwesende von der Gesinnung der handelnden Personen eine eigene Meinung hat; so zufällig sind willkürliche Bewegungen mit ihrer moralischen Ursache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieser Gesellschaft ein sehr geliebter Freund oder sehr gehaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, so würde der augenblickliche Ausdruck seines Gesichts die Empfindungen seines Herzens schnell und bestimmt an den Tag legen und das Urtheil der ganzen Gesellschaft über den gegenwärtigen Empfindungszustand dieses Menschen würde wahrscheinlich völlig einstimmig seyn, denn der Ausdruck ist hier mit seiner Ursache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will gehalten seyn, aber das, was er wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Geberden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen. Erfahrt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft, und gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich seyn (wenigstens so scheinen), und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es um seine Anmuth wüßte.

Daraus ersieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatralische und die Tanzmeistergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen Schönheit, die am Putztisch aus Karmin und Bleiweiß, falschen Locken, fausses gorges und Wallfischrippen hervorgeht, und verhält sich ohngefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die Toilettenschönheit sich zu der architektonischen verhält. *)

Auf einen ungeübten Sinn können beide völlig denselben Effekt machen, wie das Original, das sie nachahmen; und ist die Kunst groß, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß die architektonische Schönheit gemacht ist, so sehen wir gerade so viel von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derselben geschlagen worden ist — und wie sollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Beegnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tausch betrachten, wobei ein Theil der Menschheit für gemeine Natur ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünstelt ist, so schließt sich plötzlich unser Herz, und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno.

Obgleich aber die Anmuth etwas Unwillkürliches seyn oder scheinen muß, so suchen wir sie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewissen Geberdensprache Grazie bei, und spricht von einem anmuthigen Lacheln und einem reizenden Erröthen, welches doch beides sympathetische Bewegung sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unserer Gewalt ist, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieses auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bei weitem die mehrern Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Gesang, vom dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, insofern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf seine eigene Hand ausführt, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie sich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Person an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von willkürlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth selbst doch alles Willkürliche verbannt seyn muß, so werden wir sie in demjenigen, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth entsprechend ist, aufzusuchen haben.

*) Ich bin eben so weit entfernt, bei dieser Zusammenstellung dem Tanzmeister sein Verdienst um die wahre Grazie, als dem Schauspieler seinen Anspruch darauf abzustreiten. Der Tanzmeister kommt der wahren Anmuth unstreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, und die Hindernisse wegnimmt, welche die Masse und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegensetzte. Er kann dies nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer höhern Zucht erhalten, und, so lange die Tragheit wiederstrebt, stark, d. i. zwingend seyn und auch so aussehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus seiner Schule, so muß die Regel der diesem ihrem Dienst schon gereifet haben, daß sie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz, das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten, und diese nehme ich keinen Anstand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauspieler nicht gefällt, der Grazie, gesetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch so sehr gelungen sey, an der Toilette studirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: 1) Wahrheit der Darstellung und 2) Schönheit der Darstellung. Nun behaupte ich, daß der Schauspieler, was die Wahrheit der Darstellung betrifft, Alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er sonst gar kein Künstler ist, und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder sehe, daß er, der einen wüthenden Charlo mustershaft spielte, ein Mensch von sanftem Charakter ist; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, was die Anmuth der Darstellung betrifft, der Kunst gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier Alles ein ihm freiwilliges Werk der Natur seyn müsse. Wenn es nun bei der Wahrheit seines Spiels befindet, daß ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es mir bei der Schönheit seines Spiels befindet, daß ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den Menschen zu zurnen, der hier den Künstler zu Hülfe nehmen mußte. Die Ursache ist, weil das Wesen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verschwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung ist, da wir uns an den diesem Menschen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler antworten, der gern weisen möchte, wie er, da er sie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll, ist meine Meinung, zuerst dafür sorgen, daß die Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehen und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deswegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch bloß sprechend (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdruckt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetische Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thierische Bildungen sprechen, indem ihr Aeußeres das Innere offenbart. Hier aber spricht bloß die Natur, nie die Freiheit. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimischen Zügen das erwachte oder gestillte Bedürfniß an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Person unterbrochen zu werden. Die Individualität seines Daseyns ist nur dir besondere Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beispiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn ist nur die menschliche Bildung, und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in diesen Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt bloß die Natur, wie beim Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei diesen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dies alles kommt bloß auf Rechnung der Natur, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die Bestimmung an, sondern führet sie auch allein aus. Dem Menschen aber gibt sie bloß die Bestimmung, und überläßt ihm selbst die Erfüllung derselben. Dies allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit; der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wird, heißt vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfließen, ausschließungsweise seine Thaten. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniß seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bei dem Thierr die Notur die Bestimmung zugleich gibt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung gibt, aber die Erfüllung derselben in seinen Willen stellt, so kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabsichtet hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was er selbst zur Erfüllung dieser Absicht gethan hat.

Bei der Gestalt des Menschen begnügen wir uns also nicht damit, daß sie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung desselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle, denn das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, daß sie uns sogleich offenbare, in wie weit er in seiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß sie Charakter zeige. In dem ersten Fall sieht man wohl, daß die Notur es mit ihm auf einen Menschen anlegte; aber nur aus dem zweiten ergibt sich, ob er es wirklich geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit seine Bildung, als sie mimisch ist; aber auch so weit sie mimisch ist, ist sie sein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieser mimischen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm also schon als bloßem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freiheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweist also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das Individuum zu unterscheiden, aber von der Person können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognom nicht bloß wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Notur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter stiller Thatigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der Freiheit, die gleich einem aufschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thatiger Geist

völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt Alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der Regel (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtlichr Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomir immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzrr Ruhm ist, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einverstandniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schonheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte fuhren, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den besondern, oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von der Kohäsion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schonheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmählich über die Form Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eignes Grab bereitet.*)

Ob indessen gleich kein einzelner stummer Zug Ausdruck des Geistes ist, so ist eine solche stumme Bildung doch im Ganzen charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine sinnlich sprechende es ist. Der Geist nämlich soll thätig seyn und soll moralisch empfinden, und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine Bildung davon keine Spuren aufweist. Wenn uns also gleich der reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursache, erfullt, so werden beide Empfindungen nur so lange ungemischt bleiben, als er uns bloße Naturerzeugniß ist. Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berechtigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und schlägt diese Erwartung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloß organische Wesen sind uns ehrwürdig als Geschöpfe; der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer (d. i. als Selbsturheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine speechende Bildung wird also von dem Menschen gefordert, sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheil spricht, d. i. die eine seiner Bestimmung gemäße Empfindungsart, eine moralische Fertigkeit ausdrückt. Diese Anforderung macht die Vernunft an die Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des Sinnes. Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt seyn, und die Uebereinstimmung mit einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unnachläßlich fordert das Auge Schönheit. Da diese beiden Forderungen an dasselbe Objekt, obgleich von verschiedenen Instanzen der Beurtheilung, ergehen, so muß auch durch eine und dieselbe Ursache fur beider Be

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, daß solche Schönheiten des Baues sich schon im mittlern Alter durch Obesität sehr unartig vergrößern, daß, anstatt jener kaum angedeuteten Linienmasse der Haut, sich Gruben einsetzen und wurstförmige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekommt, und das reizende mannichfaltige Spiel schöner Linien auf der Oberfläche sich in einem gleichförmig schwellenden Polster von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen, mit der architektonischen Schonheit Vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was noch keiner Vorsicht nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schonheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide Gunstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzuge von Naturbedingungen abhangig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektonischen Schonheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafur Sorge tragt, sich an der Gunst eine Stütze und eine Stellvertreterin herauszuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Ernsthaftigkeit, Geschmack und Wissenschaft zu starken vermissen. Mit seiner ganzen Ausstattung einer lebhaften und thätigen Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als sinnliche Vorzuge ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Tugenden des Geistes werden können; dadurch, meine ich, daß er der Materie Form ertheilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhaltnißmäßige Kraft der Vernunft bevormundet, wird die wild aufgeschossene, uppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen, und sie oder so ersticken, wie bei der architektonischen Schonheit die Masse endlich die Form unterdruckt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, besonders an demjenigen Dichtergenien, die fruher berühmt worden, als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schonheit, das ganze Talent als die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff sich zur Form verarbeitet und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie wie jedes andere Naturprodukt der Materie anheim gefallen, und die versprechendsten Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die vegetirende Einbildungskraft fällt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, und dem sie sich entgegenwirkt hatte, und verschmacht es nicht, der Natur bei einem andern solidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der vorlauten Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

friedigung geſorgt ſeyn. Diejenige Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muß einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloßer Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muß ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſch ſprechender Bewegungen ergibt ſich, daß ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergibt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daß ſie keine andere als ſinnliche Urſachen habe, und ein völlig freier Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſch ſprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die Grazie, welche Beides verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daß die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nämlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, inſofern es das Schöne iſt, auch bloß ſinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geiſt (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freie Naturwirkung. Weil aber die Natur bei willkürlich'en Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heißen kann, und weil ſie bei den unwillkurlichen Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frei heißen kann, ſo iſt die Freiheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen deſſenungeachtet äußert, eine Zulaſſung von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daß die Grazie eine Gunſt ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir, dies durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich überreden kann, daß er nach ſeinem eigenen Sinne lebe, und daß ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr dieſen Namen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhangenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äußert, daß ſie ſeinen Willen auf's Treueſte ausrichtet, und ſeine Empfindungen auf das Sprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verſtoßen, welche der Sinn an ſie, als an Erſcheinungen, macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloß ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läßt ſich eben ſo wenig ſagen, daß der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daß er Freiheit hervorbringe; denn Freiheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frei fühlt, größtentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde; eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dies wohl für eine perſonliche Beſchaffenheit ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß ſich weder der Wille bei der abſichtlichen, noch der Affekt bei der ſympathetiſchen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck Statt haben ſoll; denn wo die bloße Natur herrſcht, da muß die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in Allem dreierlei Verhältniſſe denken, in welchen der Menſch zu ſich ſelbſt, d. i. ſein ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet, und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdruckt entweder die Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Forderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; aber die Triebe des letztern ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er Alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von Außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden, ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstständigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelestrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun bloß ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille bloß eingeschränkte hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht bloß den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachläßlich fordert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine Manarchie, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freie Regung im Zaume hält; das zweite an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frei, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit schön wird, vielmehr nur dem brutalern Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die Freiheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der Wollust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es gibt keinen vierten Fall) derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgegeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben.

Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, und auch von Andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bei dem sittlichen Wahlgeschäfte gern miesprechen wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem Gesetze und nie dem Triebe folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, daß die Neigung nicht mit bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg als im Einverständniß mit dem Vernunftgesetze, weil es gar zu leicht seyn kann, daß ihre Fürsprache allein ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die Gesetzmäßigkeit der Thaten, sondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel scheint also wohl gewiß zu seyn, daß der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu verbürgen. Der sinnliche Ausdruck dieses Beifalls in der Grazie wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem schönen Vortrag

einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig zu seyn; aber ich hoffe dadurch noch zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bei der moralischen Gesetzgebung, völlig zurückgewiesen sind, im Feld der Erscheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten versuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelnr sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anderes, „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen, so ist dies doch im subjektivem Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie auf's Innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Aseetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empörendste seyn muß, so hat er, däucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt seyn wollen, kein Streit mehr seyn, und ich wußte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschseyn aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei Untersuchung der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich hier Alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharatter zum Kopfkissen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundsatz, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch-lobenswürdiger Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung forderte die Kur, nicht Einschmeichlung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Konvenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beigelegt werden, die die kraftvollste Aeußerung moralischer Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Mußte schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bei dieser imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines frem-

den und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen radikalen Hang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt), schwerlich vermindert werden dürfte!*)

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schonheit und Freiheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuversicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, stets zu vereinzeln strebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Heerschaft über den andern versichert. Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung stigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie konnte sie das ganze Feuer ihrer Gefuhle zu einem Triumph hergeben, der uber sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerin an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen konnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren mußte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Prineipien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefuhl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmutdigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prineipien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen, und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schonheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glanzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schonheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schonheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geschlecht (die Schonheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muß sowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und in's Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle. In Beidem war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller, und läßt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Konstitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch schone Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden ausdrücken. Die zarte Zider des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem leisesten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende An-

*) Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menschlichen Natur in seiner neuesten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erster Abschnitt.

geſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beiden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bei aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er als ein Weſen, das ſich nach Willkür verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſche Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und, wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben mußte, ſo durfte doch die Befriedigung ſeines ſo dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſeyn gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in daſſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Willkür Nothwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anderes iſt, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er ſie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſo muß auch der Menſch, ſeiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden laſſen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Luſt iſt, ſo muß bei ihm eben ſo unabänderlich Verabſcheuung oder Begierde erfolgen. In dieſem Punkte ſteht er dem Thiere vollkommen gleich, und der ſtarkmüthigſte Stoiker fühlt den Hunger eben ſo empfindlich und verabſcheut ihn eben ſo lebhaft, als der Wurm zu ſeinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bei dem Thiere eben ſo nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtätig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nämlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß ſtreben, den Schmerz los zu ſeyn; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, ehe er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft iſt er gegen die eine wie gegen die andere frei; das heißt, er muß ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frei als moraliſche Kraft, das heißt, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freiheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt; aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt, und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen, heißt nur umſtändlicher begehren *).

Die Geſetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Geſetzgebung der Vernunft aus Prinzipien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu ſeiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moraliſchen Grundſatz zuwider läuft. In dieſem Fall iſt es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausſpruch der Vernunft nachzuſetzen, da Naturgeſetze nur bedingungsweiſe, Vernunftgeſetze aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkürlich fordert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der erſten Urſache an, wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Geſetzgebung aufhört, Alles in ihr ſtreng nothwendig iſt, ſo kann ſie rückwärts nicht nachgeben, ſondern muß vorwärts gegen den Willen drängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie

*) Man leſe über dieſe Materie die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der Reinhold'ſchen Briefe.

ſich ihren Weg verkürzte, und ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hatte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht bloß freien Lauf ließe, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt nähme, würde der Menſch auch nur Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

Das Begehrungsvermögen bringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der Wille ſoll ſeine Beſtimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchließung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich. *)

So oft alſo die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deswegen aber muß er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweiſt ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie bloß begehren oder bloß verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Aber ſchon die bloße Anfrage bei der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterin iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche Forum bringt, iſt alſo im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Geſetzen der Vernunft die Entſcheidung in einer Sache anheimſtellt, wo nur Geſetze der Natur ſprechen können, und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetzgebung darauf Rückſicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entſcheidung aufnehmen möchte, eben ſo wenig richtet ſich die Natur in ihrer Geſetzgebung darnach, wie ſie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andere Nothwendigkeit, die aber keine ſeyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkurliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferſte Geiſt bei allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unterdrücken, ſondern ihr bloß den Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moraliſche Mittel, aber nur durch natürliche ihn beſänftigen. Er kann durch ſeine ſelbſtſtändige Kraft zwar verhindern, daß Naturgeſetze für ſeinen Willen nicht zwingend werden, aber an dieſen Geſetzen ſelbſt kann er ſchlechterdings nichts verändern.

In Affekten alſo, „wo die Natur (der Trieb) zuerſt handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch Widerſtand offenbaren, und daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerſpruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus ſittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden Natur, ſondern ausſchließungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht moraliſch ſchön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber moraliſch groß, weil Alles das, und das allein groß iſt, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniß gibt.

Die ſchöne Seele muß ſich alſo im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterſcheiden kann. Iſt bei einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicher Weiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bei einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht in's Heroiſche über, und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Ueberſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bei der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem

*) Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die Mittel zur Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten iſt. Nur das Letzte gehört in's Gebiet der Moralität, das Erſte gehört zur Klugheit

Willen zuvoreilen, theils, als bloß sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung in der Willkür des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhangen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde stehen; vorschnell und dringend strebt er, sein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen antieipiren, worüber der Wille allein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen wie über das Thier zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweierlei Art und Ursprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweiten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen. *)

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die ungestüme Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reißen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

Gesetzt, wir erblickten an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern aufschwellen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hatten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leid ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit. *)

Aber nicht bloß beim Leiden im engern Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bei jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens muß der Geist seine Freiheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenehme Affekt erfordert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meister spielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden soll. Die Würde bezieht sich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts; daher es geschehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, tadelnswürdige Affekte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, in's Gemeine und Niedrige fallen: daß hingegen nicht selten verwerfliche Affekte sich sogar dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als Herrscher auf; denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen schreitet, und sich seinem Joche gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Widerstand zu besiegen findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die Widersetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen; Würde in der Beherrschung der unwillkürlichen. Die Anmuth läßt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und sich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, sondern muß durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, sondern muß Indulgenz beweisen. Dies ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniß beider Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellt.

Würde wird daher im Leiden (πάθος), Anmuth mehr im Betragen (ἦθος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbstständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muß angesehen

*) Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der ersten, so zeigt dieses an, daß die Person den Affekt will, und die Natur ihn verwehret. Findet man die Bewegungen der ersten Art ohne die der zweiten, so beweist dies, daß die Natur in dem Affekt wirklich verletzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bei affektirten Personen und schlechten Komödianten; den zweiten Fall desto seltener und nur bei starken Gemüthern.

*) In einer Untersuchung über pathetische Darstellung ist im dritten Stück der Thalia umständlicher davon gehandelt worden.

werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich, und, wo keine mehr zu bekampfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (weß Standes und Würden er auch ſey), der auch bei gleichgültigen Verrichtuugen eine gewiſſe Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was mon von der Tugend fordert. Die Würde gibt ſich bei der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchin über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bei Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwanges und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beiden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das Erſte, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſo viel an ſichtlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maßſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andern als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das Zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtonb der Neigung nothwendig, und es iſt bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Ueberhaupt gilt hier das Geſetz, daß der Menſch Alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, ſo fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt noch ſinnlich, der Naturfreiheit günſtig, und aller Anſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch gonz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daß die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeiführe. Um ſich alſo bei einem edlen Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein ſittlicher Urſprung verſchaffen kann, muß die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daß nicht das Bedürfniß zu ihm nöthigte, ſondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, ſondern als Perſon hochſchätzt.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der Erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affektionirten Handlung herunterſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der Andere ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freiheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloße Zufahren des Triebes zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König, ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt (denn Throne haben ihre Privilegien), und auch der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine heilige Freiheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte Erſterem zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluß des Andern ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſo viel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verſchiedenen Gebiete haben, worin ſie ſich äußern, ſo ſchließen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweiſt zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affekts, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausdruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freiheit läßt, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daß es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt sich das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem der Wille die Lieenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkürlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektanische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Grenzen zusammenfließen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im Belvederischen Apoll, in dem Borghesischen geflügelten Genius, und in der Muse des Barberinischen Pallastes.*

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestaßen; angezogen als Geister, zurückgestoßen als sinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beispiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich aber für unser physisches Vermögen übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfniß der Natur und der Forderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Foederung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen), welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muß erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wallustreiz, stimulus) wird dem Sinn ein sinnlicher Staff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie beugt sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem ihrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt die sinnliche Natur *). Bei der Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische Natur. Bei der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung; denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit; aus unsrer göttlichen Natur. Es ist

*) Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen ist, hat Winkelmann (Geschichte der Kunst. Erster Theil. S. 450 f. Wiener Ausgabe) diese hohe Schönheit, welche aus Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaßt und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem stehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu untersuchen, ob es nicht dienlich noch zu scheiden sey. Er verwirft den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut Unrecht, das zu einer Eigenschaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einschränkung derselben ist. Was Winkelmann die hohe himmlische Grazie nennt, ist nichts Anderes als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmlische Grazie," sagt er, „scheint sich allgemeiner, und bietet sich nicht an, sondern muß gesucht werden; sie ist zu erheben, um sich sehr sinnlich zu machen. „Sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich „der seligen Stille der göttlichen Natur. — Durch sie, sagt er an einem andern Ort, „wagte sich der Künstler der Niobe in das „Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die „Todesangst mit der höchsten Schönheit zu verbinden," (Es würde schwer seyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht ausgemachtlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint ist). „Er wurde ein Schöpfer neuer Geister, die keine Begierden der Sinne erwecken; denn sie scheinen nicht zur Leidenschaft „gebildet zu seyn, sondern bestehe nur angenommen zu haben." — Anderswo heißt es: „Die Seele äußert sich nur unter einer „stillen Fläche des Wassers, und tritt niemals mit Ungestüm hervor. „In Vorstellung des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, „und die Freude schwebt wie eine sanfte Luft, die kaum die Blätter rührt, auf dem Gesichte einer Leukothea."

Alle diese Züge kommen der Würde, und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschleiert sich nicht, sondern kommt entgegen; die Grazie macht sich sinnlich und ist auch nicht erhaben, sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält: und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden einen hohen, Ruhe gebietet.

Hume verfällt in denselben Fehler, was aber bei diesem Schriftsteller weniger zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die nächsten Regeln, die er sich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze der Kunst. II. Theil. Anmuth und Würde.

*) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechseln. Achtung (in ihrem reinen Begriff) geht nur im Verhältniß der sinnlichen Natur zu den Foderungen reiner praktischer Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl „der Unangemessenheit zur Erreichung einer Idee, die für uns „Gesetz ist, heißt Achtung." (Kants Kritik der Urtheilskraft.) Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des Abstandes des empirischen Willens von dem reinen — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, daß ich die sinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich diese nur auf reine Vernunft geht; denn die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäß handelt, empfunden. Daher hat sie etwas Ergötzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muß. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freierer Gefühl. Aber das ruhet von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute; aber auch demjenigen hochachten, der es gethan hat mußte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Große selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sinnlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eignen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut Große nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß und schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das Großmuthigste und das Selbstsüchtigste in der Natur; das erste: denn sie empfangt von ihrem Gegenstande nichts, sondern gibt ihm Alles, da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite: denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schatzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er immer selber gab, so begegnet es ihm ofters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut; der feurige Wunsch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde selten begegnet. So lange der innere Sinn den äußern exaltirt, so lange dauert auch die selige Bezauberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern seine Anschauung nicht mehr unterschiebt, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt — Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getauscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edlern Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhutet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem gunstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrucken, mehrerer Bestimmungen fahig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innere Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von Außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorne Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgange mit einer reizenden Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Wurde, da sie sich durch Maßigung unruhiger Bewegungen außert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemuths lost sich auf an ihrem friednathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmutd das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der drausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedenen Abstufungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schonheit nahert, zum Edeln, und, wo sie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit.

Der hochste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde; der höchste Grad der Würde die Majestat. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fließen hinuber in den Gegenstand. Der hochste Genuß der Freiheit grenzt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestat hingegen halt uns ein Gesetz vor, das uns nothigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles außer uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unseres eignen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses reprasentiren, so hat er Majestat, und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Andetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darniederschlagen.

Die bloße Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestat verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestat muß dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch,

der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur Einen Weg, nämlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles Andere ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen Schwulst, aus der Affektion des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth Ziererei, und aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen; die falsche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont bloß die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthiger Weise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht in's Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet so viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hatte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affektirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch anders nicht von der Stelle kommen sollte. Das andere Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitz der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lacheln der wahren Grazie wird dann die niedrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Mimister und in den Studirzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studiren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtrieb bloß da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkürlichen mit einem eisernen Scepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und sucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und, wo dies nicht angehen will, in Verbergung derselben. Nicht anders als wenn sie Allem, was Natur heißt, einen unversöhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltige Gewander, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Machwerk der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich nie der Natur, nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frei und offen bleibt; wenn in den Augen Empfindung strahlt, und der heitre stille Geist auf der beredten Stirn ruht, so legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös, und bewacht sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will, eine Vorsicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verdergen; bei der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger innen, indem sie außen bezwungen ist *).

*) Indessen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmaßung, sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter daraum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, kommt er das Gemüth vorher zum Empfang bestellen, entfernt alle Zerstreuungen, und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feierliche sehr geschickt, welches in Haltung vieler Umstände besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Musik wird das Feierliche durch eine langsame gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ziel sehen.

Das Feierliche unterstützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Läutungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenceremonien und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langsamen Takt beobachten.

Ueber das Pathetische. *)

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Verfasser hatte in das dritte Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung vom Erhabenen eingerückt, die nach der Ueberschrift zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen dienen sollte. Einige Jahre nachher war aber eben dieser Gegenstand die nächste unter folgende Schrift entstanden. Dieser spätern Bearbeitung, die sich mehr durch eigenthümliche Ansichten auszeichnete, gab der Verfasser den Vorzug, als seine kleinen vorläufigen Schriften zusammengetragen wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde ein Theil unter dem Titel: über das Pathetische, in diese Sammlung aufgenommen.

ihrem Zweck iſt ſie derſelben äußerſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen, und die tragiſche Kunſt insbeſandere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daß ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußere, macht das freie Prinzip in uns kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine von der Natur unabhangige Kraft offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden: Pathas muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht uberzeugt worden iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſey. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht nnd flüchtig beſtreichen; aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehort ein Vermogen des Widerſtands, das über alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freiheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, und der tragiſche Held muß ſich erſt als empfindendes Weſen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, nnd an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte nnd unnachläßliche Forderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freiheit geſchehen kann. Er muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſanft immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthshandlung, etwas Paſitives, und nicht vielmehr bloß Negatives und ein Mangel iſt.

Dieſes Letztere iſt der Fall bei dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Decenz verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer rechten Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fordert dieſen die Kunſt unnachläßlich. Kann konnen wir es einem franzöſiſchen Trauerſpielhelden glauben, daß er leidet; denn er läßt ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus, wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freiheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich mitſammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiſte gedichtet haben. Nie ſchämt ſich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und iſt dennoch ſicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verſtand laßt ihn das Zufällige, das der ſchlechte Geſchmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterſcheiden; Alles aber, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen. Der griechiſche Künſtler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzuſtellen hat, weiß von keiner Prinzeſſin, keinem König und keinem Königsſohn; er hält ſich nur an den Menſchen. Deswegen wirft der weiſe Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns blaß nackende Figuren, ob er gleich ſehr gut weiß, daß dies im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider ſind ihm etwas zufalliges, dem das Nothwendige niemals nachgeſetzt werden darf, nnd die Geſetze des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nicht die Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und will uns den Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die nnnütze nnd hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Platz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen kraftigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln nnd die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der Homeriſchen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenſchaften haben ein freies Spiel, nnd die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als Andere, und eben das macht ſie zu Helden, daß ſie das Leiden ſtark und innig fuhlen, und doch nicht davan überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir Andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daß ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen; ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daß ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung deſſelben bei allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreit von Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus ſteigt weinend zum Olymp, nnd verſchwört alle Gefechte.

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz, das der griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte Forderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch

ist — ehe er etwas Anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Forderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, um sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas Gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle bloß erschlaffende (schmelzende) Affekte, sondern überdaupt auch alle höchsten Grade, von was für Affekten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schone Kunst nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflosung oder Erschlaffung, und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unserer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in diese Klosse. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist gehe leer aus, und die ädlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fuhlt sich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch so großer Lärm in einem Konzertsaale ist, so wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis in's Thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Prineip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu uerkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wollust, und können deswegen bloß Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig ware. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist bloß ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefordert, durch den allein sich das Princip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich mochen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloße sinnliche Kroft des Affekts und die höchst lebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, insofern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen, und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wie viel Kroft sie auch verrathen mögen; denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heißt gemein, das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel sind die Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edet, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervordringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Tried nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt: er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte, und edet, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andere als physische Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle, Darstellung des Affekts, die bloß physisches Leben und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leben an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolue hochsten Grad erreichen kann, so lange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese übersinnliche Widerstehungskraft in einem As-

fekt kenntlich? Durch nichts Anderes als durch Beherrschung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich sage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer, sondern ein physischer Widerstand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er seinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen sucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der Instinkt übernimmt dieses, ohne erst bei seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Aktus seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hulfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine andern Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, aber durch sie erweckt werden, wo Pathos stattfinden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Uebersinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muß das seyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dies ist die Aufgabe; und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, daß die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm bloß als Thier angehören und als solche bloß dem Naturgesetz folgen, ohne daß sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbstständige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben konnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar, und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entscheidung des Willens ab, sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas Heißes angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja, noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefaßtesten Stoiker auf Einmal etwas höchst Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man lasse ihn dabei stehen, wenn Jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unartikulirter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwischen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dies dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an dem Menschen gibt, die nicht seiner Person als Intelligenz, sondern bloß seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweitens Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hatte verhindern können; welche also die Person und nicht der Instinkt zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen; aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz; aber die Person hat dafür zu sorgen, daß den Vorschriften der Vernunft durch keine Handlung des Instinkts Eintrag geschehe. So viel ist also gewiß, daß der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im Affekt unbedingter Weise zu bestimmen hat, sondern daß ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die Person erinnern konnte, und es ist bloß Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt, oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon daß sie nicht durch den Instinkt bestimmt wurden, ist hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, daß der Instinkt sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instinkts entzogen sind, und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frei scheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen

denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwaet eines übersinnlichen Prinzips im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Geenze seyen kann, und sich also eben dadurch als von deeselben unteeschieden kenntlich macht. Der bloß thierische Theil des Menschen folgt dem Naturgesetz, und daef daher von dee Gewalt des Affetts unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichsam zum Maß, nach welchem der Wideestand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in dem Menschen, nue nach der Stärke des Angriffs deurtheiten. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit sich äußert, ohne doch im Gebiet der Menschheit dieselbe Macht behaupten zu konnen, desto mehr wied dirse leztere kenntlich, desto glorreicher offenbaet sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist dir Darstellung und desto erhabener das Pathos. *)

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen Geundsoz anschaulich gemocht; aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu beingen, und duech Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ungefähr ein Maß für das, was die bildende Kunst der Alten im Pothetischen zu leisten vermochte. „Laokoon," sagt uns Winkelmann in seiner Gesch. dee Kunst (S. 699 der Wiener Quartausgabe) „ist eine Natur im höchsten Schmeeze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die dewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Störke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn herver, und die Brust eehebt sich durch den beklemmten Odem, und duech Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen nnd zu verschließen. Das bange Seufzen, welches ee in sich, und der Odem, den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsom von der Bewegung seinir Eingeweide urtheilen laßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach dee hohern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwee von derselben; in der überwarts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie uber ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiteeten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Untee der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz nnd Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großee Wodrheit gebildet; denn indem der Schmeez die Augenbraunen in die Hohe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwarts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe duech das übeegetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wied. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der gröste Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die geoßte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Heezen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Brine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut."

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, nnd wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit nnd Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil schildertr bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemüthszustande des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bei dem Virgil ist die ganze Erzählung bloß Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nöthig gehobt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da ee uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken duechdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht bloß negativ, nämlich, die Darstellung der leidenden Natur nicht so weit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unwille und Abscheu nnausbleiblich eefolgen mußten. Er hielt sich daher liebee an Darstellung der Ursachr des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit dee beiden Schlongen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwacht zu erhalten. Hatte er uns hingegen von Laokoons Person so viel wissen lassen, als der Bildhauer, so wüede nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende Mensch der Held in der Handlung gewesen seyn, und die Episode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt dir Virgil'sche Erzählung schon aus Lessings vortrefflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu Lessing sie gebrauchte, war-

*) Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt der Naturtriebee stehen und ohne Voraussetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklarbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Darstellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, so lügt und lässelde kalt; herrscht er im Gebiete der Menschheit, so ekelt sie uns an und empört. Im Gebiete der Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nue schwach rühren, denn Klagen und Thranen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit auf. Weit starker ergreift uns der verbissene Schmerz, wo wir bei der Natur keine Hulfe finden, sondern zu etwas, das uber alle Natur hinausliegt, unsere Zuflucht nehmen mussen; und eben in dieser Hinweisung auf das Uebersinnliche liegt das Pathos und die ästhetische Kraft.

bloß, die Grenzen der poetischen und moterischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erloube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus anguea
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
sanguineæ exsuperant undas, pars cætera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardentcis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nömlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbstthatig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit derselben von jedem Natureinfluß in's Bewußtseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir on; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher bloß kontemplativ-erhaben.

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativ-erhabene geht in's Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb scheckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schießen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dies geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß subjektiven Grund in unserm Gemuthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze fur eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von Außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthatig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freiheit, weil es von Außen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, so würden wir hier stille stehen, und im Zustand des bloßen Leidens verharren. Aber etwos ist in uns, was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und dessen Thätigkeit sich noch keinen physischen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieses selbstthatige Prineip (die moralische Anlage) in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbstthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht in's Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach Innen, indem es nach Außen Grenzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schuz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß komparative und prekäre Schuzwehr im Felde der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen seyn muß, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hülfe suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als dos Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kroftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweiten Hand und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bei uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreidung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon bloß ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser

einzige Zug macht ihn unſers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben mochten, es würde uns immer bewegt und erſchüttert haben. Daß es aber gerade in dem Moment geſchieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß ſein Untergang gleichſam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für ſeine Kinder vorgeſtellt wird — dies entflammt unſre Theilnahme auf's Höchſte. Er iſt es jetzt gleichſam ſelbſt, der ſich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und ſein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muß alſo der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freiheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bei aller ſinnlichen Kraft nie pathetiſch ſeyn, und wird unausbleiblich unſere Empfindung emporen. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Menſch, aus allem Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweierlei Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfangt, und dem Zuſtand keine Kauſalität für die Geſinnung geſtattet wird; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, und die Geſinnung für den Zuſtand Kauſalität erhält. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unabhangige Charakter. „Ein tapferer Geiſt, im „Kampf mit der Widerwaetigkeit," ſagt Seneca, „iſt ein anziehendes Schauſpiel, ſelbſt für „die Götter." Einen ſolchen Anblick gibt uns der römiſche Senat nach dem Unglück bei Canna. Selbſt Miltons Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künftigen Wohnort, zum erſten Male umſieht, durchdringt uns, dieſer Seelenſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch," ruft er aus, „und „dich, unterirdiſche Welt, und dich, tiefſte Hölle! „Nimm auf deinen neuen Gaſt. Er kommt zu dir „mit einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort „umgeſtalten ſoll. In ſeinem Gemüth wohnt er. „Das wird ihm in der Hölle ſelbſt einen Himmel „erſchaffen. Hier endlich ſind wir frei, u. ſ. f." Die Antwort der Medea im Trauerſpiel gehört in die namliche Klaſſe.

Das Erhabene der Faſſung läßt ſich anſchauen, denn es beruht auf der Exiſtenz; das Erhabene der Handlung hingegen laßt ſich bloß denken, denn es beruht auf der Succeſſion, und der Verſtand iſt nöthig, um das Leiden von einem freien Entſchluß abzuleiten. Daher iſt nur das Erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Exiſtente glücklich darſtellen kann; der Dichter aber kann ſich über Beides verbreiten. Selbſt wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muß er ſie in eine erhabene Faſſung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dies kann auf zweierlei Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Motiv, und ſein Leiden iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leiden iſt bloß eine Wirkung. Ein Beiſpiel des Erſten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginenſer ausliefert; zu einem Beiſpiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewußtſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moraliſchen Grund, nur mit dem Unterſchied, daß er uns in dem erſten Fall ſeinen moraliſchen Charakter, in dem andern bloß ſeine Beſtimmung dazu zeigt. In dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, in dem zweiten bloß als ein äſthetiſch großer Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloß in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen Zuſtand vorſtellig macht, geſetzt auch, daß wir dieſe Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſirt finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäß verhält, wenn unſere Achtung nicht bloß ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht bloß ſeiner Anlage, ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt etwas ganz Anderes, ob wir bei unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer abſoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freiheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz Anderes, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenſtänden, ſondern ſie liegt in der verſchiedenen Beurtheilungsweiſe. Der nämliche Gegenſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung mißfallen und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beiden Inſtanzen der Beurtheilung Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bei beiden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daß er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daß er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moraliſch beurtheilt, iſt mir dieſe Handlung Darſtellung des bei allem Widerſpruch der Inſtinkte erfüllten Sittengeſetzes; äſthetiſch beurtheilt, iſt ſie mir Darſtellung des

von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) befriedigt diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt sie.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwei Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch unsere Gefühle in zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefühle, des Beifalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anspruchs, denn die Vernunft fordert bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung eines Anliegens, denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander, wie Nothwendigkeit zu Nothdurft; sie sind also beide unter dem Begriff von Necessität enthalten; bloß mit dem Unterschied, daß die Necessität der Vernunft ohne Bedingung, die Necessität der Sinne bloß unter Bedingungen Statt hat. Bei beiden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beifalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beifall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beide in desto stärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bei aller moralischen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Necessität vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frei ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in desto höherm Grade, als der Widerstreit der Neigungen diesen Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, blos verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frei von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Hange zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Objekt auf das Strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist; so sieht man leicht, daß bei dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen postulirt also Freiheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierin auf das Vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfniß nicht so vorschreiben kann, und die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freiheit, auf die Phantasie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweisen) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas moralisch, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen ästhetisch, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist Pflicht für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freier Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dies ist eine Gunst der Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfniß ist. Beurtheilt also der moralische Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das Höchste, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie mehr und selten nur soviel finden kann, als sie fordert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fordern kann, und sich also von der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entschließung wirklich faßte, billigen wir; daß er sie fassen konnte, darüber frohlocken wir und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt, kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, insofern ich unreine Triebfedern dabei wirksam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbsterhaltung hintangesetzt wird. Aesthetisch beurtheilt, gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefallt sie mir, weil sie von einem Vermogen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung, oder ob es bloß eine mächtigere sinnlichere Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältniß seines Willens zu dem Willensgesetz abstrahire, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturwelt denke. Bei der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht vorgestellt, daher dele digte ihre Verletzung; bei der ästhetischen Schätzung hingegen, wuede sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bei der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-afficirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen und die unendliche Geistergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das

ästhetische Urtheil frei, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vortheil befinden, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszusagen, unserm Freiheitsbedürfniß geschmeichelt wird. Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz, mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings forbert, dem Freiheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zum Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bei ästhetischen Urtheilen erweitert, bei moralischen eingeengt und gebunden fühlen. *)

Aus diesem Allem ergibt sich denn, daß die moralische und die ästhetische Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterstützen, einander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwei ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterin fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterin verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualifizirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen mußte, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das Vermogen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Reich zu Ende. Nur so lange wir außer uns anschauen, sind wie sein; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet.

Selbst von den Aeußerungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unser Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß er seine Pflicht wirklich erfullt, beruht auf einem zufalligen Gebrauche, den er von seiner Freiheit macht, und der eben darum für uns nichts beweisen kann. Es ist bloß das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also bloß die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer historischen Realität abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Einnerung, daß sie poetische Fiktionen sind, denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das Poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beforderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unseres Vaterlandes einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische Scenen malte und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu läugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht ruhmen kann; aber gehorten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als diesen zufalligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hatte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schon-

*) Diese Auflösung, erinnere ich beiläufig, erklärt und auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kantische Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demüthigend: ein anderer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund dieses Widerspruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts aus welchem beide diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Großes, und missern das Beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts Begeisterndes. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treulich und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistergesetz unausbleiblich folgen, dies ist allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geisterwelt gehalten, ist an unserer Tugend freilich nichts Verdienstliches, und wie viel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer unnütze Knechte seyn; gegen die Sinnenwelt gehalten, ist sie hingegen ein desto erhabenes Objekt. Insofern wir also Handlungen moralisch beurtheilen, und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu seyn; insofern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Vermögen unseres Gemüths, das denselben zum Grunde liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. insofern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisser Erhabenheit erlaubt, ja, es ist sogar nothwendig, weil wir ein Princip in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich ist.

heit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniß, zu ertheilen sich sauer werden läßt; sonst würden Sulzer und seine Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweideutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schonen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Heiden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft; da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Consequenz im Bösen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie vielmehr auf Freiheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fangt an, uns zu interessiren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter dingegen verliert in demselben Verhaltniß unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nothigt. Rache, zum Beispiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affekt. Nichts desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieser Handlung auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Böswicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Wollens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urtheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern bloß für die Freiheit interessirt, und jene kann nur insofern unserer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwei verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Gesetzmäßigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. *)

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich's zum Geschäft machen, die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß sie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Glaube dennoch, noch wie vor, auf seinem festen Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren althergebrachten unabstreitbaren und wahl-

*) Anmerkung des Herausgebers. Im ersten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

thätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie großmüthig erhoben will. Unbesorgt, daß ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle übrige Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zweck nichts wissen soll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit anspannendem Fleiße müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaß derselben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die kein Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst bloß deswegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzubringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks, zu ergötzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so großem Maße befordert, nur beiläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen anscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, daß ein freies Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabei thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden konne, daß also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft; und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muß. Die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen stärkt unsere moralischen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Neigungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos eines sittlich vortrefflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergotzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, daß die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thatig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird, im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßiget werden, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen Vergnügens, ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern blaß durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frei, wenn wir uns die

Zweckmäßigkeit vorstellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, sind Quellen eines freien Vergnügens, und insofern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand, das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch schon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgefoderte Kraft; aber die Kunst bedient sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er sich unter die Lebensgefühle, und die Kunst verschmäht ihn, wie alle sinnlichen Lüste.

Die Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Vergnügen schöpft, das sie uns gewähret, kann für sich allein zu keiner Eintheilung der Künste berechtigen, da in derselben Kunstklasse mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zusammenfließen können. Aber insofern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck verfolgt wird, kann sie, wenn gleich nicht eine eigene Klasse, doch eine eigene Ansicht der Kunstwerke gründen. So z. B. konnte man diejenigen Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der schönen Künste (Künste des Geschmacks, Künste des Verstandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweise beschäftigen, also das Gute, das Erhabene und Rührende zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Namen der rührenden Künste (Künste des Gefühls, des Herzens) in eine besondere Klasse vereinigen. Zwar ist es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne das Rührende bestehen. Wenn also gleich die verschiedene Ansicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künste berechtigt, so dient sie wenigstens dazu, die Prinzipien zu Beurtheilung derselben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreißen muß, wenn man bei einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechselt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, anderseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Rührung, in seiner strengen Bedeutung, bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Rührung kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasselbe gemäßigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabei empfindet. Der Verlust eines großen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rühet den Zuschauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Rührung. Der Schwache ist jederzeit ein Raub seines Schmerzes, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben so wie das Gefühl des Erhabenen zwei Bestandtheile. Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehethun der Zweckwidrigkeit ist zweckmäßig für unsere vernünftige Natur überhaupt, und, insofern es uns zur Thätigkeit auffardert, zweckmäßig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmäßig ist. Um zu bestimmen, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhangen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster selbst, und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nah an als die moralische, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit kannte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von Außen, sondern durch ein inneres Prinzip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit.

Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist Alles begriffen, was nicht moralisch ist, Alles, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht; also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut als physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, „daß „das höchste Bewußtseyn unserer moralischen Natur „nur in einem gewaltsamen Zustande im Kampfe „erhalten werden kann, und daß das höchste mo„ralische Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet seyn wird.“

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit im Widerspruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit bestimmt anzugeben. Ja vielleicht ließen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle möglichen Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen, und den Grad sowohl als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den sie sich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, daß sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollesten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, daß wir so gar versucht werden, uns mit dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Haß eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig; denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze,“ sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll und seine Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sey.

Aber das Leben eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch ist Beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtseyn moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz, und ist Mißbilligung dieser That,

weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muß ihm wichtiger seyn, als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so steigt unsere Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterschied Statt fände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das begluckende Bewußtseyn des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dasselbe zurück, und je furchbarer seine Selbstverdammung sich äußert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird; und dies geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern desto gemaßer zu handeln. Ware Coriolan, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römischen Heere gestanden, ware seine Mutter eine Volsciérin gewesen, und ihre Bitten hätten die namliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter stände dann die weit hohere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Kollisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Kommandant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt, aber es reißt uns bald zu einer sußen Bewunderung hin, daß sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timaleon einen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung Alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem moralischen Gefuhl so sehr widerstreitende Handlung begehen; aber unser Abscheu lost sich bald in die hochste Achtung der heroischen Tugend auf, die ihre Ansprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im sturmischen Widerstreit der Gefühle eben so frei und eben so richtig als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir konnin über republikanische Pflicht mit Timoleon ganz verschieden denken; das anbert an unserm Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Verstand nicht auf der Seite der handelnden Person ist, aus welchem man erkennt, wie sehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstande erheben.

Ueber keine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden ausfallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheit darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieser Falle vorausgesetzt werden muß. Für die Meisten ist es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (insofern sie instinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die hachste Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein emporender Widerspruch erscheinen, obgleich Beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, Vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die hochste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, insofern es der tragischen Rührung und unserer Lust an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es sind dessenungeachtet Falle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergötzen scheint. Die hochste Konsequenz eines Bosewichts in Anordnung seiner Maschinen ergetzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moralische Zweckmäßigkeit, beziehen, auf's Feurigste wunschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmaßigkeit, und seinen Einfluß

auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen dieses Vergnügen rein, so lange wir uns keines sittlichen Zweckes erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Eben so, wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinkt der Thiere, an dem Kunstfleiß der Bienen u. dergl. ergötzen, ohne diese Naturzweckmäßigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewahrt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabei denken, als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Prinzip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch so große Verstandeszweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III., dieser Jago, dieser Lovelace Menschen sind; sonst wird sich unsere Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, daß das Vergnügen selbst, welches durch diese Abänderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabei festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche Lovelace Clarissens Tugend legt, je härter die Proben sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto hellerm Glanz sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. Hingegen rechnen wir dem konsequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Clarissa entläßt. Die höchste Verstandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clarissa diesem furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegensetzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuß beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

Insofern sich der tragische Dichter zum Ziel setze, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtseyn zu bringen; insofern er also die Mittel zu diesem Zweck verständig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bei denen der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack; aber man hüte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich besiegen, ist der höchste Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen sind unsre Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem am nächsten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, so auch hier, diesem Muster nach.

Ueber die tragische Kunst. *)

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsere Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas Ergötzendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe, und also die Lust am Affekt mit seinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unserer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens, mit gleichen Kräften weggestoßen und wieder ange-

*) Anmerkung des Herausgebers. Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 findet sich dieser Aufsatz zuerst.

zogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abenteuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto größerer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äußert sich diese Regung bei Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meersturm, der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, wurde unsere Phantasie so stark ergötzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese natürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eigenen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Lust der gestillten Rachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuschauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, so rührt dies nicht daher, daß dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, daß er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Gesetzen des Anstandes in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muß also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anstand nehmen, ein Gesetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, so gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an schmerzhaften Rührungen außer Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends ist, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Fortschritten einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines physischen Leidens, oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz nur eine desto süßere Lust empfinden. Das Interesse ist allgemein, mit dem wir bei Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicher Weise gilt dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unserm Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besitzt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für sich gewährt. So ist bei demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dissenungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, so würden Hazardspiele ungleich weniger Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muthe in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergötzen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für diese Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen, und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, so wie die Lust bei den angenehmen aus eben diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns Statt findet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesetzgebung der Vernunft unterworfen und also in unserer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so leuchtet ein, daß es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen sollen. Dieser wird in eben dem Maße schwächer seyn, als der moralische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bei einem Menschen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an sein individuelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze vermindert wird. Ein solcher Mensch wird also im Zustand des Affekts die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er desto mehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieser Gegenstand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfänglicher für die Lust seyn, welche die Beziehung auf's Sittliche nicht selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit mischt. Eine solche Verfassung des Gemüths ist am fähigsten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und selbst den ursprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie, welche durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des großen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt sie

nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerschein der Sympathie zu empfinden,

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewahre, aufmerksam machen. Es ist größer, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennutzigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben voraussetzen; also wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, daß sie nicht aus der ersten Quelle entsprang, muß notwendig aus der zweiten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fallen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflosungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Vielen ist das Vergnügen des Mitleids nichts anderes, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsamkeit; Andern die Lust an starkbeschäftigten Kräften, an lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thatigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklaerungen ein schwacherer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar seyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Starke der in unserer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortrefflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf sich selbst, konnen die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, der Schmerz eines Bösewichts, gewahren uns diesen Genuß freilich nicht; aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thatigkeit jenes Vergnügen an sympathetischen Leiden erzeugt.

Diese Kraft ist nun keine andere als die Vernunft, und insofern die freie Wirksamkeit derselben, als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Namen der Thätigkeit verdient, insofern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhangig und frei fühlt: insofern ist es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unser Vergnügen an traurigen Rührungen seinen Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der erstern, und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des letztern, was diesem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat also etwas Erhöhendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leistet jede Wirkung in einem höhern Grad, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmäßigste für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendste: er muß also mit einem vorzüglichen Grade von Lust verknüpft seyn.*) In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affekt, und die Lust an demselben muß die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns uber das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn; für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachlässigen, das in der traurigen Rührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck setzt, heißt die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese blaß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am starksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstoren.

Zwei entgegengesetzte Ursachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder wenn

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen, und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwachen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bei jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beiden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, aber ist der verletzte Zweck von größerer Wichtigkeit als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv von der menschlichen Gattung überhaupt, oder bloß subjektiv von besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verschiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So schwächt es jederzeit unsern Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch konnte, aus demselben zu ziehen weiß. Unserm Antheil an dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern mißhandelten Lear schadet es nicht wenig, daß dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegk'schen Trauerspiel Olint und Sophronia kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsere Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch Olint sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens stürzte.

Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsere Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakespeare's Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Rokolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, nach viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entspringt dasselbe nicht aus moralischen Quellen, sondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum Wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrigkeit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dies kann nur dann geschehen, wenn der Letztere weder unsern Haß noch unsere Verachtung erregt, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, daß der taurische König, der Einzige, der den Wünschen Orests und seiner Schwester im Wege steht, nie unsere Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden bloß von der Vorstellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieser Art ist die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Carneille; unstreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehrliebe und Kindespflicht erweckten ihm in Chimenen, der Tochter des Erschlagenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, dieses Unglück herbeizurufen. Beide also gewinnen unsere höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen; beide entflammen unser Mitleid auf's Höchste, weil sie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der sie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid so wenig durch widrige Gefühle gestört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, konnte unsere sympathetische Lust noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch schon dadurch gewonnen wird, daß unser Unwille über die Zweckwidrigkeit kein moralisches Wesen betrifft, sondern an den unschädlichen Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie sich selbst bestimmende Wesen. Dies ist es, was uns auch in den vortrefflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere, Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, läßt sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust

Digitized by Google

verschwindet mit ihm. Dies geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer verhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falls aufzusuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit vorauleuchtete. Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müssen wir Neuere wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu grobe Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von der Beziehung des Affekts selbst auf unsere Sittlichkeit, seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt, welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß nothwendiger Weise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie Alles, was dieser letztern in unserm Gemüth einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsere Sinnlichkeit erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade von Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist geschickter, sie in ihre Schranken zurückzuweisen, als der Beistand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, den schon die Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und in seine Freiheit wieder eingesetzt zu werden.

So viel von den Ursachen, welche unser Mitleid einschränken, und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege stehen. Jetzt sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern richtet sich auch der Grad der erstern.

1) Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlichkeit gereizt, desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefordert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwei verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günstig sind. Ungleich starker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unserer Einbildungskraft auf, und dringen, da sie unsere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Besondere erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondere erkannt, also schon durch diese nothwendige Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft versetzt uns auch die erzählende Darstellung aus dem Gemüthszustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid so nothwendige Täuschung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Person sich vordringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affekt; dies ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergißt, und der sprechenden Person Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unserer neuern Tragödien frei seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Versinnlichung sind also nöthig, unsern Vorstellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke

von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleidens gebracht zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig; wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines Andern in ihm nachempfinden sollen, alle inneren Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die äußere Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, insofern diese nothwendig und allgemein ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsre sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt werden; selbst unsre Erkenntnißvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst, und ist eben darum am tauglichsten, einen allgemeinen und sichern Maßstab dieser Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir mit unsrer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unsrer eignen Gedankenreihe schon in gewisser Verwandschaft steht, welche von unserm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unsers Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung bloß Wahrheit für uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterspruch des ersten Brutus, der Selbstmord des Cato subjektive Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römische Gesinnung besitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig seyn. Hingegen braucht man bloß Mensch überhaupt zu seyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Erhebung eines Aristid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung versetzt, um durch den schrecklichen Glückswechsel eines Darius zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir, im Gegensatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjekte übereinstimmen, und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens ist die subjektive wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen geht, darum nicht mit willkürlichen zu verwechseln. Zuletzt fließt auch das subjektive Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche bloß durch besondere Umstände besonders bestimmt ward, und beide sind nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschließung des Cato könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil sie noch andere Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit großer intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingte Wahre, das bloß Menschliche in menschlichen Verhältnissen, stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von Außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich der noch so römisch gesinnte Zuschauer den Seelenzustand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entschließung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muß er diese Entschließung nicht bloß in der Seele des Römers, auch in den Umständen gegründet finden, so muß ihm die äußere sowohl als innere Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, ja darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluß des Römers als nothwendig anschließt. Ueberhaupt ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar; denn nur die Aehnlichkeit der Umstände, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affekt entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äußere Lage hineindenken, und dann erst sind wir befugt, unsere Empfindungen gegen die seinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen.

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniß ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsere Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner versinnlichter Handlungen, welche sich zu

der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen uns zu befreien, und allzuleicht verschwindet die zum Mitleid so unentbehrliche Täuschung. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt, und der Freiheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äußert sich die rückwirkende Kraft der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn also das Gemüth seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zueuckzukehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kraftigste Mittel. Dieser Wechsel frischt die erschopfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermogen zum verhältnißmaßigen Widerstand. Unaufhörlich muß dieses geschaftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freiheit zu behaupten, aber nicht fruher als am Ende den Sieg erlangen, und nach weie weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thatigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmaßige Verknüpfung mehrerer, diesen Vorstellungen entsprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Haupthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäul von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfanger den ganzen Donnerstrahl des Schreckens und der Furcht auf Einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schlage zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er sie nur allmahlig und gradweise ruhrte.

Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Untersuchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Rührung zum Grunde liegen. Erstlich muß der Gegenstand unsers Mitleids zu unsrer Gattung im ganzen Sinn dieses Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen seyn. Zweitens muß uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt, und zwar drittens sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der Dichtkunst, welche bloß erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; unmittelbar, ohne Einmischung eines Dritten. Die Epopöe, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzahler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählenden Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatischen machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus denen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äußern, stellt sie nachahmend dar; dies unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustande des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode konnen uns die gegenwärtige, durch besondere Umstände bedingte Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eigenen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und insofern sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich bloß auf Darstellungen von Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch seyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Theilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir selbst bei gleichen Umständen eben so würden gelitten und eben so gehandelt haben, so wird unser Mitleiden nie erwachen. Es kommt also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der

Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umstände hervorfließen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensquaalen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Glücklichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geistes aufbietet, den ermattenden Thatigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Diese also desto dringender aufzufordern, muß der tragische Künstler die Martern der Sinnlichkeit verlangern; aber auch dieser muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen moglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

Die Tragodie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegengesetzt. Das Letztere würde sie seyn, wenn sie einen historischen Zweck verfolgte, wenn sie darauf ausginge, von geschehenen Dingen und von der Art ihres Geschehens zu unterrichten. In diesem Falle mußte sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragodie hat einen poetischen Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergetzen. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung frei; sie erhalt Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der hochsten Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu erreichen im Stande ist, so steht sie, ihrer historischen Freiheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So laßt sich begreifen, wie bei strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafte Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflicht lossprechen, nie einer Uebertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse zur Entschuldigung gereichen. Es verrath daher sehr beschrankte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragodiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens bloß zu Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fordert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein Tod Herrmanns, eine Minona, ein Fust von Stromberg wurden, wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bei auch so pünktlicher Befolgung der Kostüme, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmaßige Tragödien heißen.

Die Tragodie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menschen" ist hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragodie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen, wie sich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen malt, und Menschen, welche ihnen gleichen; Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höherm Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen sollen, daß nur Menschen im vollen Sinne dieses Worts der Gegenstand desselben seyn konnen. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewohnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus sinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und solche, die sich ihm nähern, sind zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt; aber von keinem sittlichen Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube, und von einem Leiden, von einem durchaus hülflosen Leiden, von einer absoluten Unthatigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abscheu hinweg. Der tragische Dichter gibt also mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, ließen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammenhangen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschließend vor den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschließend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der letztern besteht also im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affekt am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am besten benutzt worden ist, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andere sind es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind großmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei andern scheinen wir uns die Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu seyn, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst (denn das ist sie, die zu dem göttlichen Theil unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? — Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände*).

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererlei Klassen bringen, die sowohl nach ihrer objektiven Verschiedenheit, als nach ihrer verschiedenen subjektiven Beziehung, auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke, sondern auch dem Werth nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist, zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder praktisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne, und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsere Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraussetzt; der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines Objekts hervor, und gründet sich auch auf keines. Es ist bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder sie auch nur verändern. Einem Menschen der Frost empfindet, ist eine warme Luft angenehm; eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beiden Fällen aber, wird man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive ist von uns völlig unabhängig, und

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz erschien zuerst im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahre 1793.

was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil uber das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Objekt verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objekts, sondern entsteht erst aus dem Verhältniß eines Objekts zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinnes ist eine nothwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfanglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es *empfunden* wird; das Gute hingegen wird *empfunden*, weil es ist.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erscheinung gefallt. Es ist ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von seinem Objekt verschafft noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die *Form* seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefallt. Es gefallt zwar dem vernünftigen Subjekt bloß, insofern dasselbe zugleich sinnlich ist; aber es gefällt auch dem Sinnlichen nur, insofern dasselbe vernünftig ist. Es gefallt nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhangig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjekte verändert. Das Schone hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem *Guten* ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder praktischen, Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir konnen den Zweck einer Unternehmung mißbilligen, und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir konnen die Genusse verachten, die der Wollustling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl seiner Mittel und die Konsequenz seiner Grundsatze loben. Was uns bloß durch seine Form gefallt, ist gut, und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schone. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schonen leuchtet ein, daß ein Gegenstand häßlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich, und doch angenehm seyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne empören und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen konne; daß ein Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefuhl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn konne. Die Ursache ist, weil bei allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessirt ist.

Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch nicht erschöpft; denn es gibt Gegenstande, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend fur den Verstand und in der moralischen Schatzung gleichgültig sind, und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuß derselben zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet — Alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergötzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelost in suße Empfindungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der Harmonie der Farben, der Gestalten und Töne auf das angenehmste gerührt werden, ergötzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle anderen Tone uberstimmt und schweigen macht, und uns alle jene Vergnugungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehor wird auf das Widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen, wie er einschlagt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts desto weniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtbaren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche *Lust* nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher *verderblich* als *gut* (wenigstens hat man gar nicht nöthig, an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden), es ist eher häßlich als schon; denn Finsterniß kann als Beraubung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widersprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schonheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltsames vertragt. Ferner ist diese Naturerscheinung den bloßen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehors durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille, peinlich angespannt und dann eben so gewaltsam wieder erschlafft wer-

den. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als Etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so daß dasselbe Verhältniß zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Großen beibehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu fassen, so ist er uns mehr werth als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so wurde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, merklich geschwächt werden; etwas Aehnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun Anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, *größer* machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Größe *subjektiv* verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir demselben in den daneben gestellten kleinern Bergen ein Maß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. *Größe* und *Schreckbarkeit* können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich haßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orcus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheußlich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsere Sinne eben so sehr, als sie unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder *Orestes* verfolgen, wie sie die Fackel in ihren Händen schwingen, und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit einem angenehmen Grausen bei dieser Vorstellung. Aber nicht bloß die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die Furien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkliche Akt eines Verbrechers, kann uns in der Darstellung gefallen. Die *Medea* des griechischen Trauerspiels, *Klytemnestra*, die ihren Gemahl ermordert, *Orest*, der seine Mutter tödtet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem *Ungeheuern* oder dem *Schrecklichen* nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im Geringsten erhobt, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner, nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein häßlicher Mensch wird noch häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht in's Lächerliche, sondern in's Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen *wüthenden* Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns *in der Natur* zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der *Kunst* so viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen grasser Unglücksfälle so viel Geschmack finden läßt — Alles dies beweist für eine *vierte Quelle von Lust*, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind.

Alle bisher angeführte Beispiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die sie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von etwas, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft *überschreitet*, oder zu überschreiten droht," jedoch ohne diese Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Bestrebung zum Erkenntniß oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes Vermögen bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen

genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen; oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Daseyn selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feierlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängstigung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück, und scheint sich auf ein erhöhtes Bewußtseyn seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses Bewußtseyn muß schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüth bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenständen selbst objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen soll, so muß es sich unsern sinnlichen Vermögen entgegensetzen. Es lassen sich aber überhaupt zwei verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unserer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwei verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verschaffen wollen, oder sie werden als eine Macht angesehen, mit der wir die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bei, als daß sie den gegebenen Stoff auffassen, und das Mannichfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen. Dieses Mannichfaltige zu unterscheiden und zu sortiren, ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein gibt es ein Verschiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein Gleichartiges, und es ist also bloß die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erliegen, so muß dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft übersteigend seyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematische heißen *).

Von der ästhetischen Größenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene, Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe.

Er ist zweihundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererlei Urtheile, welche sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verschiedenes ausgesagt wird. In den beiden ersten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht bloß ein Quantum, sondern zugleich ein Magnum ist.

Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Große und Größe Statt finden, so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder daß die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein Magnum.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, heißt dieses Quantum messen (wenn es stetig), oder es zählen (wenn es nicht stetig ist). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Große ist ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, ist jede Größe ein Magnum, und noch mehr ist sie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so große Zahlreihe mit sich selbst wieder multipliziren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die comparative, aber nie auf die absolute Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern alle andere Größen unter sich befaßt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das Duplum derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfahrt, und, von Zahlbegriffen geleitet, seine Synthese in's Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt, wie groß ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach konnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äu-

*) Siehe Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.

ßerstes Moß aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

Dies geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir steht, sage, er sey hoch, ohne seine Höhe zu bestimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß also schon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerstes Moß gegeben seyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieser Thurm ist hoch, auch jedem andern dieses äußerste Maß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maß liegt also schon in dem Begriffe eines Thurmes, und es ist kein anderes als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Große entweder durch seine Gattung (wenn es ein Werk der Natur ist), oder (wenn es ein Werk der Freiheit ist) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtseyn, dieses Größenmaß an; aber unsere Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufolliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgroße, so wird es uns gewissermaßen in Verwunderung setzen. Wir werden überrascht, und unserr Erfahrung erweitert sich; aber insofern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es bloß bei diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir hoben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberschreitee hingegen ein Erzeugniß der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schronken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse Bewunderung empfinden. Es ist hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es ist zugleich rine Entledigung von Schranken, was uns bei einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsere Aufmerksamkeit blos bei dem Produkte stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf dir hervordringendr Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehorig ist, und uns also nothwendig interessiren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grobe steigen, als die Krafe, welche dos wirkende Principium ausmochte, edler und wichtiger, und die Schronke, welche mir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewohnlicher Große wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen dreiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir; and ist es eine feindliche Frontr, gegen welche wir ihn los'prengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstounen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letzteen Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynomische Große, und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maßstad darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äußerste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhalt es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstondes zu vernichten. Die Große eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt: die Größe eines Thurms kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich aber das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß rine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Großes, dem kein Maßstob gewachsen ist; ich verschweige bloß das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausfetzung, boß es in seinem bloßen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Große zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbare Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer objektiv und logisch, weil ich ein Verhältniß aussage, und nach einem Begriffe verfohre.

Dieser Begriff konn aber empirisch, also zufällig seyn, nud mein Urtdeil wird in diesem Foll nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewisser Arten ist; ich erkenne vielleicht fur eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts ist; ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann also meine Großenschätzung ganz subjektiv seyn, ob sie gleich der Form noch objektiv, d. i. wirkliche Verhältnißbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Volkerstamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Größe entlehnt; in Potagonien hingegen wird er Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Größenschätzung, sowohl bei körperlichen als bei unkorperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaß in sich, wonach er sich bei der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr große Anstrengung seiner Freigebigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Maß subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektio; denn man darf nur das Maß allgemein machen, so wird die Größenbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich wirklich mit den objektiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung

haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe: denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das Maß übersteigt, welches wir als ein höchstes und äußerstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wie vielmal er es übersteige. Es ist zwar ein Großes gegen seine Gattung, aber noch nicht das Großtmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie in's Unendliche fortüberschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Größe, weil diese allein den Grund eines Vorzugs in sich enthalten kann, da alle komparative Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäfte still zu stehen, so muß es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: Die Größenschätzung muß aufhören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Das Erhabene der Größe ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird; es ist bloß die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt eines Theils aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen, andern Theils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Auf das Erste gründet sich die zurückstoßende, auf das Zweite die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in unserm Subjekt erzeugt wird, so muß doch in den Objekten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine anderen Objekte uns zu diesem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bei unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenstand legen (wodurch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht bloß willkurlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meinen), so muß in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere nothwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaß.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Komprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläßlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, aber geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dies ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetischgroße selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand sich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegenstand gar nicht ästhetisch; ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnugt sich also mit der bloßen Auffassung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnen, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fuhlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kuhnen Formen muß sie mit kunstlichen vertau-

schen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfniß sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig bloße Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter, ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Dekoration zur andern hinüber hupfen läßt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab; in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freiheit sehen wir sie das Gesetz der Stätigkeit ehren. *)

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört für's Erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; für's Zweite, daß er uns das höchste sinnliche Maß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erste würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen; ohne das Zweite würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgroßen müssen ja in demselben liegen. Nichts desto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stande ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Großen in sich faßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint, und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Auge je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bei, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der asthetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande fruchtlos versucht, und dies kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Größenmaß, welches sie auf Einmal deutlich fassen kann, so vielmal zu sich selbst addirt, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der minder große diesen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Man muß sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bei dem weit größern Gegenstand, und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig stärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle sinnliche Größen sind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Große zugleich eine Zahlgröße ist (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffassen müssen), so ist dennoch die Zahlgroße selbst nur insofern, als ich sie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und, wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwänglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröße anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß dir höchste Raumgröße, die ich in Einheit zusammen fassen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erscheinen soll.

Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe ist nur eine Hohe unter uns, so wie die Hohe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Hohen zu gebrauchen:

> ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
> quippe ferant rapidi secum. —)

Höhen erscheinen durchaus erhabner als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß sich das dynamisch Erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts Furchtbares an sich, wohl aber eine Hohe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine große Hohe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann dieser Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit blau untermischten bewolkten Himmel in

*) Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen gehabt. Dieselbe Tyrannei der Regel in den französischen Trauerspielen; dieselbe bunte Regellosigkeit in den Poesie der Engländer und in ihrem Shakspeare) und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin- und herschwanken.

einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlichern Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsere Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Große durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßstab, unter welchem sie verliert; denn so weit sich eine Länge erstreckt, so weit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsere sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden.

Ueber die

asthetische Erziehung des Menschen.

In einer Reihe von Briefen.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welchen Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Mißbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft, oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei schuldig machen, und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen, schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkkraft wird die Gesetze diktiren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sich von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Ansprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinnes erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nahern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern

*) Anmerkung des Herausgebers. Diese Briefe wurden an den letztverstorbenen Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben, und zuerst in den Horen vom Jahre 1795 gedruckt

Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit, zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieß allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, Jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsort wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessiren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktiren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Mitbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nothig machen, Ihrem vorurtheilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antieipirte, durch Vernunft wieder rückwarts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus einem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach bloßen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es konnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den

er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stande der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten; denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und Alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch *wirklich*, und der sittliche nur *problematisch*. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetze fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in *der Zeit* keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in *der Idee* sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen, seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwungs auszutauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft die Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist, und *weil er nie erscheint*, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

Viertes Stück.

So viel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo Alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf *natürliche* Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur *seyn*, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nothigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten, und nichts desto weniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dies nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinung vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt, daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist. *) Dieser reine Mensch, der sich, mehr oder weniger deutlich, in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleich kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei ver-

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten von meinem Freund Fichte, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

ſchiedene Arten denken, wie der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee zuſammentreffen, mithin eben ſo viele, wie der Staat in den Individuen, ſich behaupten konn: entweder dadurch, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich veredelt.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg, denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſeyn, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des naturlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannichfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand iſt. Der Staat ſoll nicht bloß den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvolkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nämliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektirt er nicht im Geringſten mehr als der mechaniſche Künſtler; aber das Auge, welches die Freiheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, durfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie voregibt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen, und nicht bloß ſubjektiv und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen, ſondern objektiv und für das innere Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur inſofern wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgeſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in dem Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bei der höchſten Univerſaliſirung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner inneren Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo kontradiktoriſch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darniedertreten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine doppelte Weiſe entgegengeſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannichfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläufigen Gemälde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkür iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſcheint ſie doch keine Würde mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert ſie nicht bloß; jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine würden Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der

freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den nach widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sey; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelten Einfluß auf Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gedenkchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht Jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur nnd bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, nnd es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemälde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu Statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart nnd energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals, bei jenem schonen Erwachen der Geisteskräfte, hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch flieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur, und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander gewoefen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden

zu behaupten, äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, diesem der Alles trennende Verstand seine Formen ertheilten.

Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber, anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurde jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintonige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und, anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder nach an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tadellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu ist selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschließen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und so wird denn allmählig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizirung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europaischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von Innen und Außen auf sie drückte,

wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verormen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte Letzterer in das entgegenstehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andere einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geisteerichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gern will ich Ihnen eingestehen, daß, so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben; auch nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannichfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn so lange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isoliren und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äußern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthigt sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicher Weise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß ist es, daß alle menschlichen Individuen zusammen genommen mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiters auszuspähen, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick in's Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ständen wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit ein-

gedrückt — damit das spätere Geschlecht, in einem seligen Müßiggange, seiner moralischen Gesundheit warten, und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahinstrebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Siebenter Brief.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menschheit aufzuwerfen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edlen Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, für's Erste beruhigt seyn, und die große Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despatische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthum auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen gebe ich gern zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchungen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Achter Brief.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preis gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias, selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz heruntersteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn, wie Zeus seinen Enkel, mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die große Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann; wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern

wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe, bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahndegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vieldedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauern Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die Andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfangt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie mußten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht bloß weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Zirkel? die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserungen im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von Allem, was positiv ist, und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst, wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervordringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehen; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von

dem Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich walzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsaulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er ans in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist auf's Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußeren Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gesetzes in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast; aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie sind also mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwei entgegengesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden sey. Von dieser

doppelten Verwirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beiden entgegengesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen, und in dem Barbaren dieselbe in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und auflosen — und wenn sie nicht wirklich Beides leistet, wie kann ein so großer Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernunftiger Weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören mussen, daß das entwickelte Gefühl für Schonheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen schiint. Man stützt sich auf die alltagliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewohnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich zuversichtlich genug auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schonheitsgefühl zugleich seine hochste Entwickelung erreichte, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch austeren Charakter büßen. Nichts desto weniger fallt es zuweilen denkenden Kopfen ein, entweder das Faktum zu läugnen, oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht so ganz vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schone Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmahen, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Maßstab des Werthes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äußern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufalligen Nachtheilen der schonen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgange als Verstellung, alle Delikatesse und Graßheit im Betragen als Uebersspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Zirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdruckt, wahrend das Er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rucken kann. Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. „Es ist nicht zu läugnen," sagen sie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu loblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit anszuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fahigkeit," fahren sie fort, „werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen, und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewohnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schonheit dem Umgang Gesetze gibt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte. Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehen, die sich mit einer schönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Kunste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein haher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am Nachstrn an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters, als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Kunste herbeikam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschopfen, und

durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität des Charakters triumphiren sehen. Aber den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbassiden erschlafft war. In dem neuern Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältniß zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsere Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch so großer, Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst außer Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszusetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung; weil duech denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Namen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen ließe, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Moglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir also uns nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung oller zufälligen Schranken uns der nathwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern sall, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Elfter Brief.

Wenn die Abstraktion so hoch als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stillstehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterscheidet im Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie eine Person, das Wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst nnd seine Bestimmung — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und Dasselbe denken, sind ewig Zwei in dem Endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustandes beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber wir sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist; sie ist folglich Alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person nnd Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das Letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das Erstere, so müßte der Zustand beharren; also in jedem Falle entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und so hatten wir denn fur's Erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zustand muß einen Grund haben: er muß, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, erfolgen; und so hätten wir für's Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens, ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht weeden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veranderung seyn. Indem wir sagen, die Blume verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf; denn der Mensch ist nicht bloß Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand be-

findet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch, als Phanomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas außer ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentliche Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwiderſprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein and unabhängig von allem sinnlichen Stoff betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeußerung; und so lange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von der Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erschaft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannichfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannichfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen, die zwei Fundamental-Gesetze der sinnlich vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute Realität: er soll Alles zur Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen; das zweite dringt auf absolute Formalität: er soll Alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles Innere veräußern und alles Aeußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen, und das Wirkliche außer uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. Der erste dieser Triebe, den ich den finalichen nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder vor seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfullt; mithin fordert dieser Tried, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit ist, nacheinander ist, so wird dadurch, daß Etwas ist, alles Andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicher Weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Moglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also dieser Tried ausschließend wirkt, da ist nothwendig die hochste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Größeneinheit, ein erfullter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt.*)

So weit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs, und da alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Me-

---

*) Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: außer sich seyn, das heißt außer seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da Statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine langere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Jeder außer sich, so lange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig, in sich gehen, d. h. in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist außer sich, sondern er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich gerauht, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, bloß bei sich, welches sehr gut mit dem Außer sich sein verstehen kann.

dium der Schranken erscheint, so ist es freilich der sinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung in's Unendliche ruft er die Abstraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück; um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unserer Erkenntnisse und auf einen Zweck unseres Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Da nun die letztere als absolute und untheilbare Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich sey, mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur Fälle macht, so gibt der andere Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reißen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit, zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Subjekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit sich fortreißen, und, was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstande deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzigen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Gränzen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt. Wir sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsere That.

Dreizehnter Brief.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegengesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objekten, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander stoßen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixire, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie dessenungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen, und ihre Sphären verwirren.*) Ueber diese zu wachen und einem je-

*) Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig: denn, wenn gleich die Schranken nie das Absolute begründen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhangen kann, so ist eben so gewiß, daß das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhangen kann. Beide Principien sind einander also zugleich subordinirt und coordinirt, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinandergesetzt in Fichte's Grundlage zer gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht; aber daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhangig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuspricht, schließt man das andere davon aus

den dieſer beiden Triebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der Kultur, die alſo beiden eine gleiche Gerechtigkeit ſchuldig iſt, und nicht bloß den vernünftigen Trieb gegen den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt, erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren, zweitens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll, größtmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt, und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er außer ſich. Seine Kultur wird alſo darin beſtehen: erſtlich, dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Poſſivität auf's Höchſte zu treiben; zweitens: dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität auf's Höchſte zu treiben. Wo beide Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freiheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweifache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem erſten Fall wird er nie Er ſelbſt, in dem zweiten wird er nie etwas Anderes ſeyn; mithin eben darum in beiden Fällen keines von beiden, folglich — Null ſeyn.*)

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zu-

und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders als zum Nachtheile beider überſchritten werden kann.

In einer Transcendental-Philoſophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich bloß als Hinderniß zu denken, und die Einſeitigkeit, weil ſie gerade den vielen Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellung liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie wohl liegen.

*) Der ſchlimme Einfluß eines überwiegenden Senſualität auf unſer Denken und Handeln faßt Jedermann leicht in die Augen; nicht ſo leicht, obgleich er eben ſo häufig vorkommt und eben ſo wichtig iſt, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unſere Erkenntniß und auf unſer Betragen. Man erlaube mir daher, aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anſchauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft in's Licht ſetzen können.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum unſere Naturwiſſenſchaften ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologiſchen Urtheilen, bei denen ſich, ſobald ſie konſtitutiv gebraucht werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſchiebt. Die Natur mag unſerer Organe noch ſo nachdrücklich und noch ſo vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr ſuchen, als was wir in ſie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, ſich gegen uns herein zu bewegen, ſondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen ſie heraus ſterben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der ſich ihr mit ruhigen, keuſchen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erſcheinungen ſtößt, die wir bei unſerer Proportion überſehen haben, ſo erſtaunen wir höchlich darüber, daß ſo viele Augen bei hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Dieſes voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beſtimmen hat, die ſie ausmachen ſollen, dieſe gewaltthätige Uſurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie nicht unbedingt zu gebieten hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit in vielen denkenden Köpfe für das Beſte der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſere praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſerer Begierden, oder durch die Rigidität unſerer Grundſätze, mehr durch den Egoism unſerer Sinne, oder durch den Egoism unſerer Vernunft geſtört und erſchwert wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter mit einander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir, bei noch ſo liebenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle in den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es ſchwierig faßt, bei alle Reglements des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen, denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und gerüſteten Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht dann auch größtentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht bloß des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freilich davor geſichert ſeyn, ohne Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze gehärtet ſeyn, und die Menſchheit zum Raſen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von Innen beikommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwarmerei, dieſes zur Härte und Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſere Hülfe anflehet, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ihr wahrſcheinlich ſelbſt heilen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Billigkeit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen Andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen Andere ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen Andere iſt der verächtlichſte Charakter.

stand aufgehoben, weil beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtried empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objekts drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit Einem Wort, nur insofern er selbstständig ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfanglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht in's Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht in's Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des sinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freiheit, eine Thatigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mäßigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen mochte. Mit Einem Wort: den Stofftried muß die Prrsönlichkeit, und den Formtrieb die Empfanglichkeit, oder die Natur, in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beider Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität „nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach „Realität streben; vielmehr soll er das absolute „Seyn durch ein bestimmtes, und das bestimmte „Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich „einer Welt gegenüber stellen, weil er Person ist, „und soll Person seyn, weil ihm eine Welt gegen„übersteht. Er soll empfinden, weil er sich bewußt „ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieser Idee wirklich gemaß, folglich in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, so lange er nur einen dieser beiden Triebe ausschließend, oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn so lange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde, und sein Daseyn empfande, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgeführten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Falle dieser Art in der Erfahrung vorkommen konnen, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der sinnliche Trieb will, daß Veranderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergonnt, ihn Spieltried zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der sinnliche Trieb will bestimmt werden, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen; der Spieltrieb will also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hatte, und so dervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der sinnliche Trieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschließung der Freiheit ist aber physische, Ausschließung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beide Triebe nothigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufalligkeit aufhebt, auch alle Nothigung aufheben, und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen. Wenn wir Jemond mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthignng der Natur. Wenn wir gegen einen Andern seinblich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthignng der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung interessirt und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und

wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unserer Neigung und mit unserer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der sinnliche Trieb physisch und der Formtrieb moralisch nöthigt, so läßt jener unsere formale, dieser unsere materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unserer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unsere formale und unsere materiale Beschaffenheit, zugleich unsere Vollkommenheit und unsere Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Lassen Sie es sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freierer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntere Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weitester Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können, ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das Ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. So lange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Abstraktion; so lange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Impression. Nur indem seine Form in unserer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dies wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß die Forderung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existiren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschließend Materie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schönheit, als Konsummation seiner Menschheit, kann also weder ausschließend bloßes Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschließend bloße Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophirenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst leiten ließen, geurtheilt worden ist: *) sie ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden theilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung

*) Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in seinen philosophischen Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Gestalt macht sie, so weit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniß ablegte; unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerei, Andere nicht zu gedenken. So wie in Allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

zieht; eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit freier und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit Einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trifft, legt das Nothwendige den seinen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn, mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmacks zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur Ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines lybischen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen *). Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, d. i. Schönheit, seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktirt. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Loose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste, löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie mochten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe, aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnet die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in die Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

*) Wenn man (um bei der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhetzen in Wien, und das frohe schöne Leben des Korso in Rom gegen einander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegen einander zu nuanciren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in den verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinern Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Prinzipien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal in dem möglichst vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Prinzipien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits, und jenseits kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den sinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anspannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden Wirkungsarten der Schonheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichformig auflöst. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermage dessen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schonen nur in der Vorstellung unterschieden wird, das ist in dem Schönen der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden. Das Ideal-Schone, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung gibt es eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fallen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisirt werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten fassen, blaß glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schonheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im Physischen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschiedt es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausdrücken der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Flache in Flachheit, Karrektheit in Leerheit, Liberalitat in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Große und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schonheit Bedürfniß, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur antzutreffen pflegt. Er ist erklärt, diese Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniß der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst mit einander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwei entgegengesetzte Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehn.

Siebenzehntes Brief.

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen, anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehrt uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schonheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zueückfuort, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.

Sie verlaugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individualen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen; sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannichfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege stedt, und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wuede behauptet, sey für ein angespanntes Gemüth, und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Noturen. Der von Gefühlen einseitig beheerschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwei verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wied erstlich, als ruhige Form, das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprungs tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff daoon machen zu können, wie die Schonheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererm Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuschreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wieder gegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittlern Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, sobald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender als ein solcher Be-

griff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zustände mit einander, die einander entgegengesetzt sind, und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beide Zustände sich auf das Bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengesetzte Zustände verbindet die Schönheit und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beide Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweites Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, daß beide Zustände in einem dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfing, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bei der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterscheiden. Die Andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas Anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten die Schönheit dynamisch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die Andern fürchten die Schönheit logisch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstande doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die Ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben; die Andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide gescheitert sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden. *)

Neunzehnter Brief.

Es lassen sich überhaupt in dem Menschen zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch die Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt

*) Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensualen Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung nicht als das Maisonnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfangt zu philosophiren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendet hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem nur irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduktion nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Ersteren mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkend Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begrenzen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze theilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns, aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen, eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch die Entgegensetzung gegen dieselbe verkündiget. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht insofern sie beim Denken hilft (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), bloß insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dies aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff seines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nämlich, welches von Außen nichts als den Stoff seines Wirkens empfangt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maß unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es sich nicht selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne die er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen konnte. Inwiefern in demselben Wesen zwei so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transscendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommner Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beide Triebe existiren und wirken zwar in ihm, aber er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmü-

thige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Rand des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit außer uns bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich, und so, wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eroffnet eine Nothwendigkeit in uns unsere Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Konsequenz und Universalität des Bewußtseyns gefoedert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freie und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußtseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für Alles, was für den Menschen ist, und für Alles, was durch ihn werden soll, fur sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtseyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Ursprung liegt eben sowohl jenseits unsers Willens, als er jenseits unsers Erkenntnißkreises liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten Existenz, hat er durch das Selbstbewußtseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beiden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beide zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dies geschehen ist, erfolgt Alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt abee verlaßt ihn die Hand der Natur, und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und öffnete. Sobald nämlich zwei entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thatig sind, so verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Ursprung.*)

*) Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch, daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Gesetzen der Vernunft handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

Zwanzigster Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen), kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist und seine beiden Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muß also fehlen, so lange er unvollständig und einer von beiden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch Alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgibt, wieder hergestellt werden können.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen ein Moment aufzeigen, in welchem der Mench noch nicht vollständig und einer von beiden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frei seyn, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an,

eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustande etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit Statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensetzt. Die Schalen einer Woge stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den ästhetischen heißen. *)

Einundzwanzigster Brief.

Es gibt, wie ich im Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eignem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfindung und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich in's Unendliche von einander entfernen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes bestimmte Daseyn ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, auf's Genaueste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht; denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit Einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen was er will — daß ihm die Freiheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm

*) Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter drei verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre physische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns eine Erkenntniß verschaffen; das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich, sie kann sich auf das Ganze unserer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Object zu seyn, das ist ihre ästhetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen, endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem Allem und ohne daß wir bei seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letzten Qualität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unserer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen, von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des ästhetischen gern mit aufnimmt, so werde ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts Anderem umgehen, als jenem Irrthum zu widerlegen), daß das Gemüth im ästhetischen Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt, und daß diese ästhetische Freiheit sich von der logischen Nothwendigkeit beim Denken und von der moralischen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, nicht vorgestellt werden, und weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

durch die einseitige Nothigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit, betrachten. Freilich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal auf's Neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden. *)

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im Uebrigen unserm freien Willen anheimstellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Zweiundzwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht; denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle anderen Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besonderes Geschick, aber setzen ihm auch dafür eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsere Denkkräfte anspannt, und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer großern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probirstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dies zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhangigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es stigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung

*) Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken und zu Entschließungen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lange ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand ästhetischer Untergeordnetheit nicht finden. Dahingegen verliert sich bei andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten für's Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt, daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, für's Ganze und zu großen Rollen geboren sind.

ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke unsere Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr partieipirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Gränzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden, und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und doch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt Nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt, und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf; denn erstlich sind es keine ganz freien Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besonderns Zweckes (des Pathetischen) stehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bei dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bei der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch; nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser genießen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem Anakreontischen oder Catullischen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittlern Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unseren intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu ma-

chen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand, noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beiden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dies behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von Außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurückerhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer thatigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlore er bloß die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heißt, er wird ästhetisch werden mussen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eroffaet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Scheitt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freiheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nicht gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn gibt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und zu großen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Helden und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhangigen Zustande zur Selbstständigkeit und Freiheit den Aufschwung nehmen konnen, so muß dafur gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sey, und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fahig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geubt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit, ausgefuhrt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im Geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Inhalt seines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise; so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend erhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkür gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erteidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausfuhren will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beiden seiner Wurde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schandet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur ein erlaubtes Verlangen stillt. *) Mit

*) Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edlen Seele.

Einem Wort: im Gebiete der Wahrheit und der Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch seyn moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden, noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äußern Leben gibt, schon das innere eröffnet.

Vierundzwanzigster Brief.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwickelung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch Zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freien Willkür des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne Er selbst zu seyn, ungebunden, ohne frei zu seyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen? In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze festhält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er sieht in ihrer herrlichen Fulle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Große nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie an sich reißen in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstorend auf ihn ein, und er stoßt sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erschopften Begier.

> Zwar die gewalt'ge Kraft und der Titanen
> Kraftvolles Mark ist sein . . . .
> Gewisses Ernstes; doch es schmiederte
> Der Gott um seine Stirn ein ehern Band.
> Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
> Verlieh er seinem schenen äußern Glück.
> Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
> Und grenzenlos dringt seine Wuth hervor.
>
> Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in Andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andere in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen versinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendlichen zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu seyn; er muß alles Andere um sich her, auch das Leblose, in Freiheit setzen. Schönheit aber ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) herausheben, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun kann als seine Pflicht, und er hat vollkommen Recht, wenn er bloß die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, oder diesen Zweck noch hinaus in's Uebersinnliche gehen (welches hier nichts Anderes heißen kann, als das Physische ästhetisch ausführen), heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur verschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äußern, der ihm fehlen durfte, verbindet, so haben Manche ästhetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und, von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz wurde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es den Vernunftbegriff freies Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsere Kenntnisse menschlicher Willensgute und Willensstarke) übertrifft; so schatzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon tragt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen auf's Genaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die hochste Reinheit jener beiden Prineipien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phanamen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschrankten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehort, im rinzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absaluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestredungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blaß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, in's Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veranderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zu Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervar. Die ersten Fruchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, bloß um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer in's Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschranktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den undeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknupfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu konnen, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben diser Forderung bedient sie sich, um den Fluchtling zurückzuhalen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen mußte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gernthen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erkenntnißkreise nicht findet, und uber denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühlkreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gabe, aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der blinden Nothigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vortheil, und sich durch keine andere Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfalschung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er nach nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Aus-

wärtige und die Stimmt der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Wuede des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausscheeitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Mensxheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her danden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannichfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens uber den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Prinzip ein materielles, und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweiten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber keines von beiden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschließend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünfundzwanzigster Brief.

So lange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stand sie außer sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen. *)

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den übrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, laßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig Wandelnde, stehet still, indem des Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektirt sich auf dem vergänglichen Geunde. Sobald es Licht wird in dem Mrnschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und dem Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und so lange er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfangt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenlanders, das mit der blin-

*) Ich erinnere noch einmal, daß diese drei Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hatte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und so lange er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch seinem physischen Stande nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfange des vierundzwanzigsten Briefs nahmhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden, und sind mit einem Worte die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

en Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und im gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von Allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, so entscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben konnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, sondern beide zugleich und wechselseitig als Affekt und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das Erste vorüber ist, wenn das Letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schonheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unseres Subjekts, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten; zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit Einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere That.

Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, daß das Leiden die Thatigkeit, daß die Materie die Form, daß die Bescheankung die Unendlichkeit keineswegs ausschließe — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beide zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschließung des Gefühls, so lange gedacht wird, und des Gedankens, so lange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechselung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Factum der Schönheit lehrt, und ist Freiheit etwas Absolutes und Uebersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit Einem Wort, nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

Sechsundzwanzigster Brief.

Da die ästhetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erst die Entstehung gibt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufalle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lossprícht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich

troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genusse und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt, und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmoß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? So weit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchste Stupiditae und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität miteinander, daß beide nur das Reelle suchen, und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verstand nicht unter der Wahrheit stehen bleiben. Insofern also das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Für's Erste zeugt es von einer äußern Freiheit; denn so lange die Noth gebietet und das Bedürfniß drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniß gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut.

Es versteht sich von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas Besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte blaß Betrug ist. Den Schein der erstern Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben, und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dies begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn blaß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge sehen, ist von dem verschieden, was wir empfinden; denn der Verstand speingt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. So lange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfangt, mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich, so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe aber wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur, als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen, als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt, und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nimmt,

welche sein Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins, und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur so lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und so lange er im Praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur so weit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich losſagt), und nur so weit er selbstständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn so weit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben so gut und noch ein wenig besser als eine eben so schöne bloß gemalte gefallen; aber in so weit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl; diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen" — Beides ist gern verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage: „In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?" ist also die Antwort so kurz als bündig diese: in so weit es ästhetischer Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und, wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachläßigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schonheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrießt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienst fordert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckige und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur insofern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu horen, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dies noch lange nicht genug), son-

dern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schone der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeugen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Siebenundzwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nothig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem Letztern bedarf er einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideale sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer unintereſſirten freien Schätzung des reinen Scheines entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur *Verschönerung* seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fordert, verlangt er Ueberfluß; Anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des *Stoffes*, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß uber das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluß *an dem Stoffe*, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselben voraus genießt, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten: er genießt *mehr*, aber er genießt nicht *anders*. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöhet, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zweckloſem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfniß. Das Thier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es *spielt*, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon *zum Theil* die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem *physischen Ernste* nimmt sie durch den Zwang des Ueberflusses oder das *physische Spiel* den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Fessel jedes Zwecks erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von Ferne schon in der *freien Bewegung*, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fesselloſigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben, und beweisen bloß seine Befreiung von jedem äußern sinnlichen

Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen.*) Von diesem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freien Form den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt: denn hier zum ersten Mal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlung eines blinden Instinktes, unterwirft das willkurliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveranderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber so lange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstete Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stetigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenstreben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff gibt für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände, nicht weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm, nicht weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen, Anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, wiederscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier g'änzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kalebonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er schmückt sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von Außen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräthe, seiner Bekleidung, allmählig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und Anfangs bloß den außern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Geberdensprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei gleich einem Zug von Kranichen in's Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstande aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehen; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter lost, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu losen, und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwache heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sit-

*) Die mehrsten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gang sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gern sich gerade die schlaffsten Seelen diesem freien Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äußern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eigenen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bei ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frei gemacht haben. Freilich ist von der großen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier in's Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenarbeiten, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

ten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verschont den entwoffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdlinge an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze bant der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber stehen. Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezahmt; der ethische Staat konn sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle andern Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließend entweder auf die Privatempfanglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zuneigung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lange es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhebt; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, laßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich bilden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staub, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Bestimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfullt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte; und wenn es wohr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschranken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.

Existirt aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schone

Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kuhner Einfalt nnd ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schoner Formen *).

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskroft do, wo sie nnr die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genan zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schonen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äußert, um bestimmen zu können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bundniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Gibt es aber Fölle, wo wir, seo es nun, um einen Zweck zu errelchen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen hondeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmock seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Falle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhaltniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen, gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was keine bewußte Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustond gerichtet, insofern derselde durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nnn das Schone bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabei auf kein Verhältniß desselben zu andeen Objekten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustondes, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schönheit, wird buech die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar, keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubeingen, vielmehr dadurch gehindert ols befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen, als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äußere Elegonz eines Menschen zur Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort duech die schone Anordnung der Tafel die Eßlust gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsere Seele zu offnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und steengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemols der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmock beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schone Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich blos in der Form erloubt, ohne daburch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwibrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bei Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es gibt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Prineipien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beforderlich ist, kann der erstern geradezu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Prineipien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Prode der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dies kann aber nichts Anders heißen, als, nicht bloß der Inholt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben steengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand an einander schließen, müssen sie sich auch im Vartrag

*) Anmerkung des Herausgebers. In dem Horen vom Jahre 1793 erschien diese Aufsatz zuerst.

zusammenfügen, und die Stetigkeit in der Darstellung muß der Stetigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet oder jede Freiheit, die der Imogination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskroft strebt, ihrer Notur gemäß, immer noch Anschouungen, d. h. nach ganzen und durchgöngig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterloß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu mochen, dem Abstrokten einen Korper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freiheit und erkennt dabei kein anderes Gesetz als den Zufoll der Roum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusommenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff ist, wos sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Gonzen einer Anschauung Merkmole zu unterscheiden. Weil er die Dinge noch ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur insofern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmößigkeit, und es ist bloß der stetige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhong wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fölle) in diese Kette von Abstroktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt *). Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um strenge Konsequenz im Denken zu thun ist, die Imoginotion ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben noch möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freiheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen und oufopfern lerne. Deswegen muß schon der Vortrog darnoch eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Gesetzmäßigkeit im Fortschritt ihrer Willkür in Kombinationen Schronken zu setzen. Freilich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, oder mon rechnet hier ouch billig ouf einige Selbstverläugnung und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussehen läßt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalte stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu mochen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür oder in Ansehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ousübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann onnehmlich gemocht werden, und erwohlt dafür die Form der Schönheit, die, unabhöngig von allem Inhalt, sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befasse, der nicht ousschließend on den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere ouswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er ouch bloß die ollgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksomkeit, oder noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekonntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Intereſſe on bestimmten Gegenstönden bei denselben vorousseten. Er konn es also auch nicht darouf onkommen lossen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstroktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt dorbieten werde. Um sicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fölle gleich mit, ouf welche sich jene Begriffe beziehen, und überlößt es dem Verstond seiner Leser, den Begriff ous dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird olso bei dem populären Vortrog schon weit mehr in's Spiel gemischt, aber doch immer reproduktiv (empfongene Vorstellungen erneuernd), nicht aber produktiv (ihre seldstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fölle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genou berechnet, und fur den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes hondelt. Der Vortrog hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich nocht nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch; denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwei oornehmsten Eigenschoften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Frei wird die Dorstellung, wenn der Verstond den Zusommenhong der Ideen zwar bestimmt, oder mit so versteckter Gesetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei vollig willkürlich zu verfohren und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sinnlich wird die Dorstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantosie das lebendige Bild (die ganze Vorstellung) hingibt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung verlangt

*) Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Beispiele sehr ongern und sehr sporsom bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall sich Umstände finden, die in Rucksicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch vorgestellt werden soll, zufallig sind, so ist immer zu furchten, daß diese zufolligen Beziehungen in seinen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder eingeschränkt und arm, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Darstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so gibt es doch zwischen beiden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Korper haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas Sinnliches was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den korperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze fur sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit, und das Bedurfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung ist ein mechanisches Werk, wo die Theile leblos fur sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, Bedeutung, haben, und diese erhalt sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theile der Rede, der genaueste Zusammenhang Statt, wahrend daß sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelost, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glucklichen Verhältniß zwischen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualisirung der Gegenstände, und der figurliche oder uneigentliche Ausdruck das Meiste bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fessel ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schapferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bestimmungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugestalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augendlicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkürliche Selbstherrscherin betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesargt ist, daß sie dem Zügel des Verstandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt diese Freiheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem hohern Begriff verbinden. Weil sich nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen hohern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommene Stetigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Gesetz der Freiheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dim Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun ist, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns also alle drei zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bei einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünscheswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen konnte; denn sein Gedanke kündigt sich blaß als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die fur sich allein nie im Stand ist, die Realitat ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populare Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absalut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was ist, aber niemals, was seyn muß. Der philasophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgeht, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drei verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo es nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populare und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populare Ausdruck in den schonen übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere Grad des In-

tereſſe, den man vorauszuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder populärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniß; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mitſammt der Wurzel, aber freilich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten verpflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt, und ich bemerke bloß, daß der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntniſſe zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dies erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergibt und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, ſchon bei demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich bloß nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war und wiederkommt, braucht bloß Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß ſein Geſchäft bei jedem Vortrag vollenden; jede ſeiner Aufführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſtvoller, ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt, wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich ſeyn; aber es hieße etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloßen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigern Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bei dieſer Lektüre immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloße Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoßen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edleren Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bei dem Schönen werden ſie in's Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich während der Lektüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäßigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäßigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn,

weil er nur zu unterscheiden versteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bei philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriedigt werden, es sollen einzelne Resultate für ihn durchaus hervorgehen: dies ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Beestand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt duech seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und, wo sie durch das Geschaft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der sinnlichen und geistigen Keäfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn freilich erst *übersetzen*, wenn er ihn verstehen will, so wie der bloße nackte Verstand, entblößt von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, eest buchstadiren muß. Aber von der Beschränktheit und Bedüftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt, geht er entgegen, undekümmert, wer ihm etwa folgt, oder wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben: denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden — denn er legt ihnen die saure Aebeit des Denkens auf — als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Scheidart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichsten Sinne des Worts, zu *lehren*. Dazu ist er glücklicher Weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus; da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert. Dafür schränkt sich aber seine Wiekung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und demachtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Geündlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bei dem Studirenden zu fruhzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das Erstere nur beobachtet worden ist, kann das Zweite keine anderen als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Waheheit schon n hohem Grade mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen großen Verstand desitzen, um selbst in dem freiem Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fahig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was *in uns selbst* schon lebendige That ist, kann es *außer uns* werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrirte, und wie kraftlos öfters die demonstrirtesten Waheheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu defolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rucksicht auf die Erkenntniß eben das, was sie im Moralischen in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geschlecht kann und darf seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach mit dem männlichen nie die *Wissenschaft*, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die *Wahrheit* theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je harter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Er-

scheinung absondert. Aber das Weib vergibt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht, und der ganze innere Bau seines Wesens gibt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren. Freilich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich ist. Aber glücklicher Weise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden mochten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterin ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Felde zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eigenen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus keine Autorität anmaßen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein anderes ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äußern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerei nur allzu oft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung gibt, den Unreifen zum Gecken macht. *) Stoff ohne Form ist freilich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff ist hingegen gar nur der Schatten eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äußere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge bloß auf die Empfindung bezogen, so tritt

*) Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im 1. Theile seiner Versuche (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Handen seyn werde) unter den Prärogativen des adligen Jünglings auch die freiwillige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, dem welchem der bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äußere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adligen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, so viel muß dadurch an Materie verfaumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Praerogativ nicht lebe beneiden. Wenn es ferrisch auch hernachin bei der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adelige exerzieret, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geiste, kurz, so verliert er eben so viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also bloß seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficiellen Betrachtung, und will auch da bloß verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blaße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergetzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probirstein zu seyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Großen und Schonen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugießen in Gestalten oder Tonen, was in ihm lebendig würde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kraftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefallt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstort er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schonheit entspringt. Schlummert nun achte Geniuskraft in dem fragenden Jungling, so wird zwar Anfangs seine Beschcidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihm zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Buhne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und laßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn fur Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erkaltet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, aber, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fahigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefuhl für das Gonze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abdruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Heraarbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus seiner übertriebenen Empfindlichkeit fur das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und fur die Einsicht erwachsen. Von weit großerer Bedeutung oder sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unseres Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verdirbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muß den Verstand verfinstern: aber eben diese Willkürlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schonheitsgefühle ausschließend anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert vollige Unabhangigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafur nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Bestimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und mit ohne Bestimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter noch und nach in diese Verderbniß gerathe, laßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe bloß auf materielle Gegenstande gehen, und ein Egoism von der grobern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihr

blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft bloß als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weist er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausdrücke durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinlichkeit eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joche des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geiste bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objekt zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft als moralische Richterin zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Ansprüchen nicht eine gewisse Achtung zu gestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz, und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wagschalen stehen also, wie sie vorgibt, dem Recht nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde.

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigenthum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühle so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben. Wer sollte wohl einem Affekt mißtrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahingegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es lauft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unseres Gewissen selbst seyn wollen?“ So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen, und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In

dem bekannten französischen Roman, Liaisons dangereuses, findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentin von Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkür des Subjekts weit mehr anheim stellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Charakter erniedrigen! Wie viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alte Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheindare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht in's Angesicht zu trotzen, und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderdniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm im Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fallt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die hohere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verstand so umkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie bloß ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft, sich dieser Würde anzumaßen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschafe herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung schenken läßt, was sie ihr abfordern konnte; denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und, da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

Ueber naive und sentimentalische Dichtung. *)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil Statt finden), sondern bloß, weil sie Natur ist, eine Art von

*) Anmerkung des Herausgebers. Zuerst war dieser Aufsatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückt worden.

Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilt, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniß erhobte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufaltiges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen Statt. Für's Erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens, daß er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe, und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts Anderes, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabhänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten**). Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein demooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben! Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unsrer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewahren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frei und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert sind, zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie unsern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unsrer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bei weitem die mehrsten Menschen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieser Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äußern, weil schon die allen Menschen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bei noch so großer Entfernung unserer Thaten von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur und Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit so viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Uebertegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moralischen

*) Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, daß, wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fanden und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überließen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwunden würde. Man sehe das Kapitel vom intellektuellen Interesse am Schönen in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Entdeckung von dieses Mannes hohem philosophischem Beruf (welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordert), zu überzeugen.

Stimmungen Statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kammt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen Bestimmbarkeit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsere (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben, zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (praktische) Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit die Quelle davon sey, welches die Hälfte der Kunst aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen.*) Zum Naiven wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davontrage,*) es geschehe dies nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der Ueberraschung, und deinstigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung, und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraschung, wie bei dem der Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.]

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches; dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künstelei, über

*) Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, S. 225 der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese beiden Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. „Etwas und „Beides (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen „Gefühl der Achtung) Zusammengesetztes findet sich in der Naivetät, „da der Ausdruck der der Menschheit ursprünglich natürlichen Auf„richtigkeit wider die zur andern Natur gewordene Verstellungskunst „ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu „verstellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die „jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die übliche „liche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein berechneten „angelegten Aeußerung, und siehe, es ist die unverdorbene schuldlose „Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig und der, so sie „blicken läßt, zu erröthen auch nicht gemeint war. Daß der schöne „aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserem Urtheile sehr viel „bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichsam der Schalk „in uns selbst bloßgestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths „nach zwei entgegengesetzten Richtungen nacheinander hervor, die „zugleich den Körper heilsam schüttelt. Daß aber etwas, was un„endlich besser als alle angenommene Sitte ist, die Lauterkeit der Den„kungsart (wenigstens der Anlage dazu), noch nicht ganz in der menschlichen „Natur erloschen ist, macht Ernst und Hochschätzung in dieses „Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist, und die Decke der Verstellungskraft bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich zugleich ein Bedauern darunter, welches „eine Rührung der Zartlichkeit ist, die sich als Spiel mit einem „solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt, und auch „wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit „dessen, der den Stoff dazu hergibt, darüber, daß er noch nicht nach „Menschenweise gewitzigt ist, zu verguten pflegt." — Ich gestehe, daß diese Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven der Ueberraschung, (von welchem ich nachher reden werde), wahr ist. Allerdings erregt es Lachen, wenn sich Jemand durch Naivetät bloßgibt, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch das Naive der edelsten Art, das Naive der Gesinnung, erregt immer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch gewisse ich, ob die Bedauerung, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsere Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verlust wir bei einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist ja offenbar eine moralische Trauer, die einem edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

*) Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstellung. Aber der Begriff des Naiven schemt mir noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künstelei, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen.*) Es wird also erfordert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz, daß sie nicht als Nothdurft, sondern als innere Nothwendigkeit über die Kunst triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, sondern die Unstatthaftigkeit der letztern muß der erstern den Sieg verschafft haben; denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bei dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, d. h. dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv gesinnte hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern bloß der durch den Affekt freigelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst, und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurchbricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menschen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegensatze gegen die Künstelei, und die Wahrheit im Gegensatze gegen den Betrug, muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Charakter.**)

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person, und genießen also nicht bloß ein moralisches Vergnügen, sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht bloß Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreiwillig ist; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Verdienst: gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder jener Mann vor Armuth schmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist die Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen Recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfniß und auf das nächste Mittel, es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, sonst aber von gutem Verstande, einem Andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiß, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leiht, ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur insofern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letzern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu un-

*) Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinn, Ungestüm den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, oder es ist naiv, wenn es sich von dem Mauvaiston einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dergl. aus freier und gesunder Natur dispensirt. Dasselbe findet auch bei dem Naiven in ganz unreizender Bedeutung Statt, welches durch Uebertragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entsteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, oder es hat allerdings etwas Naives, wenn der freie Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein gescholtes Pferd aus natürlicher Plumpheit seine Lektion schlecht macht, oder es hat etwas vom Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freiheit vergißt.

**) Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsere Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, sobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben so erstickt das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude, sobald wie Jemand durch seine Naivetät in Gefahr gesetzt sehen.

terscheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußersten Grenze zwischen beiden schweben, und bei denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian VI., die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem kritischen Augenblick für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchsten Grade interessirt war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte, ist keine Frage; wohl aber, wie weit eine solche Naivetät der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Dies war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht ungetreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimuliren, was er im Stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäß ließ er sich in der Instruktion, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bei keinem Papste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl," hieß es unter Anderm, „daß an diesem „heiligen Stuhl schon seit mehreren Jahren viel „Abscheuliches vorgegangen; kein Wunder, wenn sich „der kranke Zustand von dem Haupt auf die Glieder, „von dem Papst auf die Prälaten fortgeerbt hat. „Wir alle sind abgewichen, und schon seit lange ist „keiner unter uns gewesen, der etwas Gutes ge„than hätte, auch nicht Einer." Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in seinem Namen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen dessen, was „vor ihm von den Päpsten geschehen, nicht dürfe „getadelt werden, und daß dergleichen Ausschwei„fungen, auch da er noch in einem geringen Stande „gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. s. f." Man kann leicht denken, wie eine solche Naivetät des Papstes von der römischen Klerisei mag aufgenommen worden seyn; das Wenigste, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen, d. h. daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden sey, und er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unschicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben einige Ursache zu glauben, daß er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit ging, zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr Wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern ihn auch als Papst verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden kõane, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dies verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchem, wenn es nicht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur zu erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet Letzteres zuweilen den größten Genie's, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchsloser Simplizität und Leichtigkeit lösen; das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Prinzipien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes, (Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil dieses die Natur immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippakrates, und aus neuern Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von

Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding, Sterne und Andern aufbewahrt werden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV. von Frankreich, Gustaph Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Malborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naiven; Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil aber die herrschenden Grundsätze bei der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im Moralischen eben so schwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betrogen für die große Welt dieses Naive der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger Weise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Götterspräche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er so den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr Eins mit demselben, daß selbst unter der korperlichen Hülle der Geist wie entblößt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplizität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet (nicht Rohheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinweggesetzt), erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind Recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beigelegt werden, obgleich nur insofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen. So legen wird öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkür und die phantastischen Begriffe des Menschen, einen naiven Charakter bei. Dies erfordert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leihen, und auf die strenge Richtung desselben noch dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unsere eigene schlecht gebrauchte moralische Freiheit und über die in unserm Handeln vermißte sittliche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unsers wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsere Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichen Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. So lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden und haben Beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur, eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht noch ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit noch ihrer Uebereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die

Kunst dich anekelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freuden stürzen, und dein Ersatz muß die Freiheit selbst seyn, aus der sie fließen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts vom Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzigguten respektiren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Beflekkungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit, strebe noch Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet bist, so laß' ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß' dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf, und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. Er scheint in seiner Liebe für das Objekt keinen Unterschied zwischen demjenigen zu machen, was durch sich selbst und dem, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wißbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an derselben, wie wir Neuern. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifizirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn, und wenn wir in gewissen moralischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Willensfreiheit, der uns so vielem Streite mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist gerade umgekehrt die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur außerhalb dieser in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplizität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließt, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *) Bei diesen artete die Kultur nicht so

*) Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehört gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossian's Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig;

weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden, und so kein dringendes Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles Andere derselben zu nähern bemüht seyn, wenn wir, uneinig mit uns selbst und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so mißlungene Form aus unsern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten hoben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirten den Ulysses bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie noch und nach die Natur anfing, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das handelnde und empfindende, Subjekt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Notion, welche es zugleich in der Unnotur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am stärksten gerührt werden, und demselben einen Namen geben. Diese Nation war, so viel ich weiß, die Franzosen. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicher Weise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniß. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äußerst auffallend im Euripides, wenn man diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem Aeschylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt sich auch unter den alten Historikern nachweisen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte man als den wahrn Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nenuen, so wie er auch in derselben ein noch nie übertroffenes Muster ist. Auch im Properz, Virgil u. A. findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermißt, die Horaz in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher nnd künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn umfassen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; Er ist das Werk und das Werk ist Er; man muß des erstern schon nicht werth, oder nicht mächtig, oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwei höchst verschiedene, durch den unermeßlichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erloubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die derbzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ, und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und zwar mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen,

das Leblose um ihn her war groß, leidenschaftlich, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon Ossian über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch den seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen melancholischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuscheuchen und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugießen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die befahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stoßen und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemälde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechts selbst im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und, um die flüchtige Angelika einzuholen, das nämliche Pferd besteigen. Beide Beispiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beinahe gleich, weil beide den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft malen, und uns durch Naivetät der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bei Beschreibung dieser ähnlichen Handlung! Ariost, der Bürger einer spätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bei der Erzählung dieses Vorfalls seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakterisiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf Einmal das Gemälde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg sich in zwei Straßen theilte. *)

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus, seines Gegners, Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer selbst:

„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die Andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene; herab von den Wagen sich schwingend,
Faßten sie beid' einander die Händ' und gelobten sich Freundschafe."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Wortes ist) auch nur bis hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeihen, da auch unser Herz beim Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von Allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz im Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen,
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern." *)

Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich, als, daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber außerhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studirt, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als Grenzstörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nichts anders

*) Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 32.

*) Ilias, Voßische Uebersetzung. Erster Band, Seite 153.

als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und Vernunft; empfangendes und selbstthätiges Vermögen haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken sind nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich Statt fand, existirt jetzt bloß idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm, als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zustand der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, wos auf Eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Menschheit in Eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern*) anzustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neuern Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivirte Mensch in seiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er mußte also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn bloß auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der Andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultivirt und folglich in den ersteren übergeht, so ist keine Frage, welchem von beiden in Rücksicht auf jenes Ziel der Vortheil gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwei verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beiden, ihnen entsprechenden Dichterformen anwenden.

Man hatte deswegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur in einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen sollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahirt hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivaler, als die modernen gegen

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu erinnern, daß, wenn hier die neuern Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern, ja sogar in den neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Klassen, wenngleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten satyrische, ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Werke trifft man häufig beide Gattungen vermischt an, wie zum Beispiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Namen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zöglinge der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu sagen haben.*) Wessen Gemüth nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus, in's Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer groß ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Namen eines neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wir irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung; dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung besteht, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die neuern Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beiden Kunstgattungen im Alterthume stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das Genaueste im Raum zu bestimmen, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worin dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders; und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem, was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen.

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich bloß auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es gibt, in dieser Rücksicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht (vorausgesetzt, daß man Alles hinweg denkt, was davon dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet), beruht, sage ich, bloß auf dem verschiedenen Grad einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahirt wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darin zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser reflektirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen. *) Da also hier eine Mehrheit der Prinzipien Statt findet, so kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung überwiegen wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entsteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder satirisch, oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) elegisch seyn; an eine von diesen beiden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satirisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dies kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt als scherzhaft und

*) Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Komödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kothurns mit ihren Tragerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit dem Klopstock'schen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlornen Paradies, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch wozu sage ich? Diese Probe ist wirklich angestellt, und die Moliere'sche Magd rasonnirt in Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und literarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem, und wie es sich für die Grundsätze der deutschen Literatur geziemt.

*) Wer bei sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stande ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bei sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden, bei sentimentalischen wird er immer etwas ernst und aufgeregt seyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objekts in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bei sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben und also immer zwischen zwei verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, dieses durch die scherzhafte Satire.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grunde liegen soll. Moralische Widersprüche interessiren nothwendig unser Herz und rauben also dem Gemüth seine Freiheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß, verbannt seyn. Verstandes-Widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satire nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satire nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satire erlangt poetische Freiheit, indem sie in's Erhabene übergeht; die lachende Satire erhalt poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satire wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideal, als der höchsten Realität, gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nothig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; dies muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier Alles ankommt, diese Abneigung selbst muß wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideal entspringen. Sie konnte nämlich auch eine bloß sinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniß gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satiriker in's Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben, und im Pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pathos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren, und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Seldstthatigkeit und an einer, auch im Affekte noch bestehenden, Gemüthsfreiheit zu erkennen ist. Entspringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberstehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der Idee, von der wir erfullt sind, erhebt uns uber alle Schranken der Erfahrung. Bei der Darstellung emporender Wirklichkeit kommt daher Alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber Tacitus den tiefen Verfall der Romer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wohrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht, und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satire muß also jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rousseau, Haller nnd Andern zur Begeisterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufallige Ursochen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten: auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier Genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter, und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderdniß vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und Andere die Wirklichkeit malen. Aber diese äußern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn, und rein von jedem äußern Bedürfnisse, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfließen, welcher durchous der einzig wahre Beruf zu dem satirischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satire nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satire nur einem schonen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert: aber diese, die nur einen moralischen gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behondlung den Inhalt veredelte, und das Subjekt des Dichters nicht sein Objekt veträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhadene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augendlicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Notur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhadensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder die Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit blos gefragt, welche von beiden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfordere, so möchte der Ausspruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts, und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher Weise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muß durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu sa viel eben nicht gehört; der andere muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andere nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worin sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und muhelos aus seiner Natur; er ist dem Vermögen nach ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustand der Beschränkung sich reißen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren ist die schöne Aufgabe der Komodie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. In der Tragodie muß daher die Gemüthsfreiheit künstlicher Weise und als Experiment aufgehoben werden; weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Komödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit kamme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen, und immer das Herz interessiren; der Komiker muß sich vor dem Pathos hüten, und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum Pathetischen neigt. *) Wenn also die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Komödie einem wichtigern Ziel entgegengeht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, so begegnet es auch oft bei dichterischen Darstellungen, den blos leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schonheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein leichtes, jenen Ruhm zu usurpiren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells van der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterscheiden kann, und diese ist, wenn beide sich an einem schwierigen und großen Objekte versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle: die wahrhaft schäne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

So lange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragodus u. a., bleibt er Spötter, und ergotzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexanders, wo seine Satire auch die moralische Verderbniß trifft. „Unglückseliger," so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemalde des damaligen Roms, „warum verließest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamst hieher in dieses Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmahlern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w." Bei solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hahe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den dasharten Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Saphisten rächt, und für ein Ideal streitet, daß sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beiden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cervantes bei jedem würdigen Anlaß in

*) In Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkaltet. Aber Lessing wußte selbst, daß er kein Trauerspiel schrieb, und vergaß nur menschlicher Weise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sey, der tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen wurde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; oder mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hatte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

feinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf! Wie kann der Lacher Yorik, sobald er will, unser Gemüth so groß und so mächtig bewegen! Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltaire'schen Satire läßt sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bei diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in seinem Ingenu, oder daß er sie, wie in seinem Candide u. a., suche und rache. Wo keines von beiden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab; denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können. Beinahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satire bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußern Form sehen wir diese innere Form in ewigem dürftigem Einerlei wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satirikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn elegisch. Auch diese Gattung hat, wie die Satire, zwei Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, diese als unerreicht dargestellt wird. Oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste gibt die Elegie in engerer, das andere die Idylle in weitester Bedeutung.*)

*) Daß ich die Benennungen Satire, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bei Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabei ist keineswegs, die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satire und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise, und es ist ja bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschließen läßt. Elegisch ruhet uns nicht bloß die Elegie, welche ausschließlich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Messiade, in Thomsons Jahreszeiten, im verlorenen Paradies, im befreiten Jerusalem finden wir mehrere Gemälde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satire eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegengesetzt werde. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemälde der unentweihten Natur oder des erfüllten Ideals rein und selbstständig vor unsere Augen, so ist jener Gegensatz doch in seinem Herzen, und wird sich auch ohne seinen Willen in jedem Pinselstrich verraten. Ja, wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt, auch den Einfluß der Kunst erfahren, und die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künstelei in Erinnerung bringen; ja, unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dies Letztere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Genuß, den die schönsten Werke der neuern Gattung aus alten und neuern Zeiten dem kultivirten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier versuchte Eintheilung, eben deswegen, weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

Wie der Unwille bei der pathetischen und wie der Spott bei der scherzhaften Satire, so darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt entschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsorte am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung, stieß jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edeln Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeihen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer

Digitized by Google

idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äußere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde gibt. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da Gewesenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns Ossian von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, nnd von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden.*)

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Dichtung. Rousseau als Dichter wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bei der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satire begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln: nur weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zur ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenuber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemäldes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bei diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, daß er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darin sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicher Weise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren; ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschließt Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrauert (man kennt das schöne Lied), und folgendermaßen anfängt:

> Soll ich von deinem Tode singen,
> O Mariane, welch ein Lied!
> Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
> Und ein Begriff den andern flieht, u. s. w.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr erkältet seyn mußte, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Haller'schen und zum Theil auch der Klopstockschen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeiten werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, in's Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst: entweder sie muß sich in der Sinnenwelt, oder sie muß

*) Man lese z. B. das treffliche Gedicht, Carthon betitelt.

sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es beardeilet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, daß zwischen beiden abgewechselt wird, während daß der abstrakte Begriff herrscht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es ouch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Haller'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehoren sie hieder. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage; mit energischer, fast bittrer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm seldst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als liedlichen Zügen dar. Er ist groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter nm Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel an der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liedsten im Anblick ländlicher Seenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft, und findet im Schooß der ledlosen Natur die Harmenie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe!*) Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab!
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beispiel siegt und du, o Feu'r der Jugend,
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig außer ihm; nie kann er den üdeln Einfluß seines Johrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege nnd thätig; doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildenb nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu konzentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. So lange er bloß lyrisch dichtet und bloß bei lanbschaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürliche Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Ciffides und Paches, und in seinem Seneca, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne innren Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch weniger aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiet der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet.*) Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigen-

*) Man sehe das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

*) Ich sage musikalischen, um hier an die doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht bloß auf dasjenige, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf alle derjenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

schaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schopfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frei gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloß in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und in's Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durch's Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Hohen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann: zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dachte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung, kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tont, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Geßner (in seinem Tod Abels), eines Jacobi, Gerstenberg, Hölty, Göckingk, und mehrerer Andern in dieser Gattung erinnern, welche Alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben Gesagte durch einige Beispiele aus unserer Literatur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemuth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man konnte aber auch interessirt seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte.

Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit gluhender Empfindung ein Ideal umfoßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefahrliche Extrem des sentimentolischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentolischen Charakter Nohrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische ungluckliche Liebe, Empfindlichkeit fur Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermuthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, so wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von Außen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Moglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten konnen. In dem Tosso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensoz, wiewohl in verschiedenen Charokteren zuruck; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nuchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen; sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materiolisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in vier so verschiedene Arten specifeirten Charakters zu versuchen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemuthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satire abgebe, so freigebig sie auch im gewohnlichen Urtheil dafur genommen wird; eben so wenig Beruf gibt die bloß zärtliche Weichmuthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Prineip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schone zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen, und, ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschaftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muß zulezt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustond der Passivitat versenken, aus welchem gor keine Realität, weder fur das äußere noch innere Leben, hervorgehen konn. Mon hot daher sehr recht gethan, jenes Uebel der Empfindelei*) und weinerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nochäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschlond überhand zu nehmen onfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht bessere Gegenstuck jener elegischen Karrikatur, gegen das spaßhafte Wesen, gegen die herzlose Satire und die gestaltlose Loune *) zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, boß nicht aus gonz reinen Grunden dagegen geeifert worden ist. Auf der Woge des ächten Geschmocks konn das Eine so wenig als das Andere etwas gelten, weil beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf dos Gefühlsvermogen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die Reisen nach dem mittäglichen Fronkreich werden bewundert; dennoch haben beide Produkte gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den erstern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstond macht den zweiten schätzbar: aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstondes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenuber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun dos wahrhoft Schone einerseits mit der Natur und anderseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andere auf den Namen eines schönes Werks Anspruch mochen. Indessen ist es naturlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'sche Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem großten Theil der Leser gar nicht, und von dem bessern gerode nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Korpers hingegen in nicht gemeinem Grode erfullt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Literatur nicht sogar klossische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen

*) „Der Hang, wie Herr Adelung sie definirt, zu ruhrenden sanften Empfindungen, ohne vernunftige Absicht und über das gehörige Maß." — Herr Adelung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernunftiger Absicht empfindet.

*) Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und belustigen konnen. Aber die Kunstrichter vorzüglich sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber beste mehr ist zu beklagen, daß Beides nicht mehr geeinigt ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Komödien; die Dichter malen die Zeit, in der sie leben.

scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jüngling der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satirischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkürlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freiheit, die eine bloß verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn lieset oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es dein Unglück, und nicht das seinige; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freiheiten dieser Art, Folgendes festsetzen:

Für's Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn; denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also Naivetät seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Konsequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nutzt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willküe, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Für's Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausdruck der Begierde seyn; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität seyn. Um aber deurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie forbert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unschuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeugt; sie beleidigt uns nur daeum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unseres Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen.

Und so hätten wir denn den Maßstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Peodukt ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heillosen Anschlag auf unsere Begierde beweist. Es ist hingegen schön, edet und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Deeenz beifallswürdig, sobald es naiv ist und den Geist mit Herz verbindet. *)

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maßstab die meisten franzosischen Erzahlungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum Besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil

*) Mit Herz; denn die bloß sinnliche Glut des Gemäldes und die üppige Fülle der Embildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beispiel des bizarr poetischen Schwunges, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

auch der Fall mit manchen Produkten unſers anmuthigſten und geiſtreichſten Dichters ſeyn dürfte, ſeine Meiſterſtücke ſogar nicht ausgenommen, ſo habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausſpruch ſelbſt iſt nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längſt ſchon von jedem feinern Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Principien aber, welche in Rückſicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoriſtiſch ſcheinen, möchten in Rückſicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführeriſchen Gemälde des römiſchen und deutſchen Ovid, ſo wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontel (der ſich einen moraliſchen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entſchuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römiſchen und deutſchen Properz, ja ſelbſt mit manchem verſchrienen Produkt des Diderot verſöhnen; denn jene ſind nur witzig, nur proſaiſch, nur lüſtern, dieſe ſind poetiſch, menſchlich und naiv. *)

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Speeies ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derſelben, deren ſie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. **)

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück mit den künſtlichen Verhältniſſen der größern Societät und mit einem gewiſſen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich ſcheinen, ſo haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kindlichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daß dieſe Beſtimmungen bloß zufällig ſind, daß ſie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichſte Mittel zu demſelben, in Betrachtung kommen. Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von außen, darzuſtellen.

Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur Statt, ſondern er iſt es auch, den die Kultur, wenn ſie überall nur eine beſtimmte Tendenz haben ſoll, als ihr letztes Ziel beabſichtet. Die Idee dieſes Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben kann den Menſchen mit allen den Uebeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen iſt, und wäre ſie bloß Chimäre, ſo würden die Klagen derer, welche die größere Societät und die Anbauung des Verſtandes bloß als ein Uebel verſchreien und jenen verlaſſenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menſchen ausgeben, vollkommen gegründet ſeyn. Dem Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, liegt alſo unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zuſtandes,

*) Wenn ich den unſterblichen Verfaſſer des Agathon, Oberon ꝛc. in dieſer Geſellſchaft nenne, ſo muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derſelben verwechſelt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichſten von dieſer Seite, haben keine materielle Tendenz (wie ſich ein neuerer etwas unbeſonnener Kritiker vor Kurzem zu ſagen erlaubte); der Verfaſſer von Liebe um Liebe und von ſo vielen andern naiven und genialiſchen Werken, in welchen ſich eine ſchöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine ſolche Tendenz gar nicht haben. Aber er ſcheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu ſeyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, forderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint nur ſo weit entfernt, ſie mit Verliebe zu begünſtigen, daß ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. Und gerade dieſe Kälte in der Darſtellung iſt ihnen in der Beurtheilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich der Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heißen kann, der, ich will dieſes einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keuſche Empfindung des Dichters ſowohl als ſeines Leſers zu empören, und ohne beide der Gegenſtänden derſelben zu machen, von denen ein verredtes Gefühl ſich ſo gern entfernt — dieß iſt es, was ich dahingeſtellt ſeyn und worüber ich gern ein verſtändiges Urtheil hören möchte.

**) Nochmals muß ich erinnern, daß die Satire, Elegie und Idylle, ſo wie ſie hier als die drei einzig möglichen Arten ſentimentaliſcher Poeſie aufgeſtellt werden, mit den drei beſondern Gedichtarten, welche man unter dieſem Namen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweiſe, welche ſowohl jenen als dieſen eigen iſt. Daß es aber, außerhalb der Grenzen unſrer Dichtung, nur dieſe dreifache Empfindungsweiſe und Dichtungsweiſe geben könne, folglich das Feld ſentimentaliſcher Poeſie durch dieſe Eintheilung vollkommig ausgemeſſen ſey, läßt ſich aus dem Begriff der letztern leichtlich beweiſen.

Die ſentimentaliſche Dichtung nämlich unterſcheidet ſich dadurch von der naiven, daß ſie dem wirklichen Zuſtand, der dem die letztere ſtehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwei ſtreitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zu thun, zwiſchen welchen ſich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der Widerſpruch des wirklichen Zuſtandes, oder es iſt die Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt; oder dieſes iſt zwiſchen beiden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, durch die energiſche Bewegung, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, durch die energiſche Ruhe, befriedigt, in dem dritten wechſelt Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreifache Empfindungszuſtand gibt drei verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gedachten Benennungen Satire, Idylle Elegie vollkommen entſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter dieſem Namen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln unterrichtet, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Ecloge, den Roman, das Trauerſpiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als einzelner Gedichtarten, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe, beſtimmt; vielmehr weiß man, daß ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehreren der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten, können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt zu halten genöthigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten, ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie einige Rückſicht muß genommen werden. Der ſentimentaliſche Dichter geht in ſo weſentlichen Stücken von dem naiven ab, daß ihm die Formen, welche dieſer eingeführt, überall ungezwungen anpaſſen können. Freilich iſt es hier ſchwer, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich erlaubt, immer richtig zu unterſcheiden; aber ſo viel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen ſentimentaliſcher Dichter (auch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben iſt, was ſie bei den Alten geweſen, und daß unter den alten Namen faſt ſehr neue Gattungen ſind ausgeführt worden.

eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber außerdem, daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bei einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängstiget. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldenes Alter; ja, jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldenes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger Poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst dietet also Züge genug zu dem Gemälde dar, welches die Hirten-Idylle behandelt. Deswegen bleibt aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiktion, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabei, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor dem Anfang der Kultur gepflanzt, schließen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicher Weise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung, einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist, und ihr einformiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirten-Idylle gegrundeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an enthusiastischen Liebhabern, und es gibt Leser genug, die einen Amintas und einen Daphnis den großten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bei solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack, als das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle table, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begegenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch unnöthiger Weise einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu könnnen; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuell, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein Geßner'scher Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu idealisches Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschopf. Er wird also zwar bis auf einen gewissen Punkt allen Klassen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereini-

gen strebt, und folglich den zwei entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem von Beiden sein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deswegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe; der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, so lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz, und thue es ausschließend, und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein acht poetisches Werk zu erzeugen. *) Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideal, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsere Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geisteskräfte; sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche, mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elysium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein anderer, als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satirischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale ist Folgendes festgesetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen. *) Der menschlichen

*) Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsere deutsche Literatur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gedrungene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit denen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, aus einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

*) Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, daß beide Empfindungsweisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, daß man die erstere mit ihrem gerade Gegentheil vereinbet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nämlich der reflektirende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzustellen. Dies würde durch das reflektirte Ideal geschehen, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die Natur und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die Kunst als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verstand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe Beider, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was Jeder bei sich erfährt, wenn er sich beim Genusse naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erstern, daß er dem Trieb einen größern Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existirende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein Unendliches. Auch hierüber kann einen Jeden seine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart: der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir versinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anstatt daß wir dort aus uns heraus nach sinnlichen Gegenständen streben. Die sentimentalische Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunst der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie; keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genie's absolvirt; hier liegt seine Stärke und seine Grenze. Hat es also nicht gleich dichterisch, d. h. nicht gleich vollkommen menschlich empfunden, so kann dieser Mangel durch keine Kunst mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muß das naive Genie Alles thun, durch seine Freiheit vermag es wenig; und es wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar Alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte Produkt des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt ist als Willkürlichkeit; aber ein Anderes ist die Nöthigung des Augenblicks, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu gründen. Aus dem Moment der Begeisterung muß also jede Spur eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken. Man begreift wohl, daß dieses nur insofern möglich ist, als der Dichter schon eine absolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenstande mitbringt, und als er geübt ist, Alles mit seiner ganzen Menschheit zu umfassen. Diese Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennet. Dieses, wissen wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschließt; seine Stärke besteht darin, einen mangelhaften Gegenstand aus sich selbst heraus zu ergänzen, und sich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zustand in einen Zustand der Freiheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beistandes von Außen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beistand von Außen, sieht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kann nur zweierlei geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend ist, aus seiner Art, und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu seyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus seiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das erste dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalischen Dichtern in der alten römischen Welt und in den neuern Zeiten seyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmel verpflonzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zweiten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die wirkliche Natur nämlich; aber von dieser kann die wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausdruck der Leidenschaft; er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechselung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat, welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreist, weil sie leider wirkliche Natur sind: wie man sich freuet, Karrikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben konterfeit zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, und bei dem satirischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich: aber in diesem Fall muß seine eigene schöne Natur den Gegenstand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur er selbst in dem Moment wenigstens, wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert; aber auch schlechterdings nur von einem solchen können wir ein treues Gemälde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt; wenn die Geißel der Satire in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblößt von Allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unseres Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichsten Genie's aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dies der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines.*)

Kein Genie aus der naiven Klasse, von Homer bis auf Bodmer herab, hat diese Klippe ganz vermieden: aber freilich ist sie denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von Außen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von Innen verwildert sind. Jenes ist Schuld, daß selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieses verhinderte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beispiel des Aristophanes und Plautus, und fast aller der spätern Dichter lehrt, die in die Fußstapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakspeare zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Hollberg hinab? Schlegel, einer der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, Gellert ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch Rabener, Lessing selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing, der gebildete Zögling der Kritik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst — wie büßen sie nicht Alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satire erwählten. Von den neuesten Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äußert, und durch eben diese größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens dieses Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns

*) Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie Alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen schön ist, sind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern und der Liebe unbefangener, eine gewisse Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, sondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Nacktheit auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die so falligen Umstände, welche der Veredlung jener Empfindungen bei ihnen im Wege standen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe festhielt, lehrt das Beispiel neuerer Poeten, welche so viel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewußt haben, denn diese gehen über die Natur hinaus in das Idealische, und ihr Beispiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; bloß davon ist die Rede, wie der nämliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie es z. B. in der Sulamith, in den Minneliedern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopöen, wie er von Shakspeare, von Fielding und mehreren andern, selbst deutschen, Poeten, behandelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen neuen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äußern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies; ihr Werk war also mit der äußern Empfindung geendigt.

Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platitüden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freidrief der Laune, der Empfindung, duldet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der Pleiße bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der Leine und Elbe in nicht bessern Akkorden geantwortet.*) So insipid diese Scherze sind, so kläglich läßt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; so daß es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satirische Dichtkunst, und um den komischen Roman insbesondere, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzposten, gerade in den besten Händen seyn sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Beruf, der Maler seiner Zeit zu werden, der das Geschopf und die Karrikatue beeselben ist; aber da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter seiner Bekanntschaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergötzen. Ein rein gestimmtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr seyn, diese Erzeugnisse seiner gemeinen Natur mit den geistreichen Früchten des naiven Genie's zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meisten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Forderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, daß man sich bei Werken des schonen Geistes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der Leerheit erholen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuß aus.

Wenn sich das dichtende Genie über alle zufällige Schranken, welche von jedem bestimmten Zustande unzertrennlich sind, mit freier Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegsetzen, welche den Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber, sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Roum gibt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben — oder zu idealisiren — sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen — oder zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der Schlaffheit in der eigenthümlichen Handlungsweise des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich läßt die Natur in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen Aeußerungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freier Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche den Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dies könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geist vermißt, so wird man bei den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem Gegenstande fragen. Beide werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistesspiel ohne Verstand sind beide ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

*) Die guten Freunde haben es sehr übel genommen, was ein Rezensent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Burger'schen Gedichten getadelt hat; und der Ingenium, womit sie wider diesen Stachel leckten, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigene Kultur jenes seltene Geschenk auszubilden. Um solches Individuum kurfte und mußte man unter den höchsten Maßstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte tragen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen.

Alle Dichter, welche ihren Staff zu einseitig aus der Gedankenwelt schöpfen, und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung, zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr aber weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, daß ihm nicht nur keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann (denn bis dahin darf und muß das Idealschöne gehen), sondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerstreitet, und daß folglich, um ihn wirklich zu machen, die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müßte, dann ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überspannter Gedanke: vorausgesetzt nämlich, daß er sich als darstellbar und dichterisch angekündigt habe; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist es nicht mehr Ueberspannung, sondern Unsinn; denn was überhaupt nicht ist, das kann auch sein Maß nicht überschreiten. Kündigt er sich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, so ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das bloße Denken ist grenzenlos, und was keine Grenze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechthin übermenschlich sind, auch nicht anders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher stellen, daß er das Poetische aufgibt, und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen auf den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Objekte ein beschränktes menschliches machen (was z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie aufheben, worin eben das Ueberspannte besteht.

Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, oder sie selbst ist Natur, und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Vermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müßte, sondern der bloß dem unberufenen Nachahmer derselben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie löst daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch bloß logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abelard, was Petrach für seine Laura, was St. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandischen meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt außerhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl bloß an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkürliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen, charakterisirt; so ist die skrupulose, bis zur Kasdarkeit getriebene Delikatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjektiv wahr, sondern auch in objektiver Rücksicht nicht gehaltlos; es sind ächte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Grenzen menschlicher Wahrheit überschreiten. Ohne jene moralische Realität — wie wäre es möglich, daß sie mit solcher Stärke und Innigkeit konnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerei, und von der exaltirten Freiheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind, und in der äußern Erfahrung nicht erscheinen (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht, was er sieht, sondern was er denkt), so hat die selbstthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt, noch der Dichter insbesondere darf sich der Gesetzgebung der Natur anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beiden Ankern muß die Freiheit befestigt seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkür. Es ist daher unvermeidlich, daß der Mensch überhaupt, wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freiheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begibt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freiheit verläßt, so lang ohne Gesetz ist, mithin der Phantasterei zum Raube dahingegeben wird.

Daß sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Bei-

spiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum Ideolen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinousgehen muß, so geht der unächte über jede Geenze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläßt, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur selbst zu einer übersponnten Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel Andere zur Phantasterei verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freiheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmmt, ohne ihm die zu seiner hoden innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bei dem naiven gesehen heben. Weil dieses durch seine Natur Alles ausführte, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerin haben. Meisterstücke aus der noiven Gattung werden daher gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Ausdrück gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastiger Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in der Literatur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwei Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worin man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, „daß die Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erholung diene," ist schon oben gesagt worden, daß er der Leerheit und Platitude in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsotz, „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene," wird das Uebersponnte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig, beide Principien, welche man so höufig im Munde führt, oft so gonz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unsern notüelichen Zustand setzen, und was wir unter einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unserer physischen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe, mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unsern natürlichen Zustond in ein undegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeußerung und in die Fahigkeit, über alle unsere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und Vereinzelung dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erholung ist die Wiederherstellung unsers Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der sinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbstthätigkeit der menschlichen aufgegeben. Welche von diesen beiden Arten der Erholung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn, denn Niemand wird gern das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts desto weniger sind die Foederungen, welche man im wirklichen Leben an poetische Werke zu machen pflegt, vorzügsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die Achtung bestimmt, die man diesen Werken erweist, aber doch die Neigung entschieden, und der Liebling gewählt. Der Geisteszustand der mehrsten Menschen ist auf einer Seite anspannende und erschöpfende Arbeit, auf der andern erschlaffender Genuß. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniß nach Geistesruhe und nach einem Stillstond des Wirkens ungleich dringender als das moralische Bedürfniß noch Harmonie und nach einer absoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die Natur befriedigt seyn muß, ehe der Geist eine Forderung machen kann; dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Forderung aufwerfen mußten. Nichts ist daher der Empfonglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als diese beiden nur allzugewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar Wenige, selbst von den Bessern, in ästhetischen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen; es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muß mon dazu mitbringen, seine ganze Natur muß man beisammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufmerken ermottet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie wollen frei seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten sie bei diesem, aber auf eine Erholung nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken sie, daß ihnen jetzt erst eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind; denn so wenig Kraft sie auch mitdringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf Einmal entledigt, und die losgespannte Natur dorf sich im seligen Genuß des Nichts auf dem weichen Polster der Platitude pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, so wie er bei uns bestellt ist, thront die geliebte Göttin, empfängt in ihrem weiten Schooß den stumpfsinnigen Gelehrten und den erschöpften Geschäftsmann, und wiegt den Geist in

einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erwärmt und die Einbildungskraft in einer süßen Bewegung schaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den besten oft genug zu begegnen pflegt! Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und sich auch ungefordert nimmt (und nur für solche Momente pflegt man den Genuß schöner Werke aufzusparen), ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, daß unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur äußerst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichsten Blößen geben, und daß besonders die Kunstrichter von Handwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrlostes, bald überspanntes, bald rohes Gefühl leitet sie in den mehrsten Fällen falsch, und wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können wir daraus nur technische (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende), nicht aber ästhetische Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bei denen also die Empfindung entscheiden muß. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bei dem erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer nach Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabsichtigen soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der bloßen Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer in's Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen sich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bei dem absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas Höhers denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: sie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, daß er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und was der contemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darin bestehen, daß er das erste nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben ist.

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erholung nach seinem Bedürfniß, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach seinen Spekulationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie zu überschwänglich ausfallen soll — diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren, und in Allem, was rein menschlich ist, durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Ob eine solche Klasse wirklich existire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältnissen wirklich existirt, diesem Begriffe auch im Interesse entspreche, ist eine fernere Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie bloß sich selbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenigstens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier bloß als Idee aufstelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will), würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, daß jeder den andern von seinem Extreme bewahrte, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der senti-

mentolische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschheit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.

Zwar so lange man beide Charaktere bis zum dichterischen exoltirt, wie wir sie auch bisher betrachtet haben, verliert sich Vieles von den ihnen adhärirenden Schranken, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganze, in welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben dorum, weil es nur der Begriff des Poetischen ist, in welchem beide Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird ihre gegenseitige Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merklicher, als sie den poetischen Charakter ablegen; und dies ist der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr verlieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der sie einander entgegensetzt.

Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen Antogonism unter den Menschen in einem sich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte, der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist; der es dem Philosophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilligt zu sehen: kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, daß kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bei Einer Klasse ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders, als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber obgleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, daß er jeden Versuch zu seiner Beilegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugestehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am Besten zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beide Poetisches haben. Es bleibt alsdann von dem ersten nichts übrig, als, in Rücksicht auf das Theoretische, ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rücksicht auf das Praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur; eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als (im Theoretischen) ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein Realist, und wer zur andern, ein Idealist genannt werden; bei welchen Namen man sich aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet erinnern darf. *)

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen läßt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so muß zwischen beiden dasselbe Verhältniß Statt finden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig, nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen, großen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr ist nur deswegen, weil etwas Anderes ist; nichts springt aus sich selbst, Alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige Beziehung der Erscheinungen auf einander sichert einer jeden das Daseyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Stetigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrennlich. Nichts ist frei in der Natur, aber auch nichts ist willkürlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem Wissen als in seinem Thun. Auf Alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie dringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Streage genommen, auch nur Einmal; erhebe er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine komparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung ist; in Allem hingegen, was zum ersten

*) Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieser Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Wahl zwischen beiden, folglich eine Begünstigung des Einen mit Ausschließung des Andern zu veranlassen. Gerade diese Ausschließung, welche sich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis seyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einschließung Beider dem Vernunftbegriffe der Menschheit kann Genüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich Beide in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben und mit Beibehaltung ihrer spezifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, daß ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit Beiden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach, eine Veränderung machen.

Male sich darstellt, kehrt seine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt auch von seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall wird er durch äußere Ursachen und durch äußere Zwecke bestimmt werden; nur daß jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjektiv fließen und auf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind also zwar in rigoristischem Sinne weder frei genug, noch moralisch lauter genug, weil sie etwas Anderes als den bloßen Willen zu ihrer Ursache und etwas Anderes als das bloße Gesetz zu ihrem Gegenstand haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische Antriebe, weil dieses Andere das absolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbstständiges und Nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschenverstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiß er von Beiden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bei dieser Methode fährt er im Ganzen vortrefflich, und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem besondern Falle Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freiheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie Alles, und auf sich selbst bezieht sie Alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihretwillen; eine absolute Größe ist jeder Begriff, den sie aufstellt, und jeder Entschluß, den sie bestimmt; und eben so zeigt sich auch der Idealist, so weit er diesen Namen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die bloß unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem Andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestigt; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß er sich, seinem Denkvermogen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniß; denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stande, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefordert seyn. Denn Alles freilich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur ist Alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondere, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die obersten Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die nächsten Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen umfassen können, und eben deswegen wenig fassen, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der spekulative Verstand den gemeinen um seiner Beschränktheit willen verachtet, der gemeine Verstand den spekulativen seiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

In der moralischen Beurtheilung wird man bei dem Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichformigkeit im Ganzen finden. Da er nur insofern Idealist heißt, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeußerungen sich absolut beweist, so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie überhaupt nur moralisch sind, den ganzen Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freiheit; und gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil bliebe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch; denn Stetigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches sich widerspricht; sondern weil die menschliche Natur eines konsequenten Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freilich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, sie gleichformig zu nähren. Gegen das Absolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzigen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersiehet, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum ver-

abſäumt, aus dem allein dach alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man alſa dem Realiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſa muß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſa muß man ſich an einzelne Aeußerungen deſſelben halten, aber man muß dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſa gern nach dem einzelnen entſcheidet, wird daher über den Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Staff zum Lab und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Partei ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem Einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es iſt nicht zu vermeiden, daß bei einer ſa großen Abweichung in den Prineipien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, wozu eine Sache gut ſey? und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu tariren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, ab ſie gut ſey? und die Dinge nach dem tariren, was ſie würdig ſind. Van dem, was ſeinen Werth und Zweck in ſich ſelbſt hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiß und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Maral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religian vergißt er ſeinen Vartheil nicht gern, nur daß er denſelben in dem Ideale des höchſten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt wird er zu beglücken, der Idealiſt wird es zu veredeln ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen politiſchen Tendenzen den Wohlſtand bezweckt, geſetzt, daß es auch von der moraliſchen Selbſtſtandigkeit des Valkes etwas kaſten ſallte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wahlſtandes, die Freiheit zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zuſtandes iſt jenem, Unadhängigkeit van dem Zuſtande iſt dieſem das hocſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied läßt ſich durch ihr beiderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daß er gibt, der Idealiſt dadurch, daß er empfängt; durch das, was er in ſeiner Graßmuth aufopfert, verräth Jeder, was er am hocſten ſchätzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht: der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſänlichen Würde, aber er erfahrt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an Allem, wovon er Kundſchaft hat und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſa gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt; weder ſein Wiſſen, nach ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich farbert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt Alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweiſt, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen Andere. Er iſt zwar graßmuthig, weil er ſich, Andern gegenüber, ſeines Individuums weniger erinnert, aber er iſt äſters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in Andern überſieht. Der Realiſt hingegen iſt weniger graßmüthig, aber er iſt billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurlheilt. Das Gemeine, ja ſelbſt das Nirdrige im Denken und Handeln, kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Exeentriſche nicht; der Idealiſt hingegen iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuren verſöhnen, wenn es nur von einem graßen Vermögen zeugt. Jener beweiſt ſich als Menſchenfreund, ahne eben einen ſehr hahen Begriff von dem Menſchen oder der Menſchheit zu haben; dieſer denkt van der Menſchheit ſa graß, daß er darüber in Gefahr kamml, die Menſchen zu verachten.

Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Gräße und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchäne Chimäre und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerei, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermägen, immer nur in einem beſtimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich alleln würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte kultivirt und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches dach ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſaen und pflanzen; und er vergißt darüder, daß das Ganze nur der vallendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt, wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden mächte und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles ſeine Stelle verdient, und was nicht Früchle trägt, verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger benutzte, aber in einem gräßern Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Menſch noch zu etwas Anderm da ſeyn känne, als wohl und zufrieden zu leben; und daß er nur deswegen Wurzeln ſchlagen ſall, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wahl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach dach ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inkonſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſalchen Inkanſequenz machen auch hier beide Theile ſich ſchuldig, und ſie beweiſt, wenn es bis jetzt nach zweifelhaft geblieben ſeyn konnte, zugleich die Einſeitigkeit beider Syſteme und den reichlichen Gehalt der menſchlichen Natur. Van dem Idealiſten brauch' ich es

nicht erst in's besondere darzuthun, daß er nothwendig aus seinem System treten muß, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Forderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: warum thust du, was recht ist, und leidest was nothwendig ist? so wird er im Geist seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so seyn muß. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet; denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was seyn muß. Man kann ihn also wieder fragen: Warum willst du denn, was seyn muß? Warum unterwirft sich dein freier Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil alle andere Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein hast einen Willen, ja du fühlst, daß deine Unterwerfung eine freiwillige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie sie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich idealistisch, so oft du entweder moralisch handeln oder nur nicht blind leiden willst. Es ist also offenbar, daß der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugibt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, beweist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständigkeit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem aufmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu beweisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muß. Maßen wir uns nun an, mit unsrer bloßen Vernunft über das äußere Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unsers eignen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unsere Persönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweiten um die Würde (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realisten einen moralischen Werth und dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber bloß insofern Beide nicht ganz konsequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das System. Obgleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so ist zwischen Beiden doch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich sey — und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stetigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beiderseitigen Karrikaturen. Der wahre Realism ist wohlthätig in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realist nämlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen Beide dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache ist er noch immer Etwas,

er kann noch immer zu Etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiß, so walten diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es gibt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit, bestehen, und daher auch nur zu Etwas gut sind; aber daß sie auch nur leben und bestehen, beweist, daß dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Wenn dagegen schon der wahre Idealism in seinen Wirkungen unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verläßt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heißt; der Phantast verläßt die Natur aus bloßer Willkür, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freiheit. Der Phantast verläugnet also nicht bloß den menschlichen — er verläugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die in's Unendliche perfektibel ist, so fuhrt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

Der Verfasser des Aufsatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten, im elften Stücke der Horen des Jahres 1795, *) hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird, und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmacke das Verdienst zuschreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall, wie mit der äußern physischen; frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einflusse, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hatte einschränken können. Eben so kann ich die Moglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiednen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist, sich nach Andern zu richten: eben so gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heißen, weil glücklicher Weise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabei bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicher Weise die Versuchungen fehlen, die sie hatten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei bloß dem Ausspruche seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprunge aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. Insofern gibt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstande feindseliger Kräfte behaupten; aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich in's Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. Insofern gibt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir, bei noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört des-

*) Anmerkung des Herausgebers. Der hier erwähnte Aufsatz ist ein Theil einer Abhandlung, welche der Verfasser unter dem Titel: Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen, der Sammlung seiner kleinern prosaischen Schriften einrückte.

wegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes als unsere Willenskraft diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlichgut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern daß Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälliger Weise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andrerseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wohrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und, sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unsrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unsrer sittlichen Bestimmung im Streite und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut Alles, was eckig, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu Allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören und den rohen Ausdrücken der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anders ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeußerung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß insofern von dem Joche des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führt; und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bei dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beistimmung von Seiten der Nei-

gung. Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Mation im Gewüthe, daß etwas geschehe aber nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetze; oder die Vernunft macht die Mation, nnd der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Kanstantinapel zn eskortiren. Unterwegs, als Beide allein znsammen ritten, bekommt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und sich da von der Sonnenhitze zn erhalen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüteers in Freiheit zu setzen. Anna Kamnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicher Weise sich nach ermnntert hätte. Hier war nun ein maralischer Rechtshandel der ersten Gattung, wo der sinnliche Tried die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäee kein Zweisel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leapald van Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strame überlassen sallte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ahne ihn hülflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht, in den Nachen sprang, den kein Anderer besteigen wallte, sa ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstried, die Vorschrist der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen sa gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, sa wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstried auf etwas Schändliches bringt, schan der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kammen, sandern schan in einer frühern Instanz sallen. Nun regierl aber der ästhetische Sinn den Willen blaß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich alsa das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zn haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird alsa schan im Farum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, sa legal es ist, ist moralisch indifferent; eine blaße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichsalls einen sa reizbaren Schönheitssinn, den Alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, sa wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neignng thun, was er ahne diese zarte Empfindlichkeit für das Schäne gegen die Neigung hatte thun müssen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Barschrift der Vernunst; und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkammen, physisch hingegen ist er bei weitem vollkammener; denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack gibt also dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmnng, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtried die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhle abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und alsa Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft maralische befinden. Denn die Boetrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigaristisch-maralischer Handlnngen, sondern auf der großern Kangruenz der ganzen Naturanlage mit dem moralischen Gesetze, und es gereicht seinem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben sa aft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein salches sich übeehaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fallen positiv nutzen, wa die Vernunft die erste Anregung macht und in Gefahr ist, von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zn werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht also auch ein geringes Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahrrn Moralität in keinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nutzt, so muß der Umstand ein graßes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen kannte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ahne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun

kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſre Handlungen an, als inſofern ſie ein Ausdruck unſrer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unſere Geſinnungen an, als inſofern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befordert wird. Nun ſind aber beide Weltordnungen, die phyſiſche, worin Kräfte, und die moraliſche, worin Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Inhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchließen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſrer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur, ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße; wenn wir bei aller Ueberzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müſſen, wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſrer beſſern Grundſätze bauen dürfen; wenn wir uns bei dieſem Bewußtſeyn unſrer Unzuverläſſigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unſrer moraliſchen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieſes in's Gedächtniß rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ungefähr unſrer Tugend ankommen zu laſſen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigſtens der phyſiſchen Weltordnung durch den Inhalt unſrer Handlungen Genüge zu leiſten, wenn wir es auch der moraliſchen durch die Form derſelben nicht recht machen ſollten, wenigſtens als vollkommene Inſtrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Perſonen, der Vernunft ſchuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu beſtehen. Wenn wir deswegen, weil ſie ohne moraliſchen Werth iſt, für die Legalität unſers Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo konnte ſich die Weltordnung darüber auflöſen, und, ehe wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle Bande der Geſellſchaft zerriſſen ſeyn. Je zufälliger aber unſre Moralität iſt, deſto nothwendiger iſt es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtſinnige oder ſtolze Verſäumniß dieſer letztern kann uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo, wie der Wahnſinnige, der ſeinen nahenden Paroxismus ahnt, alle Meſſer entfernt, und ſich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen ſeines zerſtörten Gehirns nicht im geſunden Zuſtande verantwortlich zu ſeyn; eben ſo ſind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch äſthetiſche Geſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den Perioden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und Geſchmack in Eine Klaſſe geſetzt, weil beide das Verdienſt gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu ſichern, wo die Moralität nicht zu hoffen iſt. Obgleich derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Ausſichten auf eine Unſterblichkeit nöthig hätte, um ſich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, ſo nöthigen doch die bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker, von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaſſen, ob er demſelben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſere zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern, der Religion und des Geſchmacks, zu befeſtigen.

Ueber das Erhabene. *)

„Kein Menſch muß müſſen," ſagt der Jude Nathan zum Derwiſch, und dieſes Wort iſt in einem weitern Umfange wahr, als man demſelben vielleicht einräumen möchte. Der Wille iſt der Geſchlechtscharakter des Menſchen, und die Vernunft ſelbſt iſt nur die ewige Regel deſſelben. Vernünftig handelt die ganze Natur; ſein Prärogativ iſt bloß, daß er mit Bewußtſeyn und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müſſen; der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Eben deswegen iſt des Menſchen nichts ſo unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer ſie uns anthut, macht uns nichts Geringeres als die Menſchheit ſtreitig; wer ſie ſeiger Weiſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit hinweg. Aber dieſer Anſpruch auf abſolute Befreiung von Allem, was Gewalt iſt, ſcheint ein Weſen vorauszuſetzen, welches Macht genug beſitzt, jede andere Macht von ſich abzutreiben. Findet er ſich in einem Weſen, welches im Reich der Kräfte nicht den oberſten Rang behauptet, ſo entſteht daraus ein unglücklicher Widerſpruch zwiſchen dem Trieb und dem Vermögen.

In dieſem Falle befindet ſich der Menſch. Umgeben von zahlloſen Kräften, die alle ihm überlegen ſind und den Meiſter über ihn ſpielen, macht er durch ſeine Natur Anſpruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch ſeinen Verſtand zwar ſteigert er künſtlicher Weiſe ſeine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt es ihm wirklich, phyſiſch über alles Phyſiſche Herr zu werden. Gegen Alles, ſagt das Sprichwort, gibt

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im III. Theile der Sammlung kleiner profaiſcher Schriften (Leipzig bei Crufius 1801), ſ. die Anmerkung zur bereits oben gegebenen Abhandlung Ueber das Pathetiſche.

es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber dieß einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den mehrsten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder realistisch, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder idealistisch, wenn er aus der Natur heraustritt und so in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem Ersten verhilft, heißt physische Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen, und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnißmäßige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts Anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt; denn ehe es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freithätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit, und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine hohere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicher Weise aber ist nicht bloß in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine ästhetische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieser ihrem Begriff und Wesen nach zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er sie in seinem System nicht zugibt,*) werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rücksicht auf Besitz aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und so lange also ein Bedürfniß auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniß nach dem Daseyn von Gegenständen übrig, und unsere Zufriedenheit ist folglich nach von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nämlich etwas Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das Letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das Erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden sey, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigeristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorher zu sagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen, und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigen Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Be-

*) Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heißen kann, als was der vollkommenen Realität wirklich nahekommt, und nur durch eine Inconsequenz langnet

gleitern durch's Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefahrlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stände.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Princip in uns haben, welches von allen sinnlicher Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft, und ertiegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als wos ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt; aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnere uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier auf's Schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eigenen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eigenen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nichts mehr thun, als auch der bloß kluge

Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen; Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eigenes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewannen hat; wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf Einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kalypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gattheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt: aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen, und ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsere Wärterin im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entwickelung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicher Weise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsatzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Mensch bloße Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedurfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe damanische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Flut von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eignen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Große in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen, und der größere Ocean über ihm ent-

reißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar; wer weiß, ob es nicht dem seltnern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie in's Große geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Sieiliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuv, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der physischen Schopfung so anziehend macht, eben das eraffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der maralischen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verstandes beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kuhne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bei weitem in den mehrsten Fallen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er will haben, daß in dem großen Weltlause Alles wie in einer guten Wirthschaft geardnet sey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsfoem halten muß, übersteigend und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftdegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugeht, daß Menschen von erhabener Gemüthsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freiheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniß für entschädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen blaß zu einem geistreichen Produkt und glücklichen Burger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Burger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts Anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jezt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Cato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philasophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundsatzen der Beurtheitung richtet oder zu richten scheint, so unbandig reißt sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt,

sie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umſtand, daß die Natur, im Großen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet, daß ſie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schopfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtloſigkeit in den Staud tritt, daß ſie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit ſich fortreißt, daß ſie hier eine Ameiſenwelt erhalt, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf, den Menſchen, in ihre Rieſenarme faße und zerſchmettert, daß ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieſer Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmeglichkeit ſichtbar, durch Naturgeſetze die Notur ſelbſt zu erklären und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten in's Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die ſinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerſtörende Natur, ſo lange wir nämlich bloß freie Betrachter derſelben bleiben. Der ſinnliche Menſch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts ſo ſehr, als mit dieſer Macht zu zerfallen, die über Wohlſeyn und Exiſtenz zu gebieten hat.

Das höchſte Ideal, wornach wir ringen, iſt, mit der phyſiſchen Welt, als der Bewahrerin unſerer Glückſeligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genothigt zu ſeyn, mit der moraliſchen zu brechen, die unſre Würde beſtimmt. Nun geht es aber bekanntermoßen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein faſt unmoglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfniſſe nie in Streit gerathen ſollte, ſo geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menſchen ein, und weder ſeine Kraft, noch ſeine Geſchicklichkeit konn ihn gegen die Tucke der Verhangniſſe ſicher ſtellen. Wohl ihm alſo, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schickſal alle Außenwerke erſteigt, auf die er ſeine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als ſich in die heilige Freiheit der Geiſter zu flüchten; wo es kein anderes Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein andres Mittel, der Mocht der Natur zu widerſtehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles ſinnlichen Intereſſe, ehe noch eine phyſiſche Macht es thut, ſich moraliſch zu entleiden.

Dazu nun ſtärken ihn erhabene Rührungen und ein oftrer Umgang mit der zerſtörenden Natur, ſowohl da, wo ſie ihm ihre verderbliche Macht bloß von ferne zeigt, als wo ſie ſie wirklich gegen ſeine Mitmenſchen äußert. Das Pathetiſche iſt ein kunſtliches Unglück, und, wie das wohre Unglück, ſetzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geiſtergeſetz, das in unſerm Buſen gebietet. Aber das wohre Unglück wahlt ſeinen Mann und ſeine Zeit nicht immer gut; es überraſcht uns oft wehrlos, und, was noch ſchlimmer iſt, es macht uns oft wehrlos. Das künſtliche Unglück des Pathetiſchen hingegen findet uns in voller Rüſtung, und weil es bloß eingebildet iſt, ſo gewinnt das ſelbſtſtändige Prineipium in unſerm Gemüthe Raum, ſeine abſolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geiſt dieſen Akt von Selbſtthätigkeit erneuert, deſto mehr wird ihm derſelbe zur Fertigkeit, einen deſto größern Vorſprung gewinnt er vor dem ſinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn ous dem eingebildeten und künſtlichen Unglück ein ernſthaftes wird, im Stande iſt, es als ein künſtliches zu behandeln, und, der höchſte Schwung der Menſchennatur, das wirkliche Leiden in eine erhobene Rührung aufzulöſen. Das Pathetiſche, kann man daher ſagen, iſt eine Inokulation des unoermeidlichen Schickſals, wodurch es ſeiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff deſſelben auf die ſtarke Seite des Menſchen hingeleitet wird.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem ſchlaffen verzärtelten Geſchmack, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um ſich bei den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmanie zwiſchen dem Wohlſeyn und Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit denſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schouſpiel der Alles zerſtorenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung, des bald longſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemälde der in den Kampf mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufholtſamen Flucht des Glucks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maß aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt. Denn wo ware derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrloſten moraliſchen Anlage, vor dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergong der Stadte Syrokus und Karthago, bei ſolchen Scenen aerweilen kann, ohne dem ernſten Geſetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, ſeinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten, und, ergriffen von dieſer ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Behorrlichen in ſeinem Buſen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, iſt alſo eine der herrlichſten Anlagen in der Menſchennotur, die ſowohl wegen ihres Urſprungs aus dem ſelbſtſtandigen Denk- und Willensvermogen unſre Achtuug, als wegen ihres Einfluſſis auf den moraliſchen Menſchen, die vollkommenſte Entwickelung verdient. Das Schöne macht ſich bloß verdient um den Menſchen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unſre Beſtimmung iſt, auch bei allen ſinnlichen Schronken uns noch dem Geſetzbuch reiner Geiſter zu richten, ſo muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die äſthetiſche Erziehung zu einem vollſtändigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfahigkeit des meoſchlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unſrer Beſtimmung, und alſo auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schone würde zwiſchen unſrer Natur-

Beſtimmung und unſrer Vernunftbeſtimmung ein immerwährender Streit ſeyn. Ueber dem Beſtreben, unſerm Geiſterberuf Genüge zu leiſten, würden wir unſere Menſchheit verſäumen und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieſer uns einmal angewieſenen Sphäre des Handelns beſtändig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unſrer Würde vergeſſen machen. In der Erſchlaffung eines ununterbrochenen Genuſſes würden wir die Rüſtigkeit des Charakters einbüßen und, an dieſe zufällige Form des Daſeyns unauflösbar gefeſſelt, unſere unveränderliche Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſere Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu ſeyn, und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verſcherzen.

Nun ſtellt zwar ſchon die Natur für ſich allein Objekte in Menge auf, an denen ſich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Menſch iſt, wie in andern Fällen, ſo auch hier, von der zweiten Hand beſſer bedient als von der erſten, und will lieber einen zubereiteten und auserleſenen Stoff von der Kunſt empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühſam und dürftig ſchöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne ſogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu ſtreben, und in jeder ſchönen oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derſelben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn ſie es nicht gar abſichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloß im Vorbeigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren ſchönen organiſchen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn ſie, in ihren großen und pathetiſchen Scenen, Gewalt ausübt, und als eine Macht auf den Menſchen wirkt, da ſie doch bloß als Objekt der freien Betrachtung äſthetiſch werden kann, ſo iſt ihre Nachahmerin, die bildende Kunſt, völlig frei, weil ſie von ihrem Gegenſtand alle zufällige Schranken abſondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil ſie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, ſo hat die Kunſt alle Vortheile der Natur, ohne ihre Feſſeln mit ihr zu theilen.

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt. *)

Gemein iſt Alles, was nicht zu dem Geiſte ſpricht und kein anderes als ein ſinnliches Intereſſe erregt. Es gibt zwar tauſend Dinge, die ſchon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, ſo iſt in der Kunſt nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geiſt hingegen werden ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geiſtiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geſchichtſchreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendſten Verrichtungen eines Helden eben ſo ſorgfältig als ſeine erhabenſten Thaten berichten, und ſich eben ſo lang bei ſeinem Stammbaum, ſeiner Kleidertracht, ſeinem Hausweſen, als bei ſeinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er ſo erzählen, daß kein Menſch es ihnen anſieht, was ſie ſind. Umgekehrt wird ein Geſchichtſchreiber von Geiſt und eigenem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigſten Handlungen ſeines Helden ein Intereſſe und einen Gehalt legen, der ſie wichtig macht. Einen gemeinen Geſchmack haben in der bildenden Kunſt die niederländiſchen Maler, einen edlen und großen Geſchmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewieſen. Dieſe gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmaler kann ſeinen Gegenſtand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben ſo ſorgfältig darſtellt als das Nothwendige, wenn er das Große vernachläſſigt, und das Kleine ſorgfältig ausführt. Groß, wenn er das Intereſſanteſte herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen ſcheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber iſt nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Geberden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt ſeinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles ſehr geiſtreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas ſehr Gemeines iſt.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen ſteht das Niedrige, welches von jenem darin unterſchieden iſt, daß es nicht bloß etwas Negatives, nicht bloß Mangel des Geiſtreichen und Edeln, ſondern etwas Poſitives, nämlich Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von einem fehlenden Vorzug, der ſich wünſchen läßt, das Niedrige von

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im IV. Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften des Verfaſſers. (Leipzig bei Cruſius 1802).

Mangel einer Eigenschaft, die von Jedem gefordert werden kann. So ist z. B. die Rache an sich, wo sie sich auch finden und wie sie sich auch äußern mog, etwas Gemeines, weil sie einen Mangel von Edelmuth beweiset. Aber man unterscheidet noch besonders eine niedrige Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes, gemein aber kann auch ein Mensch von Geburt nnd bessern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt gemein, der nur auf seinen Nutzen bedacht ist, und insofern steht er dem edeln Menschen entgegen, er sich selbst vergessen kann, um einem andern einen Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge, und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabei respektiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt, sondern auch indem man sie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anstand verdergen heißt, bemerklich macht, aber wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Redenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen.

Man findet Gemälde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegeiffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann; da nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verdorbten Geschmock zu verrathen, an dem rahen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen van Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Postillon, Matrose und Karrenschieder macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Van dieser Art sind viele Seenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Grenzen überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deswegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sodald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da andringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen konnen, bei Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln konnen; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignatian. Ganz anders ist es in der Farce, wa zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kantrakt ist, doß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispensiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er er erhalt gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich dos Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Waheheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber in's Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muß durch eine starke Beschäftigung des Affekts ausgelöscht nnd also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. Stehlen z. B. ist etwas absalut Niedriges, und was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebs vordringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, und ästhetisch bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von allem Zufalligen abstrahirt. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein hochst verwerfliches Objekt seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Morder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher; aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwos erhöht und in unsre ästhetische Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen dovon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle Redenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfließen. Sind nun diese Redenvarstellungen von einer niedrigen Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich.

Zweitens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die Kraft, bei einem moralischen auf die Gesetzmäßigkeit. Kraftmangel ist etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns

darauf schließen läßt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende That ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann uns eine teuflische That, sobald sie nur Kraft verräth, ästhetisch gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine kriechende feige Gesinnung an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Grad unsers Interesse, das wir ästhetisch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäußert worden ist.

Drittens werden wir bei einem schweren und schrecklichen Verbrechen von der Qualität desselben abgezogen, und auf seine furchtbaren Folgen aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erloschen. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg, in Verbrechen aus Ehrsucht, auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, daß wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt wird. Kurz: das Niedeige wird durch das Schreckliche versteckt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel Widriges hat, als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienter Weise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist hier also bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unserer ästhetischen Darstellung, unwiderbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln konne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Konvenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hatte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Laffel in der Tasche haben könnte. Das größte Unglück dabei ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn ware dieses, so wüede er als Offizier eine blutige Genugthuung fordern: die Folgen würden dann in's Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niebrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr damit bestehen. Sklaverei ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine salche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, in's Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Geöße schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor, und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Maler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte bloß vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter als der des Gedichts, sondern der Maler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern versohnen. Wenn uns Homer seinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, so kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmalen, und wie lang wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft seyn könnte. Wenn aber der Maler oder gar noch der Schauspieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt; wir müssen sehen was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

An den Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch ihee zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es dringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder biese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eigenes Interesse des Verstandes, wavon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstleeischer Werke nur gedankenlos

hingibt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beiden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bei diesen zwei Preisaufgaben dafür gesorgt, daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektars Abschied qualifizierte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl entscheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz, und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bei dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsterniß der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Moment stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändliches für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsere Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dies geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch dieses gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geste die Nothwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken, und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 3, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stillleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (No. 3 und 4) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination

anzuregen, und die geschickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erscheint (No. 2) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt, nur ein Mantel flottert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1), mit dem sich die Gallerie der Rhesusbilder würdig obschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine malerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben forttreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde, sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse lebloß liegender Körper im Vordergrund und die stilliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen: dies findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist unzufrieden noch der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab, und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der sie erscheint, wälzt sich malerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum, und faßt auf diese Art die ganze Mordscene mit einem geheimnißvollen Vorhang ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schiffloger zu erweitern. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei diesem Bilde den heitern Einfluß einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräsentirt nur, und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als bloßes Faktum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen, und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieses scheint die meisten von diesem Sujet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit, ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor, und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst heraufinden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hektor sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen.

Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrirenden Künstler haben sich begnügt, blaß den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin aber der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektar selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man blaß den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Staffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernen sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen konn, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (Nro. 24), einem Oelgemälde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hektar breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen, noch dem Kinde ausgestreckten Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflussig und eher ein Hinderniß zu seyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden; denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattin und Kind zurucklaßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnen. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen. Andramache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestarkt und erhoben werden.

Einer der konkurrirenden Künstler (No. 43), dem die Natur einen heitern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektars rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegen streckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles akkardirt zu einer schönen lieblichen Gruppe, und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllte deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist demselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heraischen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfallt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektars und der Ausdruck hülflosen Schmerzens in seiner Geberde. Dem andern (No. 49) scheint eine gewisse kranke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil kolarirt ist und auf einen Farbeneffekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Gatter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch emporgehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (No. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt; beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (Nr. 20 und 21), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas Anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe,

in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu durftig gegen die kolossalische Figur des Helden, und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt getuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unschicklich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das Gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künstler sich nicht zu denken, und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 25) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so mußte er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist; obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frei und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendeten Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; andere empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der malerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publikum sie nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schone Gestalt im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzes entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weitem Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Warterin, das heitere Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tief geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Indrunst, was ihn dezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden; die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

Ueber Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen, als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu eini-

gem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unserer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken, es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskraste, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so dioergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Gotter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied Statt findet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt nnd Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese feine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer feiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unsrer, nicht ungepriesenen lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, uon dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt, und Popularität (s. Vorrede z. 1. Theil S. 15. u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit dem schwankenden Worte „Volk" chikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die Homer'sche nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also gleich in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem

Kulturunterſchied iſt es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander ſo äußerſt unähnlich macht. Es würde daher umſonſt ſeyn, willkülich in einen Begriff zuſammen zu werfen, was längſt ſchon keine Einheit mehr iſt. Ein Volksdichter für unſere Zeiten hätte alſo bloß zwiſchen dem Allerleichteſten und dem Allerſchwerſten die Wahl; entweder ſich ausſchließend der Faſſungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klaſſe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die Größe ſeiner Kunſt aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der erſten Gattung glücklich geweſen ſind, und ſich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunſt und ſein Talent ſo tief herabgeſetzt haben, um nach einem ſo gemeinen Ziele zu ſtreben. Popularität iſt ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, aber mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflöſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſeyn — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volks anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen bloß menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenſchaftsbedürfniß, das der Alltagsſport ſo geiſtlos und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaften nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wegführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen, und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimniſſe des Denkers in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloſer Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze herauszuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber, indem er dies behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was Mancher, der ihn lieſt, bei dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerläßliche Bedingung iſt, einen von der verſchiedenen Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht,“ ſcheint er ſagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Geſchmacks aushält, und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieſer Satz iſt durchaus Eins mit dieſem: Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was Allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Forderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte; ſo iſt vielmehr zu Beſtimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung ſo verſchiedner Eigenſchaften beſteht) weſentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert warden? Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müſſen wir geſtehen, daß uns die Bürger'ſchen Gedichte noch ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, daß wir in dem größten Theil derſelben den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſen, der, eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder ſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet. Hr. B. vermiſcht ſich nicht ſelten mit dem Volk, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, iſt leider nicht immer dasjenige, welches er unter dieſem Namen gedacht wiſſen will. Nimmermehr ſind es dieſelben Leſer, für welche er ſeine Nachtfeier der Venus, ſeine Leanare, ſein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingiſche Jubelfeſer, Männerkeuſchheit, Vorgefühl der Geſundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menſchengeſichter, und ähnliche niederſchrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig ſchätzen, ſo beſteht ſein Verdienſt nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem

ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dieß eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Ree. muß gestehen, daß er unter allen Bürger'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten ausßteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein in's Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einen einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Hoemonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bei Hrn. Burger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liede etwas Anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, mochten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Gliedten ein demselben korrespondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe 1. Th. S. 121. Das Mädel, dos ich meine, dos hohe Lied. und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitoten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86 die beiden Liebenden:

Im Denken ist sie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu seyn scheint, wie ungefähr Hr. B. idealisirt. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Fordenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet; Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmocks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhn, Sasa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchdringen konnte. Wenn ein Dichter, wie He. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinselns, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Ree. das sonst so lieblich gesungene Gedicht „Blümchen Wunderhold," nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Empfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unächter Reim: blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns

empfunden. Was Leſſing irgendwo dem Tragödiendichter zum Geſetz macht, keine Seltenheiten, keine ſtreng individuellen Charaktere und Situationen darzuſtellen, gilt noch weit mehr von dem lyriſchen. Dieſer darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, um ſo weniger verlaſſen, je weniger Raum ihm gegeben iſt, ſich über das Eigenthümliche der Umſtände, wodurch ſie veranlaßt ſind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'ſchen Gedichte ſind großentheils Produkte einer ſolchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder ſo ſtreng individuell, noch ſo ſehr Ausnahme iſt, als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leſer weder vollſtändig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich iſt, den Genuß nicht ſtörte. Indeſſen würde dieſer Umſtand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen weſentlich ſchadet. Sie ſind nämlich nicht blaß Gemälde dieſer eigenthümlichen (und ſehr unpoetiſchen) Seelenlage, ſondern ſie ſind offenbar Geburten deſſelben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters ſind nicht bloß der Gegenſtand, den er beſingt; ſie ſind leider oft auch der Apoll, der ihn begeiſtert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit ſind ſehr eigenſinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt einflößten; ſie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein anderes Feuer, als das Feuer einer reinen uneigennützigen Begeiſterung. Ein erzürnter Schauſpieler wird uns ſchwerlich ein edler Repräſentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme ſich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu beſingen. So wie der Dichter ſelbſt bloß leidender Theil iſt, muß ſeine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealiſchen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabſinken. Aus der ſanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, je mehr er an ſich erfahren hat, was er beſingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affekts, den er uns ſchön verſinnlichen ſoll. Selbſt in Gedichten, von denen man zu ſagen pflegt, daß die Liebe, die Freundſchaft u. ſ. w. ſelbſt dem Dichter den Pinſel dabei geführt habe, hätte er damit anfangen müſſen, ſich ſelbſt fremd zu werden, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung von ſeiner Individualität los zu wickeln, ſeine Leidenſchaft aus einer mildernden Ferne anzuſchauen. Das Idealſchöne wird ſchlechterdings nur durch eine Freiheit des Geiſtes, durch eine Selbſtſtändigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenſchaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. Bs. charakteriſirt eine gewiſſe Bitterkeit, eine faſt kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendſte Stück in dieſer Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen,“ verliert dadurch beſonders viel von ſeinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſich bereits ausführlicher über dieſes ſchöne Produkt der Bürger'ſchen Muſe herausgelaſſen, und mit Vergnügen ſtimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das ſie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer ſeiner Empfindung, ſeinem Reichthum an Bildern, der Kraft ſeiner Sprache, der Harmonie ſeines Verſes ſo viele Verſündigungen gegen den guten Geſchmack zu vergeben; wie es möglich war, zu überſehen, daß ſich die Begeiſterung des Dichters nicht ſelten in die Grenzen des Wahnſinns verliert, daß ſein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemüthsſtimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmoniſche Stimmung iſt, in welche wir uns von dem Dichter verſetzt ſehen wollen. Wir begreifen, wie H. B., hingeriſſen von dem Affekt, der dieſes Lied ihm diktirte, beſtochen von der nahen Beziehung dieſes Liedes auf ſeine eigene Lage, die er in demſelben, wie in einem Heiligthum niederlegte, am Schluſſe dieſes Liedes ſich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an ſich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, ſeiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein ſehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, ein Gedicht nämlich, deſſen Entſtehung und Beſtimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealiſche Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geſchmack befriedigt.

Eben dieſer große und nahe Antheil, den das eigene Selbſt des Dichters an dieſem und noch einigen andern Liedern dieſer Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in dieſen Liedern ſo übertrieben oft an ihn ſelbſt, den Verfaſſer, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit ſolchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei ſolchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſey; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz ſo viel Selbſtlob an ſich verſchwenden kann. Aber angenommen, daß an ſolchen ſcherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil ſein Ernſt ſey, ſo macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kammt, einen ganzen und bittern Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſſene Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns Alles zu ſeyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth ſind, in einer Zeitung geſagt werden konnte. Das längſt entſchiedene einſtimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von ſeinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutſcher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei ſeinen Sonnetten, Muſtern ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Deklamateurs in Geſang verwandeln, wünſchen wir mit ihm, daß ſie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und ſeinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leier des pythiſchen Gottes ſpielen kann. Gern hätten wir alle bloß witzige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieſer Sammlung entbehrt, ſo wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte ſcherzende Gattung möchten verlaſſen ſehen, die ſeiner ſtarken nervigen Manier nicht zuſagt. Man vergleiche z. B., um ſich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S. 142 mit einem Anakreontiſchen oder Horaziſchen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich auf's Gewiſſen fragte, welchen von Hrn. Bs. Gedichten, den ernſthaften oder den ſatiriſchen, den ganz lyriſchen oder lyriſch-erzählenden, der Vorrang gebühre, ſo würde unſer Ausſpruch für die ernſt-

haften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen laßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hen. Bs. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauren, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskroft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwaet loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.

Wenn indessen iegend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Klassieität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muße widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete seyn soll.

(*) So urtheilte der Verfasser vor elf Jahren über Bügers Dichterverdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit dündigern Beweisen unterstützen, den sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

(*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Schluß wurde hinzugefügt, als der Verfasser im Jahre 1802 obige Recension der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einrückte.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

(Tübingen, bei Cotta.)

Seit den Hirschfeld'schen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaderei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Prineipien fehlte und Alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhader befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen so unsicheen Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und beugte die lebendige Begetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere orgarnische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steineenen Mauern verlangt. Von diesem seltsomen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirke, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse archi-

tektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Garten, zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so konnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprung einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Faktum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit in's Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — in's Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will: eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicher Weise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand, zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses „setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von

dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kurzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße u. s. f., und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut als musikalische oder poetische Kompositionen fähig seyn müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben Verfasser in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur von Horensagen kennt, muß es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Rezensenten überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkur zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrsten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, romische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefangnißmauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine landliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer romischen Stadt niederließ, hebt auf Einmal diesen Widerspruch, und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Landliche Simplicität und versunkene stadtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schon in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und noch lange nachhallt, wenn schon Alles verschwunden ist.

Der Verfasser nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Garten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat, und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißgebrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den Erstern zum Denken reizt, den Letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That, anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlagen einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verfassers über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden, wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigene Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affektirt, und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Ge-

miſche durcheinander wirft, für barbariſch zu erklären.

Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe.

Entweder es ſind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es ſind Leidenſchaften, oder es ſind Charaktere, die dem tragiſchen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle dieſe drei, als Urſache und Wirkung, in einem Stücke ſich beiſammen finden, ſo iſt doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweiſe der letzte Zweck der Schilderung geweſen. Iſt die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, ſo braucht er ſich nur inſofern in die Leidenſchaft- und Charakterſchilderung einzulaſſen, als er jene durch dieſe herbeiführt. Iſt hingegen die Leidenſchaft ſein Hauptzweck, ſo iſt ihm oft die unſcheinbarſte Handlung ſchon genug, wenn ſie jene nur in's Spiel ſetzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meiſterſcene im Mohren von Venedig. Iſt endlich der Charakter ſein vorzüglicheres Augenmerk, ſo iſt er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darſtellung des ganzen Menſchen verbietet ihm ſogar, einer Leidenſchaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben ſich beinahe einzig auf Situationen und Leidenſchaften eingeſchränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteriſtik. Erſt in neuern Zeiten, und in dieſen erſt ſeit Shakſpeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erſte, der in ſeinem Marbeth, Richard III. u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, vertragt; genug, ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, uud es iſt leicht einzuſehen, inwiefern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwicklung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zuſammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den ſich Alle beziehen. Die Einheit dieſes Stücks liegt alſo weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenſchaft, ſondern ſie liegt in dem Menſchen. Egmonts wahre Geſchichte konnte dem Verfaſſer auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Beurtheilung hat nichts Außerordentliches, und ſie ſelbſt iſt auch nicht die Folge irgend einer einzelnen intereſſanten Handlung, ſondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er ſie fand, die er mit der Kataſtrophe auch nicht ſo genau zuſammenknüpfen konnte, daß ſie eine dramatiſche Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er alſo dieſen Gegenſtand in einem Trauerſpiel behandeln, ſo hatte er die Wahl, entweder eine ganze neue Handlung zu dieſer Kataſtrophe zu erfinden, dieſem Charakter, den er in der Geſchichte wo fand, irgend eine herrſchende Leidenſchaft unterzulegeu, oder ganz und gar auf dieſe zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter ſelbſt, von dem er hingeriſſen war, zu ſeinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieſes Letztere, das Schwerere unſtreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die hiſtoriſche Wahrheit, als weil er die Armuth ſeines Stoffs durch den Reichthum ſeines Genies erſetzen zu können fühlte.

In dieſem Trauerſpiel — oder Rec. müßte ſich ganz in dem Geſichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur fur ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze wandelt. Dieſe übergroße Zuverſicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In der Geſchichte iſt Egmont kein großer Charakter, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig nnd ſanft, ein Charakter der ſchönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen nnd Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er ſtrebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihm keine ſchlafloſen Nächte. Tolldreiſt wagt er bei St. Quentin und Gravelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen ſüßen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb' ich nur,“ ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um auf's Leben zu denken? Soll ich den „gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit „ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wie„der mit Sorgen und Grillen verzehren? — „Wir haben die und jene Thorheit in einem lu„ſtigen Augenblick empfangen und geboren, ſind „Schuld, daß eine ganz edle Schaar mit Bettel„ſacken und mit einem ſelbſt gewählten Unnamen „dem König ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth

„in's Gedächtniß rief, sind Schuld — was ist's „nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hoch„verrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen „zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um „unseres Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn „ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist „denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um „das zu überlegen, was gestern war?“ — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn liebgewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute,“ sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur Etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.“) Ein großer Mann soll er nicht seyn, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stücks; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann,“ sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich her„über: — Weg — das ist ein fremder Tropfen „in meinem Blute. Gute Natur wirf ihn wieder „heraus! Und von meiner Stirn die sinnenden „Runzeln wegzubannen, gibt es ja wohl noch ein „freundlich Mittel.“ Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein andres, als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammen zieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andere sagen elf) Kinder als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht, sondern der übertriebenen ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst in's Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seite des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieses kann er

noch außerdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eins der schönsten Gemälde ist, die in einer größern Komposition, wo sie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Notion und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politischbürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grunde liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakspeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrer kleinen sind, die unter sich auf's Schärfste kontrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen, so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wohrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter den diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Bnyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen, und will, als König, die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze nnd Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysom (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden —

Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er.) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, so grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. s. — Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei seyn, wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat!“ konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männlichen Charakter sehr glücklich hervor scheinen läßt, das kalte Staats-Interesse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer unzugänglicher Charakter; „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang seines Unternehmens

ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern deſſelben; wir intereſſiren uns dafür, als galt' es etwas, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und ſie gehört dem Verfaſſer ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn ſeines Mörders die Achtung bekennt, die er längſt im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name „war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich „einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. „Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! „Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des „Jünglings der Mann. So biſt du vor mir her„geſchritten, immer vor, und ohne Neid ſah ich dich „vor mir und ſchritt dir nach und fort und fort. „Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen und ſah dich, „und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich „erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu „faſſen, dich — das iſt nun Alles weggeſchnitten, „und ich ſehe dich hier!" — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein „Spiegel, in welchem du dich gern betrachteteſt, „ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen ſind nicht „bloß zuſammen, wenn ſie beiſammen ſind; auch „der Entfernte, der Abgeſchiedene lebt uns. Ich „lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden „Tages habe ich mich gefreut," u. ſ. w. — Die übrigen Charaktere im Stück ſind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene ſchildert den ſchlauen, wortkargen, Alles verknupfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba ſowohl als Egmont malen ſich in den Menſchen, die ihnen nahe ſind; dieſe Schilderungsart iſt vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu verſammeln, hat der Dichter ihn ganz iſolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schickſal mit ihm hatte, weggeblieben iſt. Ein ganz neuer Charakter iſt Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieſes Gemälde des melancholiſchen Temperaments mit leidenſchaftlicher Liebe wäre einer eignen Auseinanderſetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem ſie ihm den Reſt zurückgelaſſen. Er ſieht ſich allein. Wie ſchrecklich ſchon iſt dieſe Schilderung:

„Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen.
„Sie theilt mit mir den Todestropfen,
„Und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie zieht mich an, und ſtößt in's Leben mich zurück;
„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran; •
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn?
„den unauflöslichen Neid
„in jene Wohnungen hinübertragen?
„Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich,
„und Holl' und Himmel bieten gleiche Qual."

Klärchen ſelbſt iſt unnachahmlich ſchön gezeichnet. Auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermadchen, und ein niederländiſches Mädchen—durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verfaſſer in einer Manier unübertreflich ſey, worin er ſein eignes Muſter iſt!

Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfaſſer ſelbſt ſie muthwillig zerſtört. Egmont hat alle ſeine Angelegenheiten berichtigt, und ſchlummert endlich, von Müdigkeit überwaltigt, ein. Eine Muſik laßt ſich hören und hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erſcheinung, die Freiheit, in Klärchens Geſtalt, zeigt ſich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrſten und rührendſten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt verſetzt, um einen Traum — zu ſehen. Lächerlich würde es ſeyn, dem Verfaſſer darthun zu wollen, wie ſehr dadurch unſerm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er ſo gut und beſſer gewußt als wir; aber ihm ſchien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, gehaltreich genug, um dieſe Freiheit allenfalls zu entſchuldigen. Gefalle dieſer Gedanke, wem er will — Rec. geſteht, daß er gern einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genießen.

Ueber Matthissons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunſt, der Landſchaftmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, iſt etwas Bekanntes, und die Rigoriſten in der Kunſt ſtehen ja noch heutiges Tages an, ob ſie den Landſchaftmaler überhaupt nur als achten Künſtler gelten laſſen ſollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landſchaft-*Dichtung*, als einer eigenen Art von Poeſie, die der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen ungefähr eben ſo, wie die Landſchaftmalerei der Thier- und Menſchenmalerei gegenüber ſteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beiſpiele aufzuweiſen.

Es iſt nämlich ganz etwas Anderes, ob man die unbeſeelte Natur bloß als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nothig iſt, von ihr die Farben der Darſtellung der beſeelten entlehnt, wie der Hiſtorienmaler und der epiſche Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landſchaftmaler, die unbeſeelte Natur für ſich ſelbſt zur Heldin der Schilderung, und den Menſchen bloß zum Figuranten in derſelben macht. Von dem erſtern findet man unzählige Proben im *Homer*, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal ſeiner dramatiſchen Gemälde verſinnlicht! Aber den Neuern (worunter zum Theil ſchon die Zeitgenoſſen des *Plinius* gehoren) war es aufbehalten, in Landſchaftgemälden und Landſchaftpoeſien dieſen Theil der Natur für ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer eignen Darſtellung zu machen, und ſo das Gebiet der Kunſt, welches die Alten bloß auf Menſchheit und Menſchenähnlichkeit ſcheinen eingeſchränkt zu haben, mit dieſer neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Laßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schonen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck, von Claude Lorrain's Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer so eben eine Matthisson'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsatze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effekt unsrer „produktiven Einbildungskraft in bestimmte Em„findungen zu versetzen," (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß für's Erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn; denn nach der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eignen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen mußte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Assoziation zu berechnen wissen, weil er nur insofern Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur insofern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfaltig abgesondert hat, was bloß aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Objekt gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts

nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur insofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte bringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachläßlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht einem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt: in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings Beides zusammen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichtetern Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Für's Erste ist nicht zu läugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und so weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er aller seiner Bestrebungen ungeachtet auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge,

welche ein Eigenthum der leztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann, entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und insofern also die Landschaftmalerei oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz, wir verlangen, daß jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftmaler und Landschaftdichter verlangen wir dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewußtseyn, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partieipiren können. Dringt nun der Tonsetzer und Landschaftmaler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen Statt findet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seine stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen; der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jezt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen bloß das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, ist eine unendliche Große.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftgemälden, so mussen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich

herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die natüelichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein successio gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt insofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde Seite 85.

Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn:
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt, u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unsere Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold zerfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura scholl der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn in's Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eichen Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebeldust streifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Assoziationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber so eine allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich H. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort bläſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flut
Stirbt die Glut;
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispeln weht im Thale
Um versunkne Heldenmale.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Sucession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreise Seite 66; zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaube einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsre Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschaftgemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenei'n,
Voll trüber Nebeldämmrung, seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterseenen, die ihm den Schöpfer der Heloise in's Gedächtniß rufen.

O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen und dadurch verderbt er. Die nun folgenden an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel, u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa blos flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden

ist. Anstatt solches auf's Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs diktirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolge versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fesselosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune. Alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen Alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniß beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verbindung stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unseres Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauen wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur aus ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt gern wieder zu ihnen zurück, und freut sich aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für die kultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen; es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst, verleihet und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tidur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehlichste und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie, wie sein Elysium (S. 34) komponiren kann, der

iſt als ein Eingeweihter in die innerſten Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klaſſiſchen Muſtern hat ſeinen Geiſt genährt, ſeinen Geſchmack gereinigt, ſeine ſittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menſchlichkeit beſeelt ſeine Dichtungen, und rein, wie ſie auf der ſpiegelnden Fläche des Waſſers liegen, malen ſich die ſchönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit ſeines Geiſtes. Durchgängig bemerkt man in ſeinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, ein nie ermüdendes Beſtreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleiſtet, und wir dürfen hoffen, daß er ſeine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in beſcheidenen Kreiſen ſeine Schwingen verſucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen ſeiner Einbildungskraft und in die Muſik ſeiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu ſeinen Landſchaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen. Beſcheidenes Mißtrauen zu ſich ſelbſt iſt zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth ſteht ihm gut an; und ſo ſchön es iſt, wenn der Beſieger des Python den fuechtbaren Bogen mit der Leier vertauſcht, ſo einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreiſe theſſaliſchee Jungfrauen ſich zum Helden aufrichtet.

Inhalt.

Nachrichten von Schiller's Leben . 1

Prosaische Schriften.

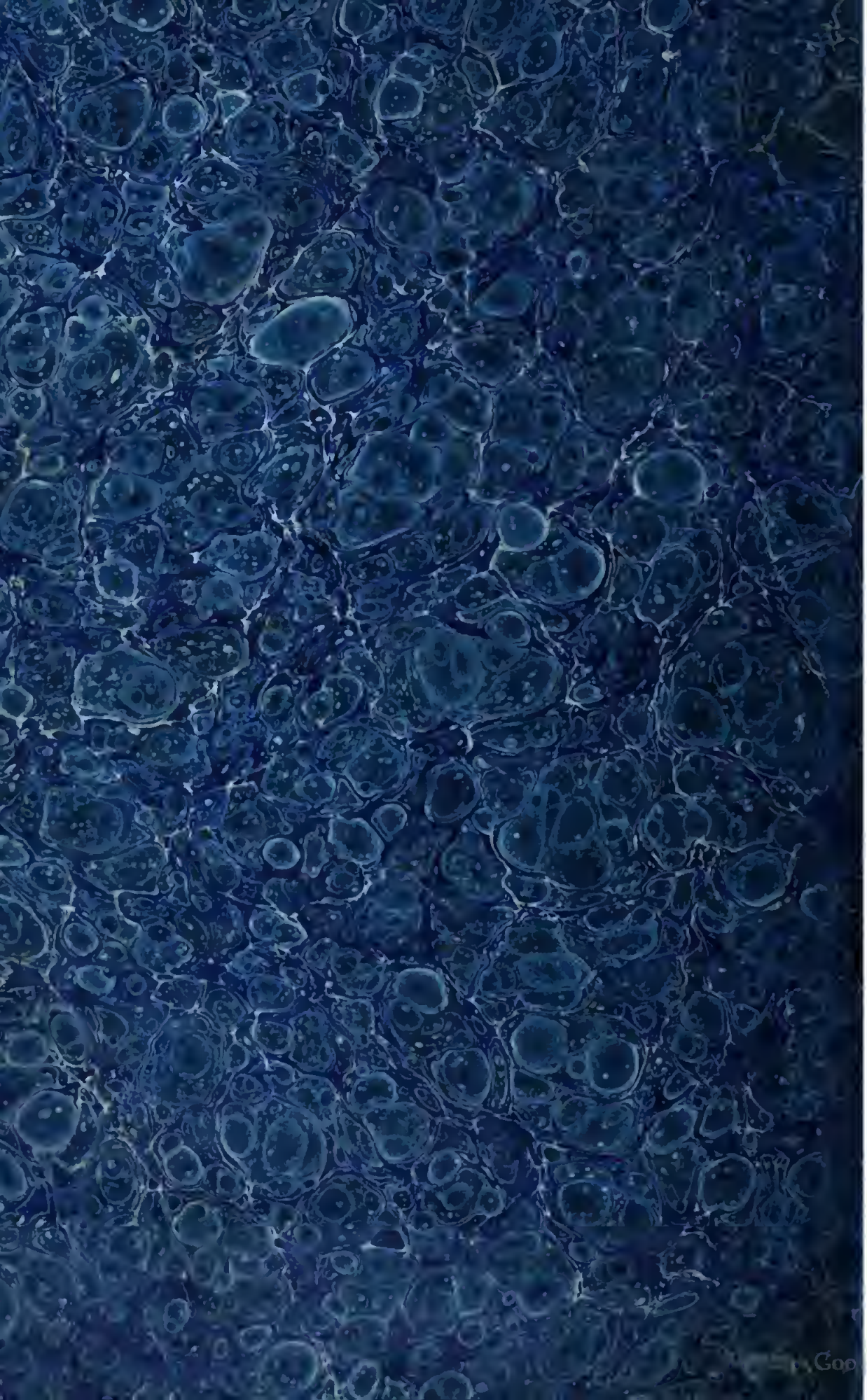
Erste Periode.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater . 1
Der Spaziergang unter den Linden . . 3
Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte 5
Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet 6

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Eine wahre Geschichte 10
Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte . . . 18
Der Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von O*** 22
Philosophische Briefe 61
Briefe über Don Karlos 71
Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung 86
Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.
Erster Theil 208
Zweiter Theil 272

Kleinere Schriften vermischten Inhalts.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? (Eine akademische Antrittsrede 1789.) . . 346
Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde. (1789.) 352
Die Sendung Moses. (1789.) . . . 358
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. (1789.) 366
Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. (1789.) 377
Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs. Ein Fragment. (1789.) 381
Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. . . 384
Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. (1791.) 393
Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547. (1788.) . . . 432
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville. (Aus den Horen vom Jahr 1797.) . . . 433
Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens, nach Bertot von M. N. bearbeitet. (1792.) 461
Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle, nach Pitaval. (1792). 464
Ueber Anmuth und Würde. (1793.) . 465
Ueber das Pathetische. (1793.) . . 485
Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. (1792.) . 494
Ueber die tragische Kunst. (1792.) . 499
Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. (1793.) . 507
Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen. (1795.) 514
Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen. (1793.) . 550
Ueber naive und sentimentalische Dichtung. (1795.) 558
Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. (Aus den Horen vom Jahre 1796.) 590
Ueber das Erhabene. (1796.) . . . 595
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst . 599
An den Herausgeber der Propyläen. (Aus den Propyläen.) 601
Ueber Bürgers Gedichte. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1794.) 605
Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1793. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1795.) . . 610
Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1788.) . . . 613
Ueber Matthisson's Gedichte. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1794.) . . . 616

810,585